

Grey Scale #13



A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



VALERIUM MARCU
SCHARNHORST



VALERIUM ARCU
SCHARNHORST

MARCU / DAS GROSSE KOMMANDO SCHARNHORSTS



G. Scharnhorst.

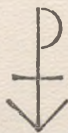
General Gerhard Johann David von Scharnhorst

VALERIUM ARCU
DAS
GROSSE KOMMANDO
SCHARNHORSTS

Die Geburt einer Militärmacht
in Europa

*

MIT ZAHLREICHEN BILDERN

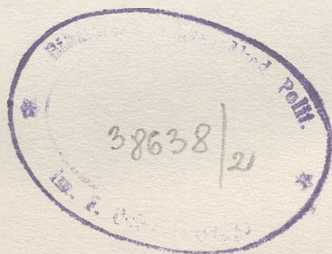


PAUL LIST VERLAG · LEIPZIG

355.9 (323.32) 355.1 (09)

FRITZ SCHÖNER

in Freundschaft



Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1928 by Paul List Verlag, Leipzig

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Printed in Germany

INHALT

Vorspiel	7
Das Experiment und die Festung am Meer	9
Die Sackgasse der Kriegswissenschaft und der ewige Friede . .	22
Die Straße gebiert die Armee	49
Die kriegerische Idee und der Mensch in der Schlacht	66
Französische Militärpraxis und deutsche Militärtheorie	82
Preußische Klassenkämpfe und preußische Militärpolitik . . .	113
Die Tradition der Macht und die Politik der Ohnmacht	138
Romantik und Armee	186
Die Dreieinigkeit der Politik, des Friedens und des Krieges . .	254
Tradition und kriegerische Lösung	310

INHALT

7	Einleitung
9	Die Bedeutung der Forschung für die Wissenschaft
11	Die Bedeutung der Forschung für die Praxis
13	Die Bedeutung der Forschung für die Kultur
15	Die Bedeutung der Forschung für die Politik
17	Die Bedeutung der Forschung für die Wirtschaft
19	Die Bedeutung der Forschung für die Gesellschaft
21	Die Bedeutung der Forschung für die Menschheit
23	Die Bedeutung der Forschung für die Zukunft
25	Die Bedeutung der Forschung für die Welt
27	Die Bedeutung der Forschung für die Erde
29	Die Bedeutung der Forschung für die Natur
31	Die Bedeutung der Forschung für die Seele
33	Die Bedeutung der Forschung für die Liebe
35	Die Bedeutung der Forschung für die Hoffnung
37	Die Bedeutung der Forschung für die Gerechtigkeit
39	Die Bedeutung der Forschung für die Wahrheit
41	Die Bedeutung der Forschung für die Schönheit
43	Die Bedeutung der Forschung für die Harmonie
45	Die Bedeutung der Forschung für die Einheit
47	Die Bedeutung der Forschung für die Vollkommenheit
49	Die Bedeutung der Forschung für die Glückseligkeit
51	Die Bedeutung der Forschung für die Unsterblichkeit
53	Die Bedeutung der Forschung für die Ewigkeit
55	Die Bedeutung der Forschung für die Unendlichkeit
57	Die Bedeutung der Forschung für die Allmacht
59	Die Bedeutung der Forschung für die Allwissenheit
61	Die Bedeutung der Forschung für die Allgegenwart
63	Die Bedeutung der Forschung für die Allheiligkeit
65	Die Bedeutung der Forschung für die Allgütigkeit
67	Die Bedeutung der Forschung für die Allgerechtigkeit
69	Die Bedeutung der Forschung für die Allweisheit
71	Die Bedeutung der Forschung für die Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart, Allheiligkeit, Allgütigkeit, Allgerechtigkeit, Allweisheit

VORSPIEL

Auf einer künstlichen Insel des Steinhuder Sees, still in sich versunken, lag die Militärschule des Grafen Schaumburg-Lippe, in die Gerhard Johann David Scharnhorst, Sohn kleiner Gutsbesitzer, eintrat.

Der Knabe war in Bordenau geboren. Die Eltern, die um ein Erbgut schon seit Jahren prozessierten, zogen kurz darauf nach Hämelsee. Auch an der neuen Stätte ihres Daseins führten sie dasselbe Leben der Mühsal; sie hatten dieselben Bedürfnisse, Interessen und Gefühle, die immer dienende Armut an den Reichtum binden. Die Kreuz- und Querwege des Familienhaders verschlangen viel vom Ertrag der Arbeit. Der Vater mußte auch dieses Dorf verlassen und übernahm ein Pachtgut zu Bodmar. Ursprünglich war er Wachtmeister in der Armee seines Landesherrn gewesen, hatte mitgeholfen, Fürstenfehde auszutragen. Die Ackersleute beobachteten die Kämpfe der Christenheit blaß und bebend, sie kannten den Spruch bewaffneter Rottenführer: „Krieg ohne Brandstiftung ist ebensowenig wert wie Leberwurst ohne Senf“.

Ein Dorfschullehrer unterrichtete den jungen Scharnhorst. Der frühe Ehrgeiz, die bauerliche Zähigkeit machten es dem Schüler zur Pflicht, vieles von dem zu wissen, was glückliche Söhne lernen, die alle Vorteile der Welt von den Ahnen geschenkt bekommen. „Ich habe — schreibt er — fast in keiner Wissenschaft mündlichen Unterricht genossen. Um jedes Wort orthographisch schreiben zu lernen, ließ ich mir ... alle Tage eine Seite meines Lehrbuches

diktieren, revidierte es dann in diesem und machte unter die Worte, welche unrecht geschrieben waren, Striche . . .“.

Groß und unendlich erscheinen dem Knaben am Abend, wenn er über sein Buch gebeugt sitzt, im schwachen, zitternden Licht einer Lampe, die Möglichkeiten des Werdens. Sie spornen an, schenken den Mut zu regelmäßiger Geduld, überwinden die Widerstände. Jeder begriffene Gedanke wird Seligkeit. Noch trübt kein drückendes Erinnern die Begeisterung.

Als der Erbschaftsprozß der Familie durch die Entscheidung des höchsten kurbrandenburgischen Gerichtshofes gewonnen war und der Vater den Sohn in die Militäranstalt begleitete, schien dem Siebzehnjährigen nur noch die Gelegenheit zu den herrlichsten Taten zu fehlen.

DAS EXPERIMENT UND DIE FESTUNG AM MEER

„Die ganze sichtbare Natur ist nichts als
das Zifferblatt und der Zeiger . . .“

I. G. Hamann.

Voltaire hat im Laboratorium seines Landsitzes alle Apparate, die das zu Ende gehende Jahrhundert als neueste Untersuchungswerkzeuge feiert. Der Literat mißt mit dem Thermometer Reaumurs und freut sich über das Farbenband Newtonscher Prismen, als säße er im Parkett bei der Erstaufführung eines seiner historischen Dramen. Der Philosoph, dessen Lehrgebäude von den drei Säulen des Lachens, des Spiels und des Vergnügens getragen wird, schneidet einer Schnecke nach der anderen den Hals durch, um die Funktion der Nervenbündel zu erforschen.

Aus der stillen Arbeit dieses Versuchszimmers, den geduldigen Mühen unzähliger ähnlicher dunkler Stuben, der überwundenen Verzweiflung des Nichtgelingens, aus der Freude über die Entzifferung eines Geheimnisses der gleichgültigen Materie, die weder Sprache noch Rede kennt, erhebt sich das neue Lebensgefühl und überströmt alles mit der Regenflut der Hoffnung. Die Erde glänzt in morgendlicher Frische. Die Erfahrung, das Experiment, triumphiert von Gelehrtenstube zu Gelehrtenstube. Die Philosophen entwerfen phantastische Bilder einer idealen Wissenschaft.

Schon vor Voltaire hat Leibniz die Akademie gefeiert. In der Utopie seines Arbeitsparadieses war Europa mit einem Netz von Forschungsinstituten bedeckt. Wie Wetterwarten Wind und Wolken, so sollten diese Zentralgehirne die Stufen der Mannigfaltigkeit, die Arten der Kräfte, die Möglichkeiten der Vollkommenheit, das ganze Uni-

versum analysieren, ein Gesetz aller Widersprüche und aller Harmonien finden.

Das Experiment soll alles genau beweisen, das natürliche Weltgeschehen offenbaren. Ein sicheres und geprüftes System will, wenn nicht mehr Gold, so doch moralische und physische Werte erzeugen. Um die Versuchsgläser schweben Ahnungen von gespenstischer Kühnheit.

Diesem Bewußtsein weniger Verkünder, die auf einsamen Wegen Unendlichkeiten schauten, aus der Stille der Gedanken Gotteshäuser der Zukunft wölbten, entsprach in den Städten Hollands, Englands und Frankreichs, in denen ungeheure Warenmengen den Reichtum der Gesellschaft bildeten, ein neues Streben nach freiem Raum und „natürlichem Recht“.

„Als natürlich — schreibt Benedetto Croce — bezeichnet man ... was dem Individuum der verschiedenen Völker und Staaten gemeinsam ist, so daß in praktischer Hinsicht das Wort zu einer wirksamen Parole wurde, um das Bürgertum der verschiedenen Länder zu gewissen gemeinsamen Wünschen, Hoffnungen und Kämpfen zu vereinigen. Die Traktate des Naturrechts waren im 17. und 18. Jahrhundert für das Bürgertum, was das Kommunistische Manifest und der Ruf: Proletarier aller Länder vereinigt euch! für die Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert zu sein versuchten.“

Die Stimmung des neuen Lebensgefühls empört sich gegen die Spitzenmanschetten des Rokoko, gegen alles Konventionelle, das schwer wie Blei wiegt. Die Überlieferung lastet mit ihrem ganzen Gewicht und wird als angeborene Qual verdammt. Man flüchtet in glänzende, weite Unbestimmtheiten, proklamiert sich zum Bürger der Erde, feiert den „Genius“, spricht von souveräner Persönlichkeit, sucht für den Menschen eine diamantene Krone der Wahrheit. Im Labyrinth alter Bibliotheken kämpft man

wie in verborgenstem Dickicht, um dem sumpfigen Boden zu entfliehen und auf Plätze blühender Reben zu gelangen: in Regionen „Ewiger Wahrheiten“ der neu entdeckten kritischen Vernunft. Alles, was beengt, hat einen willkürlichen Namen: Mittelalter! Auf Kosten der Vergangenheit ist man liberal.

Diesem geistigen Erdrutsch kann nichts widerstehen. Selbst die überlieferten Systeme des Glaubens werden in sich modernisiert.

Gott ist nicht mehr der gefürchtete Tyrann, der machtvollste Imperator — denn auch er besitzt ja die vollkommenste Vernunft. Und die Erdensöhne verstecken sich nicht weiter in seinem und des Vatikans Keller, wenn sie unter zu vielem Licht leiden. Sie haben die „Freiheit des Christenmenschen“ errungen. Die Jesuiten sind das Moderne, formen den neuen Katholizismus durch den Geist des Klassizismus; sie leiten die meisten Schulen Frankreichs und des übrigen Festlandes. Die Ausweisungen können ihre Macht nicht brechen. Die Jesuiten erklären, daß der Gedanke die Welt beherrschen müsse, sind Vertreter einer kosmopolitischen Weltanschauung; sie zitieren den heiligen Hieronymus als Beweis für die Republik der Geister.

Der Protestantismus feiert die freie Forschung der Bibel. „Wohin — schreibt Stendhal — führt dieses endlose Grübeln über die heiligen Schriften . . . wenn nicht zur freien Forschung, das heißt zum schlimmsten Protestantismus . . . Wer kann einen Mann von geistigem Rang hindern, zur anderen Seite überzugehen!“

Auf der Suche nach dem Absoluten, dem alles übersehenden Himalaja des Geistes, nach der Kausalerkenntnis der Natur verbindet man das mathematische Denken mit der Beobachtung und dem Experiment. Diese Art des Erkennens soll Schlüssel zu den Toren der Geheimnisse zaubern. Die Astronomie wird zum Problem der Mechanik; in der Physik

wird die Schnelligkeit des Lichtes berechnet, die Gesetze der Akustik werden aufgestellt. Aus kunstvoll konstruierten Apparaten sprühen zum ersten Male Funken der Elektrizität; und in der Kriegskunst gilt der beste Mathematiker als erster Feldherr.

Auf dem Schlachtfeld marschirt die Kolonne. Sie bildet Linien, die sich nach vorwärts bewegen. Das Ganze ist eine Masse mit handwerksmäßigen Reflexen. Jeder einzelne aus dieser in eine Form gegossenen Menge ist ein anderer als am Tage zuvor, hat etwas von einem Nachtwandler. Sie marschieren auf fester Erde, und trotzdem könnte es einem scheinen, als gingen sie an der Dachrinne eines hohen Hauses entlang. Sie bewegen sich immer vorwärts; der Tod ist der Mond, der sie anzieht.

Die Armee heißt das „natürliche Element der Strenge“. Um genau mit dieser Masse operieren zu können, muß man aus bleichen, erschrockenen Gestalten jedes Besondere ausmerzen. Sie sollen die Regelmäßigkeit der Zahl haben, einen Begriff, „Hundert“, „Tausend“ oder „Zehntausend“ darstellen, müssen addiert, subtrahiert, multipliziert werden können, als Welt von gedachten Größen existieren. Sie sollen sich auch, wie die Linie, geometrisch verändern lassen, zerschneiden und zusammensetzen. Wie auf allen Gebieten die aus dem Versuch geborene Formel gesucht wird, nicht das jeweilig, sondern das in aller Ewigkeit Vernünftige, so auch in der Kunst des Krieges. Ein Stein militärischer Weisheiten, Schlüsselpositionen, uneinnehmbare Festungen! Die Strategie wird zum Spiel der Zahl. Gerade die Epoche, die den Menschen, die Macht der Persönlichkeit feiert, löscht die Persönlichkeit des Individuums im farbigen Sterbekittel mit dem mathematischen Schwamm aus.

In dem Gedankengebäude der Zeit ist dieser Widerspruch nicht der einzige. Die Humanität verträgt sich

mit der Knute; die exakte Wissenschaft, das Experiment mit messianischen Hoffnungen; allesverzeihende, skeptische Liebe mit Kabinett-, Erb- und Kolonialkriegen; pädagogische Träume mit Ruderschlägen der Galeerensklaven. Der Trost aller Philosophen von Beruf und ihrer Gönner auf großen und kleinen Thronen ist die vom dritten Stand übernommene Theorie des Fortschritts. Die Kaufherren in Amsterdam, die Manufakturbesitzer in London und Manchester, die Bodenspekulanten in Paris, denen die Häuser und Güter des alten Adels gehören, feiern ihre Tage als vielversprechende Hoffnungen der Welt, verkünden von Land zu Land die neue Lehre. Zukünftige Verwicklungen erscheinen im Lichte der Verheißung.

Nicht nur Frankreichs verarmte Noblesse am ältesten Thron des Kontinents harrt in Erwartung und Wahrung eigenen Vorteils der kommenden Dinge; im Gehölz unzähliger Landestafeln deutscher Grenzen können die gekrönten Dorftyrannen sich denselben Gefühlen überlassen.

In dem versteinerten politischen Labyrinth dieser Souveräne lebt auch Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe. Er hat, wie die anderen Landesväter, nicht das Bewußtsein seiner Schwäche. Überblickt der Souverän aus dem Fenster seines Speisezimmers die Grenzen des Reichs, so wird sein Entschluß, sich um jeden Preis zu erhalten, nur um so fester.

Im deutschen Lande, umgittert von den Militärstaaten Frankreich und Rußland, mit gefesselten Verkehrsstraßen, die Mündungsgebiete der Weser, des Rheins, der Oder und der Elbe in fremdem drohenden Besitz, bildet sich das Schicksal jedes einzelnen Kleinstaates unabhängig vom andern, ohne die Macht eines gemeinsamen Erlebnisses. Als einzige Gewalt herrscht die fürstliche Aristokratie, die den leibeigenen Bauern noch immer die Kosten der Vergangenheit, die Rechnung des Dreißigjährigen Krieges, bezahlen läßt.

Keine entscheidenden Klassenkämpfe wirken gegeneinander, aus deren Reibungen Energien und Kräfte entstehen könnten.

Das Übergewicht der Feudalen läßt die Städte und Dörfer in nebligem Grau erscheinen, umringt das Lokale, das Besondere mit Liedern, Märchen und mit Gewalt. In der windstillen, ewig gleichgültigen Atmosphäre faßt jede Eigentümlichkeit tief Wurzel. Der Baum des Marktfleckens dämpft mit seiner Krone alle Rufe aus der Ferne.

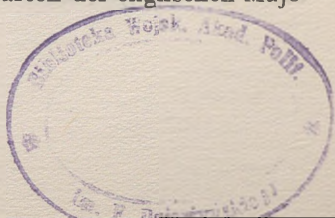
Graf Wilhelm zu Lippe darf sich nicht, eben so wenig wie die anderen deutschen Souveräne, auf die Straßen der großen Politik wagen. Er kann nur dort, wo das Weltmeer tief in eine deutsche Bucht eindringt, herumplätschern und sich mit seinen Nachbarn wie Kinder bespritzen. Höchstens werden, wenn ein günstiger Wind weltpolitischer Ereignisse weht, einige Schiffe ausgerüstet, um Untertanen nach Korsika, Indien, Kapland oder nach Nordamerika zu verdingen. „Von der Mitte des 15. — schreibt Nitzsch — bis zu der des 18. Jahrhunderts bildeten deutsche Soldaten den Kern oder doch einen Hauptbestandteil der europäischen Armeen. Wie einst der deutsche Kaufmann es verstanden hatte, im ganzen Umkreis der europäischen Kultur festen Fuß zu fassen, so finden wir jetzt die Sprößlinge deutscher Adelshäuser als Generäle in allen Heeren, auf allen Schlachtfeldern Europas, von Morea bis Portugal und Irland. Das Selbstgefühl des deutschen Kaufmanns verschwand in derselben Zeit, wo sich dasjenige des deutschen Adels mit dem wachsenden Bewußtsein seiner politischen Unentbehrlichkeit wieder aufrichtete.“

Wenn die militärische Kraft nicht ausreicht, um sie in den Dienst des Auslandes zu stellen, wird wenigstens der Schein eines kriegerischen Apparates gewahrt. Der Soldat übt sich statt in Feuergeschwindigkeit in der des An- und Ausziehens. Serenissimus hat eine Garderoben-

kaserne, und der Schneidermeister ist Generalissimus. Derselbe gedrillte Mann stolziert bald als Trabant, bald als Hatschier oder Schweizer Gardist einher, bald als Musketier, Gardier du Corps, schwerer oder leichter Kavallerist.

Der Graf zu Lippe, der keine Soldaten zur Ausfuhr besaß, exportierte sich selber, um in England zu dienen. Sein zu Bückeburg regierender Vater war holländischer General. Als zweiter Sohn ist der in London geborene Wilhelm nicht zur Thronfolge bestimmt. Der im niederländischen Dienst stehende Landesvater wollte ihn für das Mißgeschick der Geburt durch glänzende Ehrenkreuze im britischen Kolonialland entschädigen und zugleich von der Heimat entfernen. Mit zwölf Jahren kam der Graf nach Genf und blieb hier über ein halbes Dezennum. Der Schweizer Alpensee wurde gerade jetzt zum Weihwasser Rousseauscher Gedanken. Unter dem Schlachtruf „Natur!“ eroberten sie die Herzen der Plebejer, färbten sie alle Manuskripte der europäischen Literaten. Der Graf geriet in moralische Leidenschaften, wurde von Anhängern der poetisch-melancholischen Tier- und Pflanzenlehre des Genfer Weisen erzogen, rebellierte gegen den Vater. Für Rousseau ist Stadt und Land, Vergangenheit und Zukunft Natur. Und unnatürlich erschienen dem Sohn Bückeburgs die Galanerien seines Erzeugers, dessen natürliche Leidenschaften nach den Spielen und Polstern des Harems verlangten. Der biedere demokratische Enthusiasmus der Tugend verpönte die kostspieligen Rokokomasken aristokratischen Liebeslebens und stritt für die viel billigere bürgerliche Ehe.

Die Genfer Kronprinzenrebellion hatte jedoch ein schnelles Ende. Der gräfliche Sohn besuchte, wie die meisten Literaten der Epoche, nur mit mehr Geld und in bequemerem Karossen, die Höfe Europas. In der Wiener Burg war er ebenso zu Hause wie in den Gärten der englischen Maje-



stät. Als sein ältester Bruder plötzlich starb, mußte der Jüngling die Kavaliersreise abbrechen. Er fuhr nach London und diente im Leibregiment des Königs. Nach dem bald darauf erfolgten Tod seines Vaters übernahm er die heimatliche Regierung und zerstörte die Serails seines Vorgängers mit derselben Lust und Ungeduld, mit der sie der Verblichene aufgebaut hatte. Befreite der Fürst die Töchter des Landes vom Dienst, so verlangte er ihn von den Söhnen. Auf hundert Seelen rechnete der ebenso landarme wie absolute Herrscher für Kriegs- und Friedenszeiten acht Soldaten aus.

„Der König von Großbritannien — meldet die Chronik — schloß im Einverständnis des Königs von Preußen am 28. August 1756 mit dem Grafen zu Lippe einen Staatsvertrag, vermöge dessen der Graf seine Truppen zum Krieg gegen die Franzosen mit den hannöverschen verband, dagegen von England Hilfgelder und eine angemessene Befehlshaberstelle erhielt.“

Der Graf focht auf preußischer Seite, bis ihn London zum englischen Befehlshaber in Portugal ernannte.

Hier, im Lande westlich der Pyrenäen, fand der Graf eine kostümierte Armee ähnlich wie auf dem Karneval vor, ein Heer, scheinbar aus napolitanischen Bettlern zusammengesetzt. Der Sonne und dem Frieden unter Orangenbäumen vertrauend, schlenderten zerlumppte Soldaten ohne Waffen umher. Als Kasernen dienten öffentliche Plätze, der Meeresstrand, Wiesen und Hausflure. Die Krieger ernährten sich von Bettelei, allen voran die Leibwache des königlichen Palastes. Unter tiefen zeremoniellen Kniebeugen erflehten die Posten ein Almosen. Um für Portugal himmlische Gnade zu erlangen, marschierten Opportos Regimenter an Sonn- und Feiertagen zur Prozession, voran die Offiziere unter dem Baldachin. Die gerührten Bürger verteilten Gaben unter die heiligen, Lieder singenden Gotteskinder.



Graf Georg Wilhelm, Fürst zu Schaumburg-Lippe

Diese fromme Armee unblutiger Streiter, vom Mute der Feigheit beseelt und weitsichtig persönliche Gefahren erkennend, empörte den nach englischen Begriffen erzogenen Grafen. Er war ein moderner Sach- und Pflichtenmensch, lebte in dem von Cromwell eingeführten „military spirit“. Für die vom „Gleichschritt“ noch nicht disziplinierten Portugiesen konnte der deutsch-englische General nur Verachtung empfinden. Seine Reorganisationsaufgabe scheiterte an der südlichen Lebenswelle vorkapitalistischer Menschen ohne Arbeitsteilung.

Er verließ den britannischen Dienst, blieb nur noch im englischen „Bündnis“, und kehrte nach Bückeburg zurück. Der Graf konnte die Heimat wie einen Garten übersehen, und wie ein Obstbesitzer auch über seine Früchte verfügen; denn die Rechte der Stände waren seit dem westfälischen Frieden im Graben der Vergangenheit versunken. Er genoß das Glück der Machtvollkommenheit bei seinen militärischen Versuchen. Wie ein Gelehrter im Laboratorium freute sich der Herrscher in seiner Residenz. Aber nicht die Einführung des Kriegsdienstes kennzeichnete ihn. Auch andere deutsche Fürsten versuchten die Militarisierung ihrer Untertanen. Ohne die allgemeine Dienstpflicht voraus zu ahnen, errichteten sie Fallen, um Menschen zu fangen. In Hessen hatte der Landgraf das Werbesystem aufgehoben, das Land in Kantone eingeteilt, 16000 Mann gepreßt. Das Haus Waldeck lieferte jahrzehntelang den Holländern Soldaten. Hauptmann Rieger führte im Auftrag des Schwabenherzogs die durch Desertion gemilderte Massenaushebung ein. Dank diesem Verwalten und Regieren hatte jeder Zaunkönig sein zumeist hölzernes Versailles, Monplaisir oder Monbijou, seine Eremitage, Bellevue oder Solitude, seine glänzenden Spiele, Wasserkünste, Tournoiëre und Karussells.

Der Fürst zu Lippe indes verband mit dem Bestreben

zur allgemeinen Wehrpflicht eine politische Idee, die ihm moralisch erschien. Er wollte den Pflichten territorialer Verteidigung genügen, auch wenn er den Blick nur ins rein Militärische versenkte, den Begriff der Nation noch nicht kennen konnte. Der Graf glaubte, alle deutschen Fürsten hätten die Aufgabe, ihr Ländchen in uneinnehmbare Schlüsselpositionen zu verwandeln. Im Einklang mit den Philosophen der Zeit, die leicht die „Schuldigen“ von den „Reinen“, das „Moralische“ vom „Verbrecherischen“ zu unterscheiden wähten, meinte er, nur die Defensive sei in der blutigen Jagd des Krieges menschlich und erlaubt. Schrieb Montesquieu, daß nur die Verteidigung der bürgerlichen Notwehr entspräche, so erklärte der Besitzer Lippes in seinen sechsbändigen „Mémoires sur la guerre défensive“: „Je vollkommener die Kriegswissenschaften sind, desto gefährlicher ist es, Kriege anzufangen, desto seltener werden sie geführt, desto mehr entfernt sich die Art, sie zu führen vom wilden Erwürgen . . . Keiner als der Krieg der Verteidigung ist rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtschaffenen Mannes . . . Man muß die Kriegskunst anwenden, um den Krieg zu verhindern oder doch seine Übel zu vermindern.“

Der Graf hätte seine Heimat am liebsten von steilen Küsten und Klippen, von hohen Gipfeln und tiefen Schluchten geschützt gesehen. Da aber Lippes Landschaft von keinem kriegerischen Gott erschaffen worden war, so mußte aus dem Steinhuder Meer, dem größten See Nordwestdeutschlands, das romantische Bild einer idealen Landschaft hervorgezaubert werden. Über die Fläche des Sees, dessen Wogen in stürmischen Tagen wie die des Meeres weiß blitzen, sollten sich nach des Erbauers Plänen die drohenden Mauern einer ewigen Festung erheben. Das kleine Lippe errichtete eine Pyramide der Verteidigung.

Eine künstliche Insel wurde angelegt. Zum moorigen

Ufer schleppten die Untertanen Steine, Balken und Nägel. Vier Jahre lang hörte man unverständliches müdes Murmeln der zur Arbeit Verurtheilten. Kahn auf Kahn beförderte Steine, Baumstämme, Bauschutt und Sand nach der Mitte des Sees. Siebzehn kleine Inseln schützten die Hauptinsel. Auf der künstlichen Erde erhob sich dann die Zitadelle, von der aus vier Mauern strahlenförmig zu den vier Ufern führten. Die Einsamkeit des Ortes schützte die Rätsel des inneren Baues, in dem in bombensicheren Kasematten Munition und Proviant für lange Jahre aufgespeichert lagen.

Um die Schatten der Wilhelmsfestung, deren Mauern die Einwohner einschüchterten, bildete sich ein Kranz von Legenden, als ob die Burg eine Ruine aus ältester Zeit wäre. Die Bauern sahen in dunklen Nächten purpurumhüllte Gondeln gleiten, und in der Abendsonne spukten Flammen um die Kanonen der Türme und Gräben. Wie ein legendenhafter Zauberer waltete der Graf. Die Rastlosigkeit verließ ihn auch dann nicht, als die Festung mit fertigen Mauern dastand. Alle Elemente der exakten Wissenschaft wollte er in der Kriegskunst anwenden. Die sandigen Ufer wurden befestigt, Anlagen gebaut — verschiedene Arten von Feldschanzen, in denen schwere und leichte Geschütze aufgestellt waren, große und kleine Lager, Kasematten, Minenplätze und Feuerwerksstände. Die Pulverkraft wurde geprüft, die Wurfweite der Bomben berechnet. Eine Stückgießerei lieferte Kanonen nach England. Die kleine Armee Lippes manövrierte nach den Berechnungen des Grafen. Die Infanterie wurde enger mit der leichten Kavallerie verbunden und das harmonische Verhältniß zwischen den verschiedenen Waffengattungen gesucht.

Portugal hatte den Grafen die Teilnahmlosigkeit der Bevölkerung bei kriegerischen Ereignissen fürchten gelehrt. Er

rechnete auf die Hilfe der Bauern, sie sollten die kleine Garnison der siebzehn künstlichen Inseln unterstützen.

Die Mauern der Wilhelmsburg, für Jahrzehnte gedacht, sollten nach des Grafen Hoffnungen nicht nur vom Mörtel und Kalk, sondern vor allem durch die fortzupflanzende Idee der Verteidigung, durch seine eigenen gepredigten Gedanken erhalten werden. Der Herr Lippes wollte aus den zwölf Kadetten seiner Militäranstalt so vollkommene Offiziere machen, wie die Festung nach seiner Meinung unbezwingbar sein sollte.

Die Philosophen des Jahrhunderts versuchten ihre Kunst nicht nur im Laboratorium. Sie wollten auch Meister der Kindergärten sein, glaubten an die Pädagogik; die gleichartige Unschuld Neugeborener entzückte sie, und deren Gesichter versprachen bessere Welten. Die „Erziehung des Menschengeschlechts“ war der gemeinsame Text Rousseaus, Lessings und Herders. Dem kommenden Geschlecht schenkten sie ihre Ideen, jede Niederlage der Vergangenheit sollte von der neuen Menschenwelle siegreich überflutet werden.

Der Graf entwarf eigenhändig die Erziehungspläne für die zwölf Zöglinge. Jeden Kandidaten prüfte er selbst. Auch nichtadlige Jünglinge wurden aufgenommen. Den Marschallstab des Lehrers, den Stock, verbot er.

Unter den Schülern befand sich seit dem Jahre 1773 auch Gerhard Johann David Scharnhorst. Dem Lehrer gefielen die Zähigkeit, das aufmerksame Zuhören, die Spuren der Mühen eigenen Lernens an dem Zögling. Der Graf, an Versuche und Beobachtungen gewöhnt, merkte sich eine Antwort, ein Zucken in den Augen des schüchternen Dorfsohnes. Und wie sich alles in Unerwartetem entscheidet, so entschied sich auch das Schicksal der Gedanken des Grafen bei der Bekanntschaft mit dem kaum erwachsenen Jüngling. Hier konnte er lehren, fortpflanzen und durch

ein sich bildendes Individuum im größeren geschichtlichen Raum wirken. Sicherlich, das, was der Herr Lippes geschaffen hat, seine Bauten, der Versuch der grandiosen Festung, erscheint wunderlich, grillenhaft. Es war wie ein marmorner Palast auf den schwimmenden grünen Wiesen, die die Moorlandschaft des Sees bedeckten. Dennoch, diese Einseitigkeit hat die Grundstoffe, die ersten Anfänge, die einzelnen Bestandteile des Neuen, der Veränderung wie in einer Mustersammlung aufbewahrt. Hier wurde ein Teil der Ursachen kommender militärischer Umwälzung geboren. Der andere, das gesellschaftliche Element, in das diese Funken überspringen sollten und das wiederum diese kleinen Lichter zum sozialen Brand entfachte, ahnte der Graf ebenso wenig wie der Schüler.

Die vier Jahre der Steinhuder Akademie machten aus Scharnhorst einen jungen Gelehrten. Nachdem der Graf im Jahre 1777 gestorben war, verfielen Schule und Festung, die Burg wurde zur Ruine. Aber die Ergebnisse dieser Anstrengungen hatten sich im Gehirn Scharnhorsts vereinigt. Er begann seine Wanderung.

DIE SACKGASSE DER KRIEGSWISSENSCHAFT UND DER EWIGE FRIEDE

„Meister, — fragt der Jünger — wer ist dieser glänzende Gott, den ich in seiner majestätischen Herrlichkeit hinter den Wolken sehe? Scheint es Dir nicht, daß er mich ruft? Und Buddha antwortete lächelnd:
Ja, mein Sohn, er ruft Dich!“

Georges Clemenceau.

Der zweiundzwanzigjährige Scharnhorst mußte zunächst in lippische Dienste treten. Jugendlicher Ehrgeiz ließ ihn die Enge des Bückeburger Landes leidvoll empfinden. Wie der Steinhuder See Stimmen und Farben des Meeres vertauschte, so sollten auch die wenigen Regierungsstuben des Regenten und die dreihundert Soldaten das Aussehen einer festen Macht erwecken. Mit jedem Tag schienen dem Jüngling die Heiden Bückeburgs sandiger, die Städte winziger. Die Bedrückung drohte Ziele zu verwischen.

Graf Wilhelm hatte dank der Kühnheit seiner Pläne Freunden und Schülern Grundsätzliches und Theoretisches, das keine Landesgrenzen kennt, zeigen können. Da nun der Rhythmus dieser Kraft verschwunden war, schienen die militärischen Anstalten Lippes ihrer Bedeutung entkleidet. Das von ihm Gelehrte indes suchte die Helle eines weiteren Horizonts.

Das benachbarte Hannover war der Traum jugendlicher Wünsche. Dort wollte Scharnhorst wirken.

Hannover war königlich-großbritannisch.

Wenn der englische König frische Soldaten braucht, so jammert und flucht nur die aus deutschen Kleinstaaten gepreßte Mannschaft. Der Offizier aber sieht die Befreiung

aus dem schmerzlichen Einerlei einsamer Garnisonstädte, träumt von überwundener Mühsal, von stürmischer Fahrt und herrlicher Landung. Am englischen Himmel glänzen alle Sterne, und jeder meint, sich seinen eigenen herunterholen zu können. Das reichste Land verteilt nicht nur Schätze. In den unendlichen Kellern des Weltbeherrschers liegen die Kästchen aller Wünsche aufgestapelt. Es ist eine phantastische Apotheke der Seele. Die Macht verspricht, auch wenn sie schweigt und nichts verspricht.

Die Landstraße von Bückeburg nach Hannover war der Weg ins Paradies der Möglichkeiten, die um einen Jüngling schwirren und surren, wie Bienen um die Linde. Nach Überwindung vieler bürokratischer Schwierigkeiten gelang es Scharnhorst endlich, da das Diplom des Grafen Wilhelm die beste Empfehlung war, als Fähnrich in hannoveranische Dienste zu treten. Hier fand sich der Knoten, der das Individuum mit dem Ganzen verband.

Hannover war ein Nebengebäude englischer Macht, britischer Hauptposten in Europa. Der Kurhut dieses staatlichen Gebäudes war aber kein schützendes Dach. Der Fürst, Seine Majestät Georg der Dritte, genehmigte, wie ein gnädiges Handschreiben lautete, daß fünf Regimenter seiner hannoveranischen Truppen in Gibraltar und auf der Insel Minorca Wacht halten durften. Eine Medaille mit der Ansicht des südlichsten spanischen Felsens, schwimmende Batterien davor, zu Ehren der Gefallenen geprägt, erzählte den deutschen Landeskindern von der Größe ihres Monarchen. Für die Ostindische Kompagnie segelten Hannoveraner bis nach Madras, um am Golfe von Bengalen europäische Nachbarn, Franzosen, zu bekriegen.

Der Herrscher selbst weilte nicht im Lande, verstand kein deutsches Wort, hatte Hannover nie anders als mit dem Finger auf der Landkarte berührt. Georg der Dritte thronte da, wo er nicht anwesend war, absolut. In England hatte

seine Majestät parlamentarische Sorgen; in Deutschland blieb sie vom lästigen Lärm sich nicht vertragender Untertanen verschont.

Im Schloß an der Leine spukte des Monarchen Geist, hier strahlte der leere Thron eines Abwesenden. Die Hofetikette wurde streng gehütet; denn sie spendete Gaben. An der langen Tafel grüßten die Edlen den sich langweilenden Sessel der Majestät; Pagen und Kavaliers bedienten; süßer Saitenklang erfreute die Hungrigen. Der steuerfreie Adel, die Hofchargen, bildeten die „königlich-großbritannischen, zur kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischen Landesregierung verordneten Geheimbden Räte“.

Georg der Dritte hatte zwar den stolzen Wahlspruch geerbt: Ein Erdkreis genügt nicht — doch die nahen Untertanen piffen ihn des öfteren aus. In zehn Jahren mußte er auf Wunsch rebellierender Torys und Whigs zehnmal das Ministerium wechseln und Hannover zum konkurrenzlosen Paradies englischer Kaufleute machen. Die Städte seines Stück Festlandes verfielen. Der dritte Stand hörte vom Reichtum des britischen Bruderstandes, blickte entmutigt in die Ferne. Der Adel regierte ohne Widerspruch, wie die griechischen Abgesandten der Sultane von Konstantinopel auf dem Balkan. Die einfarbigen Gebiete seiner Macht wurden nur durch die Flecke des eigenen Nichtwissens und Nichtkönnens gestört.

Die politische Gewalt stand, wie in den meisten Ländern des Kontinents, auf seiten der Vornehmgeborenen; und doch schmolz ihre Macht zusammen. Die Mauern, die sie vor der Außenwelt schützten, zerbröckelten; die Wellen der Zeit, Jahre und Jahrzehnte, umspülten und unterhöhlten diese Festungen des Gewordenen; die Arbeit der bürgerlichen Klassen zersetzte die gesellschaftliche Abgeschlossenheit der Noblesse; die strenge Tradition wurde zur trauernden Waldkapelle stolzer Aristokratie. Im Umkreis der besten Familien bildete sich eine gemischte Gesellschaft, die man zur Re-

gierung brauchte, die immer mehr in die leitenden Stände eindrang, immer mehr Teilhaber jener Freundschaft wurde, die unter Privilegierte gefühlsmäßig eine Atmosphäre gegenseitigen Verzeihens zaubert. Es entstand eine lockere, oberflächliche Bildungsschicht, die in allen Farben glitzerte und sich scharf von den unteren Klassen absonderte. Hier sprachen, prophezeiten und gähnten die Pessimisten der Gegenwart; hier erfreute die Zuhörer eine sonst nie gehörte freie Rede.

In Hannover fehlte allerdings das höfische Bedürfnis nach literarischem Glanz. Kein absoluter Monarch schloß Ehen zur linken Hand mit einheimischen oder fremden Literaten und Naturforschern; keine Majestät verband sich gelegentlich auch mit dem dritten Stand gegen den ersten. Diese Aufgabe erfüllte deshalb, jedoch weniger einheitlich und planmäßig, ein Teil der Aristokratie selbst. Trotz der akten-schreibenden „Geheimbde Räte“, die fleißig Post nach England sandten, erweiterte sich die Peripherie um den ersten Stand immer mehr.

Auf diesen Boden mußte sich auch Scharnhorst stellen. Er war bürgerlich-bäuerlich und hätte gar keine andere Umgebung haben können. Mit dem Hof verband ihn nur die Küche; der Bruder seines Vaters lieferte Fische für die Kurhuttafel. Seine älteste Schwester war an einen Mühlenpächter aus der Nähe Hannovers verheiratet.

Als gelernter Artillerist der Steinhuder Akademie wollte sich Scharnhorst dieser Waffe widmen. Er mußte aber erst vier Jahre in der Regimentsschule zu Nordheim bleiben, bis man ihn an die hannoveranische Artillerieschule berief.

Das Geschütz wurde in allen Ländern die Waffe des dritten Standes.

Dieschnellen, gleichmäßigen, feurigen Worte aus Kanonemunde waren keine so einfache Äußerung der Gewalt wie eine Reiterattacke. Nicht das willkürliche Walten der Kraft,

sondern Ökonomie und Technik erzeugten sie. Die Politik ließ dann diese Stimme erdröhnen, sie bestimmte Richtung und Augenblick ihres Lärms. Die Entwicklung der Artillerie hing unmittelbar mit den allgemeinen wirtschaftlichen Kräften des Landes zusammen; die industrialisierten Gegenden besaßen auch die meisten Geschützfabriken. Alle Staaten hatten den Willen, von den Nachbarn unabhängig zu sein und selbst die potenzierte Kraft des zielsicheren Feuers zu erreichen; sie ermunterten oder befahlen daher die Massenerzeugung von Kanonen. Der Krieg half dem Kapitalismus mit derselben Liebe wie der Kapitalismus dem Krieg. Umschlungen konnten sie auch dann voneinander nicht lassen, wenn sie sich etwas zuleide taten: wenn der Krieg vorübergehend wirtschaftliche Voraussetzungen des Kapitalismus vernichtete oder wenn der Kapitalismus den Krieg vorübergehend hemmte.

Im Reich des Pulvers und der Schießergefindungen, auf diesem Gebiet technischen Wandels, als Teil allgemeiner Umgestaltung, wurde die Tradition der vornehmen Kriegerkaste überwunden. Da aber der Adel seine Söhne weder gießen noch messen lernen lassen wollte, wurde der Platz für bürgerliche Artillerieoffiziere frei.

Historische Prozesse verbergen meist schüchtern ihr Antlitz. Der schroffe Zickzackweg der Ereignisse raubt den Gegenwärtigen die Klarheit. Nur die unmittelbaren Interessen der Handelnden glitzern wie Wassersäulen, verleihen dem Egoismus Schwung. Dem Geist des adligen Offizierkorps widersprach eine Waffe, in der selbst Büchsen- und Stellmacher, Tischler und Schmiede in die ersten Reihen der Krieger avancieren konnten. Die Emporgekommenen der Artillerie galten bei den Edelleuten als bessere Feuerwerker. Nach dem Ehrenkodex gab man ihnen nur das Prädikat „Wohlgeboren“ und nicht „Hochedelgeboren“.

Diesem unblutigen Hohn hielten die „Artilleriebedienten“

das ungnädige Antlitz eigenen Dünkels entgegen. Sie verzopften, schrien gegen den Zustrom „unliebsamer Elemente“, bewahrten „mathematische Geheimnisse“ wie Kleinodien auf, meinten, Hüter unbekannter Quellen zu sein, lebten und dachten in einem handwerksmäßigen Geist. Wie in der Zeit der entwickelten Manufaktur noch enge Zunftregeln die Produktion hemmten, so störte auch die schnelle Veränderung der Artillerie die von Detailkrämern übernommenen Ideen. Wie aber, trotz der Zunft, im frühen Kapitalismus der kühne romantische Kaufmann aufstand, unerschrocken als Entdecker, Seeräuber und Staatsmann, so wurden auch in der Artillerie, dank den materiellen und moralischen Lebenselementen, die dieser Waffe zuflossen, die Männer des Ehrgeizes und der Erfindungsgabe geboren.

Scharnhorst schrieb, keine Wissenschaft sei, wenn man die Theologie ausnehme, so voller Vorurteile wie die der Artillerie. Die willkürlichen Meinungen, die sich über die Gegenstände bilden und sie umstellen, glaubte er durch reine Theorie von den Dingen lösen zu können. Weil die Erfahrung, wie eine Bergkette, oft in Dämmerung und Nebel unsichtbar wird, suchte er durch sie, aber hinter ihr die Lehre. „Wären die langen Dienstjahre — schreibt der ehrgeizige, nur langsam avancierende achtundzwanzigjährige Offizier — hinreichend, Generäle zu bilden, so könnte man alle Korporale und Gefreiten, die nach ihrem Dienstalter an der Spitze ihrer Korporalschaft stehen, zu diesen Posten avancieren.“

Er studierte in langen Jahren das Technische der militärischen Dinge und erstarrte trotzdem nicht vor dem Detail. Am Ende der Geschützberechnung mit Logarithmentafeln entdeckte Scharnhorst die Politik als Schlüssel zur Lösung — die Wechselwirkung gesellschaftlicher Organisationen, die Menschen hemmt oder fördert und die ultima ratio der Könige erst gebiert.

Scharnhorst spricht von der mangelnden Verbreitung theoretischen Wissens, von den Schwierigkeiten, die sich genauen Grundsätzen entgegenstellen: „Es dürfen nur solche Subjekte zu Offizieren gemacht werden, welche sich durch Kenntniss auszeichnen. Eine Maßregel, die nicht so leicht auszuführen ist. Die diensteifrigsten und patriotisch gesinnten Männer befinden sich hier, wenn sie auch den Vortheil, ihre Verwandten und Freunde zu protegieren, sich versagen, in einer peinlichen Lage. Sie haben Gefälligkeiten von anderen genossen, sie müssen sie erwidern. Ihre Gönner verlangen von ihnen Dankbarkeit . . . Sie sehen, daß bei der Infanterie und Kavallerie in Besetzung der Offizierstellen . . . weder auf Fähigkeit noch erlangte Kenntnisse gesehen wird . . . Nur unter sehr günstigen Umständen darf man sich also eine unparteiische Förderung wissenschaftlicher Kenntnisse im Artilleriekorps versprechen.“

Der Mann, der diese Zeilen öffentlicher Kritik schreibt, ist kein Revolutionär, sondern ein stiller, ehrgeiziger, linkischer Mensch, den der Morgen am Schreibtisch begrüßt. Über sich selbst klagt er zu einem Verwandten: „... n' bißchen Gesprächigkeit — à la légère alles zu traktieren — würde mir mehr Nutzen schaffen als vieles andere.“

Sein Wesen scheint immer Ruhe zu suchen, um aufmerksam horchen und schauen zu können. Er besitzt eine Kunst: Bewegungen und Erregungen der anderen genau zu begreifen, sie förmlich aufzubewahren, sich damit zu füllen, aber dennoch in aller Stille, wie von nichts berührt, notieren zu können. Dieses Leisetreten, das gar kein Leisetreten war, die guten Antworten, die ihm vielleicht einfielen, nachdem der Fragende schon zu Hause war, die Mängel seiner äußeren Erscheinung entzündeten in ihm einen rastlosen Trieb zur Tätigkeit. Scharnhorst wird Lehrer, Theoretiker und Journalist.

Die pädagogische Arbeit war ihm der Ritt nach allen Dingen, die Befreiung aus der Einsamkeit. Die ewige Wiederholung derselben Tatsachen machten sie dem Lehrer nur bekannter. Eigentlich polemisierte der Vortragende gegen den ganzen Zusammenhang bestehender militärischer Einrichtungen, betonte immer die Notwendigkeit „... neue Tatsachen mit den bekannten älteren zu vergleichen und bisher unbekannte Resultate herauszubringen“.

„Die Kriegskunst — erklärt der englische Militärtheoretiker Lloyd — hat einen mechanischen Teil, der sich nach Regeln lernen läßt, und einen anderen, namenlosen.“ Dieser namenlose galt Scharnhorst als Kunst. Das Meß- und Wägbare, das Deplacieren, Avancieren, Retirieren ist jedem verständliches Abc. Der Lehrer verteilt es, wie die Mutter das Butterbrot. Die Kunst indes wandelt im Dunkeln; nur wenige sehen ihre freundliches Spiel. Durch Erziehung zur selbständigen Beurteilung kann man sich ihr aber wenigstens nähern. „Bloße Regeln ohne Gründe — sagt er — oder Regeln, welche auf Erfahrungen und Autorität sich gründen, bilden auf keine Art die Beurteilungskraft, und auf diese kommt es ... mehr als aufs bloße Wissen an.“

Seine journalistische Arbeit war ebenfalls Pädagogik, nur in weiterem Rahmen und für schon Erwachsene. Er verfolgte die militärische Literatur der Zeit, um sie anderen aufs genaueste zu erklären, für viele zu popularisieren, und bemühte sich, durch fortwährende Hinweise auf die geistigen Auseinandersetzungen das einschläfernde Wiegenlied beständiger Wiederholungen mechanisch-soldatischer Dinge zu verscheuchen. „Wenn man aufhört — schreibt er — sich anzustrengen, aufhört, tätig in seinem Beruf zu sein, so verlieren die Seelenkräfte, so ist man nicht mehr zu Verrichtungen, welche Einsicht und Beurteilungen erfordern, tüchtig.“

Seine erste schriftstellerische Arbeit veröffentlichte Scharnhorst in Schlözers Staatszeitung.

August Ludwig von Schlözer lehrte in Göttingen Geschichte. War Hannover die ruhige Residenz der Bureaukratie, so Göttingen oppositionelle Universitätsstadt. Der Lärm entfernter englischer Häfen erweckte hier Begeisterung. Schlözer erklärte, „die Malkontenten der ganzen Welt“ sammeln zu wollen. Ein stürmisches Temperament, wollte er ursprünglich die Kontinente durchreisen, nach Indien gelangen, Asien studieren, entfernte Gipfel der Vollkommenheit erklimmen, um die historischen Gesetze der Welt zu übersehen. Der Vierunddreißigjährige mußte sich bescheiden, schon aus Rußland zurückkehren. Er wurde das Haupt einer historischen Schule, die einige Universitätsfenster zum Beben brachte. Was er im Geiste sah, entschädigte ihn für die nicht bewunderten Städte des Orients. In stillen Räumen erzählte Schlözer von der „allgemeinen Verbindung aller Völker und Zeiten“, polemisierte gegen Helden, die, wie Alexander von Makedonien sein Pferd, die Menschheit bändigen, um in frohem lustigen Ritt Geschichte zu machen. Die Schulfabeln verblaßten vor ihm. Die Könige waren diesem Legendenbesieger nur gut, damit Kinder mit schwachem Gedächtnis Jahreszahlen lernen können. Im ersten Enthusiasmus einer neuen Lehre bezeichnete Schlözer die Statistik als ruhende Geschichte und die Geschichte als in Bewegung gesetzte Statistik. „Die Gänge der Verbindung unter den Völkern sucht sonst der Weltgeschichtsforscher bloß auf Heeresstraßen, wo Konkeranten und Armeen unter Paukenschall marschierten; nun sucht er sie auf Nebenwegen, wo unbemerkt Kaufleute, Apostel und Reisende schleichen.“

Für Schlözer ist Geschichte Politik, die sich in Handel, Industrie und Technik äußert. Diese drei Faktoren, und nicht Literatur und Kunst, bilden für ihn den Staat. Und der Staat ist, unabhängig von vergänglichen Regierungsformen, das Ziel alles Handelns, letztes beglückendes Ge-

wand des Fortschritts, vergoldete Flur aller Emsigen. Er bekämpft das Streben der Schüler Voltaires nach Form, ihre Eleganz und Skepsis. Ihre funkelnden Sätze sind ihm unnützes, leichtes Spiel in einem schönen Garten. Er verspottet Winckelmanns Sehnsucht nach den verlassenen Fluten des Ägäischen Meeres. „Vorzüglich stürmisch, räuberisch und mörderisch ging es bei den unsterblichen Athenern her“, meint dieser Theoretiker einer kommenden staats-treuen Beamtenschaft. Idealisierte Rousseau glückliche Meiereiwirtschaften kleiner Schweizer Gemeinden, so er die Allmacht chinesischer Verwaltungsmandarine. Freiheit des Menschen ist ihm Handelsfreiheit. Sie gewährleisten kann aber nur der große moderne Staat.

Das kosmopolitische Straßburg stand in enger Verbindung mit der Hannoverschen Universität. In Straßburg fingen die Professoren den Apfel aus Göttingen auf und lasen weiter über den Staat.

Sie vertraten die Theorie des europäischen Gleichgewichts.

Wenn Professoren Politik lehren, so idealisieren sie zu- meist einen bestehenden gesellschaftlichen Zustand, vor allem deshalb, weil sie ihn abstrakt und logischer als die politisch handelnden Menschen selbst sehen. Die Männer des Katheders sind bei der Bewunderung der Schöpfung fleißiger, als es bei der Schöpfung der Schöpfer selbst war. Sie taufen Ereignisse, erfinden Namen, lieben Begriffe, über die sie dann zu Gericht sitzen können.

Das Wort „Europäisches Gleichgewicht“ war Leitmotiv.

Dieser Gedanke entsprach der ewigen Friedenssehnsucht und der letzten Etappe auswärtiger Politik. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts floß der Opferstrom des Krieges immer seltener. Große Staaten hatten sich konsolidiert: Österreich, Frankreich, England; als neu hinzugekommene — nachdem sie auf das europäische Gleichgewicht laut genug gepfiffen hatten — Preußen und Rußland. Zwischen

den staatlichen Gebilden schien ein Raum des Friedens zu entstehen; denn sie hielten sich gegenseitig in Schach.

Schließlich war aber das Gleichgewicht der gute konventionelle Ton unter den Mächtigen Europas, die stillschweigende Vereinbarung, das, was man hatte, zu bewahren, und jedem zu verbieten, einen Schwächeren ohne vorhergehende Vereinbarung auszuplündern.

Die Diplomaten sehnten sich nach dem Rechtsschmuck, wurden Anbeter der Jurisprudenz. Die letzten Kriege waren „Erbfolgekriege“ in Spanien, Österreich und Bayern.

Auch wenn die Staatenlenker keine Ideologen wie ihre Professoren waren, so wußten sie, daß auf Grund bestehender Einrichtungen keine territorialen und politischen Veränderungen mehr möglich waren. „Wenn man gierig nach Lapalien hascht, — schreibt Friedrich der Zweite — so erweckt das einen gefräßig unersättlichen Eindruck...“ Maria Theresia meint dasselbe auf Katholisch: „... Man darf nicht für kleine Gewinne seinen Ruf vor Gott und den Menschen verlieren.“

Man sieht nur Fragen, stellt sich zumeist nur Aufgaben im Verhältnis zu seinen Kräften. Deshalb verkleinerten sich alle außenpolitischen Probleme. Die Linien schnitten, die Interessen kreuzten sich. In buntem Gewirr meldeten sich Rechte und erschienen Pamphlete. Aber keine Energie der Entscheidung redete den Menschen Wichtigkeiten ein. Ein Chor der Müden freute sich des wirklich schönen Lebens. Das geflügelte und bezeichnende Wort der Diplomatie hieß: Diese Angelegenheit wird, wie alle anderen, auf irgendeine Weise enden. Metternichs Vater, vollendeter Diplomat des Regimes, konnte seinem achtzehnjährigen Sohn als Resultat einer vierzigjährigen Karriere den schriftlichen Rat vererben: „Seien Sie freundlich, zuvorkommend zu aller Welt und, vor allem, vernachlässigen Sie mir ja nicht die alten Damen, die durch ihre Klatschereien viel mehr als Sie glauben die öffentliche Meinung bestimmen.“

Die große humanitäre Mode kommt auch in der Diplomatie zu ihrem Recht. Die Hypokrisie — die einige Jahre später von moralisierenden Revolutionären und Bonapartisten meisterhaft ausgebildet werden soll — kostümiert die oberen Tausend wie der Zeremonienmeister eines fürstlichen Maskenballs. Jeder Diplomat spricht philosophisch. Man prägt „Toleranz“, „Tugend“, „Weltfrieden“.

Diese Epoche einer wunderbar genießenden Liberalität, dem Plebejer aller Zeiten unfassbar, von der Poesie der Ahnungen erfüllt, hatte den Sinn für politische Macht und Feierlichkeit der Würde verloren. Voltaire hatte sie über sich selbst lachen gelehrt. Um die politische Lage zu charakterisieren, beging Friedrich der Zweite sechs Majestätsbeleidigungen auf einmal: „... Von welchen Wesen — sagt er gegen Ende seiner Tage — hängt das Schicksal der Menschen ab. Ein König von Frankreich, der von den Interessen seines Königreiches keine Idee hat; ein König von Spanien, der ein Narr ist; eine Königin von Portugal, die ihr Beichtvater unterjocht hat; ein König von England, welcher stolpert selbst am Gängelbände; ein König von Neapel, den man einsperren sollte; eine Selbstherrscherin, die sich gegen ihre Liebhaber wegwirft, aber in demselben Grade hochmütig ist gegen Europa. Das sind die Menschen, mit denen man zu tun hat und ohne deren Teilnahme kein politisches Geschäft unternommen werden kann.“

Die Armee hatte keine andere Seele als die Politik. Ihre Ziele erschienen ebenso geringfügig; denn sie gehorchte dem Staat. Was das Regime hatte, mußte darin münden. Wie im Winter alles auf den Feldern zu Eis erstarrt, verhärtet sich in der unendlichen Nacht des Krieges alles, was der Staat besitzt. Die Kriegführung besaß keinen größeren Radius als die Diplomatie. Die Generäle wußten ebensogut wie die Führer der auswärtigen Ämter, wie wenig man den Nachbarn anhaben konnte. Dasselbe System des Gleich-

gewichts, dieselbe mechanische Weltauffassung ließen auch Strategie und Taktik erstarren. Geriet man an den Feind, so bestand die Aufgabe, ihm zu schaden, ihn aber nicht zum Äußersten zu bringen; denn bald würden die Glocken des Vergleichs läuten. Die Angst vor den Verwicklungen eines zu großen Erfolges störte. Alle Operationen wurden im Bewußtsein eigener Schwäche durchgeführt.

Im Winter, auch während einer Kampagne, hörten die Truppenbewegungen auf, und schützende Zelte gewährten die ersehnte Ruhe. Schon der November brachte den konventionellen Waffenstillstand. Befanden sich die Quartiere im Feindesland, so plagte die Generäle die Sorge, die Kollegen von der anderen Seite nicht zu beunruhigen.

Der Taler in der Kasse war die Hauptsache. Wer den letzten behielt, der hatte zumeist den Sieg erkämpft. Mitten im Kriege, als die französischen Subsidien nicht ankamen, entließ Maria Theresia einen Teil der Truppen, die gegen Friedrich standen. Die englischen Gelder für den „Marquis de Brandenburg“ trafen pünktlicher ein. Wo das Geld endete, endete auch das Spiel. Auf Kredit schlug sich niemand.

Wenn die dünne, in der Paradesonne glänzende militärische Politur dieser staatlichen Vase zersprang, dann zerbrach auch die Vase selbst, der Staat. Sogar ein siegreicher Krieg, mit großen Verlusten verbunden, galt als verderblich. „Niemals — sagt Friedrich der Zweite — ist eine Armee weniger zum Schlagen geeignet als unmittelbar nach einem Siege.“ Das Heer hatte keine Reserven, weil der Staat keine besaß. Es glich der stolzen Armada. Einmal vernichtet, lagen alle Grenzen offen.

Um neue Soldaten, „nicht zu klein zum Totschießen“, zu drillen, ihnen alle Künste der Zirkusakrobatik: Deployieren, Avancieren, Retirieren, Retirieren in Avancieren, Marsch der Flanken, Schwenken, Karree, Flügelvorziehen, einzubläuen, waren viele Monate notwendig.

Die Not der Kabinette, die drohende Leere der Kassen zwangen zur Truppenschonung.

War der Oberbefehlshaber nicht der Monarch selbst, dann entschied eine langwierige Korrespondenz die Frage des Angriffs, Kuriere vermittelten das Gespräch zwischen Armee und Staatsleitung. Je wichtiger die taktische Problemstellung war, um so länger mußte sie beraten, um so gründlicher durchstudiert werden, um so später kam die endgültige Entscheidung.

Im Treibhaus dieser ängstlichen Genauigkeit wuchs der verkrüppelte Manöverkrieg kleinen Stils auf, nahm unwahrscheinlichste Formen an. Der Tod verbot jede Kühnheit, verlangte von seinem militärischen Stabzeremonienmeister den konventionellen Ton phantasieloser Gedanken. Als genial galt das Negative: Wie vermeidet man die Schlacht? Die Manövriekünstler antworteten durcheinander: Ich bedrohe die Flanke! Ich bedrohe den Rücken! Ich erobere einen Flußübergang! Ich vernichte ein Magazin! Ich zerstöre eine Verbindungsstraße!

Auf der gegebenen Grundlage rechneten die Theoretiker des Systems ganz richtig, verknüpften genau die einzelnen Tatsachen, gehorchten den Notwendigkeiten ihres geistigen und materiellen Kreises, konnten keine andere Einsicht, keine andere Freiheit der Entschliebung haben.

Unerwünscht mußte hier jede neue Gelegenheit, peinlich jeder unvorhergesehene Glücksfall erscheinen.

Weil die militärische Kraft beschränkt war, ließ sie sich auch ganz genau berechnen. Außer den Schreien der Gefallenen entzog sich nichts der Mathematik.

In den Stuben der Kommandanten wurden Zahlen kombiniert. Die sublime Manövriekunst tanzte in bürokratischen Kanzleien das zierlichste Ballett. Der Algebra Gelehrte saßen gebeugt über Verhältniszahlen, die Geometer zeichneten Kästelchen nach Kästelchen.

Ein Heer — sprach die Wissenschaft — darf sich nicht weiter als fünf Tagemärsche von der Verpflegungsbasis entfernen. Die Bäckerei muß sich in der Mitte zwischen der Basis und der Operationslinie befinden, eventuell ein Drittel näher den Truppen als der Basis. Über die Bewegung der Brotwagen entstand noch eine Extrawissenschaft. „Ein richtiger Strategie jener Epoche — meint General von der Goltz — glaubte, ohne Logarithmentafel nicht mehr als drei Mann über die Gosse führen zu können.“

Auf den ewigen Feldern der Schlacht — im Morgengrauen des Kampfes — schien das traumlose erwachte Licht den Zusammenhang der Dinge widerzuspiegeln: Hier werden nicht große Zwecke entschieden; einige Kabinette verprügeln sich durch dressierte Schildwachen.

Trotzdem war die Schlacht, dort, wo sie wirklich stattfand, kein elegantes Gesellschaftsspiel.

Da unten ging eine Festung der Gepreßten. Ein längliches Viereck von Individuen schleppte sich schwerfällig, unsichtbares Blei mitziehend. Ähnlich einer langen eisernen, durch den Sand gezogenen Kette krochen sie langsam nach vorwärts oder rückwärts, immer ein Ganzes bildend, wie um die Arbeit der Artillerie zu erleichtern.

Diese schwer atmende, in billiges Tuch gesteckte Fleischmenge, die Eisen empfang und Blut spie, wurde durch die österreichisch-preußischen Kriege zum letzten Male gelockert.

Potsdam hatte es verstanden, diesem Viereck etwas Gelenkigkeit zu geben und die leichtere Bewegung mit dem schnelleren Feuern vereinigend, gummiartig die Stahl- und Knochenmauer zum letztenmal zu dehnen. Voraussetzung der neuen Biegsamkeit war, die gedrängte Masse in eine möglichst feste Linie aufzulösen. Die Aufgabe entstand nun, ein paar tausend Menschen, schnurgerade wie die Bäume einer Allee aufgestellt, ohne Deckung in den Kampf zu

bringen. Wer am geschicktesten manövrierte, unbekümmert um die Todespeitsche, die rasend schlug, unbarmherzig traf, dem lächelte über alle Gräfte hinweg der Erfolg.

Um diesen flüchtigen Bewegungen Genauigkeit zu geben, um Schattenspiele zu fangen, mußten erst dem einzelnen Mann auf dem Exerzierplatz alle individuellen Regungen wegexerziert, innerlich gebrochen werden. Der Wille, die Phantasie, die Farben der Empfindungen und Wünsche verschwanden. Das Seelenleben der einzelnen sollte eine gemeinsame leere Wand sein, in die wie in weichen Beton das Gesicht des Vorgesetzten und die Kommandoworte eingeprägt standen. Die warme Masse der Seele bewahrte, einmal erkaltet, die anbefohlenen Zeichen und Figuren auf.

Die Linie mußte sich rasch zusammenfügen.

Wenn nach einem barschen Ton des Bataillonskommandeurs der Führer des ersten Zuges „Macht euch fertig!“ und gleich darauf „Marsch!“ brüllte, so vergaß der Soldat alle anderen Worte, die mit Begriffen zusammenhingen. Die eigene sonst gebrauchte Sprache wurde ihm fremd, er glich einem Stummen, Tauben, Blinden, verstand nur noch den Schrei des Befehlshabers, erinnerte sich nur noch der Bewegungen, die er jetzt machen mußte.

Friedrich der Zweite hat zum Stock eher das Pulver erfunden. Er preßte aus jeder Traube den letzten Tropfen aus, erschöpfte in der Politik, Strategie und Taktik alle Möglichkeiten des Systems. Damit die Bewegungen auf dem Schlachtfeld funktionierten, mußte der Stock ebenso regelmäßig schlagen wie die Flintenkugeln auf dem Schlachtfeld pfften. Er rationalisierte nur besser als andere die Menschenquälerei, baute darauf ein System der Taktik auf. Seiner Kriegswissenschaft erschien als Hauptelement die Feuerüberlegenheit der Infanterie. Die Glieder der Bataillone wurden so aufgestellt, daß alle gleichzeitig schießen konnten.

In der Artillerie hing jedoch die Feuerleistung nicht vom Verprügeln, sondern von den Kanonenfabriken ab; und die Kanonenfabriken arbeiteten im reicheren Wien leichter als in der brandenburgischen Waldursprünglichkeit. Friedrich sah sich gezwungen, Artillerie unter schwersten Bedingungen förmlich zu improvisieren, den Österreichern auf diesem Wege zu folgen, von den Generälen des Hofkriegsrates zu lernen, wie man sie schlagen könne. Am Ende seiner Herrschaft war die österreichische Artillerie der preussischen nicht mehr überlegen.

Aus der unzähligen Menge von Folgen spricht die Veränderung — von den Optimisten und Feinden ewiger Wiederkehr Fortschritt genannt. Wo der Ausgangspunkt des Neuen ist, weiß gewöhnlich niemand. Geduldige Philosophen können ihn suchen, wie Kinder Grillen im hellen Sonnenschein. Erst wenn das Neue, angeschwollen durch einbrechende Sturzbäche der Ereignisse, die Gewohnheit vernichtet, steht der Mensch belehrt und überwältigt da. Der neue Strom floß aber schon seit langem, machte unterirdisch seine Umwege. Wie in der Abenddämmerung für einige Augenblicke, bevor der Vorhang der Nacht fällt, das Tal, vom Gipfel aus gesehen, mild in weißem silbrigen Scheine glänzt, so erschienen auch von den Hügeln der Schlachtfelder schwache Formen kommender Weiten. Siegte doch Friedrich der Zweite bei Leuthen, entgegen seinen eigenen Regeln, mit notdürftig einexerzierten Untertanen, mit beinahe nicht Verprügelten. Doch trennte ihn und seine Schule eine tiefe Verachtung von der Masse. Die Vielen durften noch nicht neue Zeiten auf dem Schlachtfeld begrüßen, mußten den Krieg vorläufig nur bezahlen.

Da der Weg in die Breite — durch erst zu sprengende gesellschaftliche Gebilde — versperrt war, bewegte man sich immer schneller in derselben Runde. Friedrich verfeinerte das Manöver weiter, operierte gegen den feind-

lichen Flügel — in der schiefen Schlachtordnung. Die Gegner parierten mit gesteigerter Artilleriewirkung. Eiserne Rahmen schossen die Genauigkeit, den Exerzierplatz, den Stock zusammen. Das System bewahrte sich selbst vor Änderungen.

Nach Friedrich wurde die von ihm gelernte und gelehrtete Methode logisch erst recht weiter bis zur Karikatur entwickelt. In genauer Formulierung durch den als aufgehende Sonne gefeierten preußischen Offizier Saldern hieß es: „Zwar ist es vorgeschrieben, fünfundsiebenzig Schritt in einer Minute zu marschieren, aber durch reifliches Nachdenken und vielfache Beobachtungen bin ich dahin gekommen, anzunehmen, daß sechsundsiebenzig Schritt in der Minute doch noch besser seien.“ Ein Paradies des Millimeters wurde geschaffen, eine Verkehrsstraße, in der auch keine Haaresbreite ungenutzt blieb. Als ein preußischer Offizier das Buch Salderns übersetzte und nach Frankreich brachte, meinten die Pariser Fachleute, die Gesetzestafeln des militärischen Moses zu besitzen. Die eigentliche Quelle konnte sprudeln; denn „Friedrichs ganze Weisheit, in Worte und Figuren gebracht und ins Schweinsleder gebunden“, wurde in der Akademie der Bourbonen staunenden Schülern gezeigt.

Die Gralshüter friderizianischer Erbschaft, die jeden Buchstaben jeder Ordonnanz kannten, die imstande waren, alle Manöver des Siebenjährigen- und des Erbfolgekrieges aufzuzeichnen, verwechselten die Grenzen gegebener Dinge mit den Dingen überhaupt, versicherten zugleich froh, wehmütig und ergriffen, die Ära des ewigen Friedens habe begonnen. Die gegenseitige Anstrengung aller gegen alle dürfe nur nicht nachlassen, das Gleichgewicht werde dann jeden neuen Bissen so friedlich wie Polen verteilen.

Die Feldingenieure besaßen in den Büchern Johann Gottlieb Tilkes ihr Hauptwerk. Der Theoretiker Tilke hatte, wie auch sein englischer Kollege Lloyd, in den meisten Armeen

des Kontinents gedient. Gerade weil sie, in höchsten Stellungen, von einem Feldlager ins andere wanderten, — Tilke aus dem sächsischen ins polnische, aus dem polnischen ins österreichische, dann wieder ins sächsische; Lloyd vom sächsischen ins schottische, vom schottischen ins französische, vom französischen ins preußische, vom preußischen ins österreichische, vom österreichischen ins preußische, vom preußischen ins englische, vom englischen ins russische — konnten sie leicht sehen, wie die militärischen Anstalten Europas trotz aller Anstrengungen zu derselben Ergebnislosigkeit führten.

Lloyd war ein Mann von enzyklopädischer Bildung. Autor der ersten großen zusammenfassenden Abhandlung über das Kriegswesen, — aber durchaus kein begeisterter Anhänger des Bestehenden. Er versuchte auch Dinge zu erkennen, die man nicht mathematisch begreifen kann, die sich weder messen noch wägen lassen. Trotzdem warnte er davor, dem ungewissen Ausgang einer Schlacht zu vertrauen, meinte, die Hauptsache bliebe doch die Erdkunde, die örtliche Topographie, die Wahl des Lagers.

„... Kriegsunternehmungen — schreibt dieser Theoretiker — mit geometrischer Strenge leiten und beständig Krieg führen ... ohne jemals in die Notwendigkeit zu kommen, schlagen zu müssen.“

„Unsere Operationslinien — sagt er weiter — umfassen oft Hunderte von Meilen, welche wir durch eine Stellung decken. Der Lieblingsgedanke der Alten war, den Feind aufzusuchen und zu schlagen. Sie schienen nicht zu wissen, daß es möglich sei, den Krieg durch geschickte Manövers in die Länge zu ziehen ...“

Ein Kind — glaubt Dietrich Heinrich von Bülow — könne durch Zerstörung der Magazine einen Riesen schlagen. —

Die philosophisch-politischen Kritiker des militärischen Systems verlangten den ewigen Frieden nicht wegen der

blutigen Fruchtlosigkeit linearer Taktik, — sie kümmerten sich gar nicht um die Geheimnisse der Stäbe — sondern auf Grund allgemeiner humanitärer Grundsätze. In ihren eigenen Reihen kämpfte Empfindsamkeit mit Skepsis. Sie fühlten sich aber der Gesellschaft gegenüber erhaben. Mit Pamphleten gegen Metaphysik und Kirche beginnend, griffen sie dann auch alle anderen Institute an. Die Starrheit, Unfruchtbarkeit des politischen und militärischen Gleichgewichts ließ ihre Kritik weit ertönen. Der „Held“ wurde in den Augen vieler der schwarze Mann aus Voltaires Erzählungen: ein erschrockener armer Kerl, in blaues Tuch gesteckt, auf dem Kopf ein mit lächerlichen Federn gezierter Hut, ein exerzierender Idiot.

Die in Kasernenhöfe geschleuderten Steine der Literaten verwundeten und entwaffneten niemand, bildeten aber einen Teil des aufgeschütteten Erdwalls, auf dem sich dann später das neue militärische Gebäude erheben sollte. Sicherlich haben die paar Enzyklopädisten, die im Buche der Welt nicht mehr bedeuten als die Kommas in ihren eigenen Werken, die kommenden Entscheidungsschlachten der großen Völkerwanderung nicht geboren, aber sie sahen, an das Bestehende ihrer Meinung nach nicht gebunden, die militärischen Möglichkeiten richtiger als die offiziellen Theoretiker, als die im Dienst Ergrauten.

Die Dilettanten schlugen die Fachleute. An kein Amt gebunden, ohne Verantwortung für den Augenblick, zeichneten sie geniale Pläne, über die Staatsführer und Kriegsminister mehr lächelnd als erstaunt die Köpfe schüttelten, aber die Nichtfachmänner wurden doch die Erben der Fachleute.

„Ich hätte aus der Hand eines enzyklopädischen Schriftstellers — sagte Friedrich der Zweite zu d'Alembert — kein Buch über Taktik erwartet.“ Dieses Buch ist das Werk eines französischen Literaten, Hypolite Conte de Guil-

bert. Er verbeugte sich tief vor dem preußischen König, machte die graziösesten Knickse und ging weit über ihn hinaus, so weit, daß der alte Friedrich den jungen Mann gar nicht verstehen konnte.

Guilberts „*Essai général de tactique*“, mit der frischen Unbekümmertheit eines Achtundzwanzigjährigen geschrieben, zeigt ohne lange Einleitung das Herz der Dinge, den Querschnitt der Zusammenhänge, sieht von hoch oben herab tief unten den Korallengrund des Meeres. Er erklärt, daß jede grundlegende Verbesserung des Heeres die Änderung des Staates voraussetze, lacht über die verkrüppelten militärischen Zustände Europas, weist auf das Bedrückende kritikloser Überlieferung hin, erinnert an die niedrigsten und verächtlichsten Schichten der Menschheit, denen die Landesverteidigung übertragen ist, und prophezeit die Herrschaft über Europa der Nation, die als erste ein Volksheer aufstellen werde.

Und als kurz vor der Revolution Frankreichs Kriegsminister das Reglement Friedrichs des Zweiten einzuführen trachtet, schreibt ein in die romantische Landschaft des Genfer Heilands verliebter Jüngling, späterer Armeeführer der Gironde, Servant, die Fibel der kommenden neuen Armee, das Buch über den „Bürger als Soldaten“.

Der ewig weinerliche Jean Jacques Rousseau, mit seinen tränenreichen Augen und zum Himmel erhobenen Händen, hatte den geschnürten Leibern die Freiheit der Bewegung gezeigt. Es war, als ob das politische Gleichgewicht jedem, nicht nur dem Soldaten, die Zahl der Schritte und die Art des Ganges vorschriebe; als ob die Kabinettspolitik mit kleinen Zielen in jedem Salon noch kleinere Nachahmer hätte. Überall lebte man vom Plagiat eines anerkannten Modells. Gepuderte Knaben wurden Erziehern übergeben, die sie vor dem Spiegel Bücklinge und Komplimente lehrten. Sechsjährige Fräulein, eingeschnürt in Korsette, mit hoher

Frisur und mit zu engen Pantoffeln trippelten wie zierliche Puppen und lernten von den schon süß beschädigten älteren Puppen die bleierne Langweile einer gemalten Welt kennen. Da kam Jean Jacques Rousseau und entdeckte von neuem das Leben, sprach darüber als vom Grund aller Gründe, von der Vernunft aller Vernunft. Und die Knaben machten keine Knickse mehr vor dem Spiegel, die kleinen Mädels trippelten nicht mehr, sondern liefen ohne Perrücken auf Wiesen; die feinen Damen standen früh auf, um den Morgen mit staunenden Augen zu sehen; die Jünglinge deklamierten große Leidenschaft vor schluchzend ergriffenen Madonnen, knieten vor ihnen nieder, selbst wenn kein Polster da war; und die Soldaten rebellierten gegen die fünfundsiebenzig Schritt in der Minute. Nirgends erschien das Leben künstlicher, eingeengter, pedantischer, verzopfter als hier. Jean Jacques Rousseau öffnete Fenster und Türen der Kasernen, ließ nicht nur die Kindlein, sondern auch die Soldaten zu sich kommen. Alle zukünftigen Generale der Revolution buchstabierten seinen Namen.

Ein Jahrzehnt nachdem die Tugend in der „Nouvelle Heloise“ Jean Jacques Rousseaus gesiegt hatte, und die Heldin des Romans zum höheren Ruhme ihrer Keuschheit im kalten Winterwasser beinahe erfroren war, seufzt Werther in Deutschland: „Natur! Dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende!“ und tötet sich. Der Blitz dieses durch alle engen Gassen deutscher Spießbürgerstädte pfeifenden Pistolenschusses, von süßester Liebe entzündet, ist eine anarchische Bombe gegen thronende Konvention. Er verkündet der Jugend Goethes Freiheitsmanifest: „Mit dem Sturmwind die Wolken zu zerreißen, die Fluten zu fassen.“

Goethe sollte später die Revolutionäre mit ihrer ekelhaften Rhetorik der Phrase „ein sich selbst idealisierendes Gesindel“ nennen. Jetzt aber, am Vorabend, erfaßt und

formt er dieselben gesellschaftlichen Kräfte wie Rousseau, fliegt denselben Flug, hegt dieselbe Hoffnung.

Werthers Kostüm wird, wie das jedes populären Helden, bald nachgeahmt. Er trägt den berühmten blauen Rock und die berühmte gelbe Weste. Die intellektuelle Jugend hat nur die Literatur zum Vaterland. Auf deutschem Boden, politisch unebener als der Frankreichs, bricht sich die Macht des neuen Windes an gespenstisch ragenden Felsen sozialer Abhängigkeit und Abstufungen, an „Lehnswesen und Untertanenverbänden, Großgrundbesitz und Hörigkeit, Stadtherrschaft und Bürgerfreiheit, fürstlicher Landeshoheit und ständischer Mitregierung, Kirche und Staat, Klerus und Laientum, Bischof und Domkapitel“. Deutschland gleicht einem Inselmeer. Das Gemeinsame des Archipels ist nur der Himmel der Sprache, der sich darüber wölbt und an dem im letzten Jahrzehnt ein Stern nach dem anderen aufleuchtet. Die Jugend spricht im Werther-, klassischen oder romantischen Jargon, verachtet oder bemitleidet die Gepreßten, deren Rock — wie Scharnhorst schreibt — sie in schlechter Jahreszeit weder vor Kälte noch vor Nässe schützt, deren kurze Weste sie nicht wärmt, deren Schuhwerk schlecht ist und deren Kniebänder sie beim Gehen belästigen.

Scharnhorst findet sich in der bewegten geistigen Landschaft seiner Tage allmählich zurecht, sucht in der Auseinandersetzung der Pädagogen, Enzyklopädisten, Romaniker, Toleranten und Fanatiker die leitende Absicht, gelangt auch zur gefeierten Theorie des gesellschaftlichen Vertrags, zum „Contrat social“.

Jean Jacques Rousseau, der inzwischen die Ruhe seines mit Urnen und Blumen geschmückten Grabes gefunden hat, wird verschieden ausgelegt. Mit Kapiteln aus seinen Werken bewaffnet, kämpfen Jünger gegeneinander. Schließlich besteht die Bedeutung jeder neuen Lehre nicht im Bau eines

neuen Ideentempels mit Vor- und Nachbetern, sondern in der Erweiterung des allgemeinen geistigen Schauplatzes, in der Auflösung der Hemmungen, die sich dem eigenen Denken entgegenstellen.

Im „Contrat social“ steht auch der Satz: Jede Verfassung ist unter bestimmten Bedingungen die beste, und unter anderen die schlechteste.

Scharnhorst legt Rousseau in diesem Sinne aus. In seiner Heimat gibt es keine politische Partei, die allgemeine Gedanken vertritt und trotzdem die Farben des Lokalen hat. „In Deutschland — schreibt Madame de Staël — gibt es zu viel neue und nicht genug gemeinsame Ideen.“ Hier leben keine Radikalen oder Gemäßigten, hier ist die Partei das dynastische Staatsgebilde des Zufalls. Man wählt nicht, man entscheidet sich nicht, man wird in einer Partei als Untertan geboren: für den Preußen Preußen, für den Bayer Bayern, für den Hannoveraner Hannover. Der Sohn der Schweizer Kantone, deren lose Gemeinschaft, wie die der deutschen Staaten, die Verfolgung großer politischer Ziele unmöglich machte, verband den Lokalpatriotismus mit Kosmopolitismus. Die Naturlehre verklärt das heiße Schweigen sommerlicher Täler, bindet es mit den ersten Lauten der Kindheit, und Berge der Empfindungen können die Heimat von der Außenwelt trennen.

Scharnhorst ist trotz seiner preußischen Sympathien gerade durch Rousseau Hannoveraner. Schließlich ist in Deutschland, trotz aller kosmopolitischen Gesänge, das einzig politisch Lebendige doch das Lokale, die Tradition partikularistisch, die Einheit des Reichs ein beinahe ganz verklungenes Märchen, ein verschwommener Wunsch.

Physische Kraftanstrengungen werden gemacht, Entbehrungen ertragen, Not wird gelitten nur im Dienste der eigenen engeren Fürstenheimat. Die Reihenfolge dieser lokalen kriegerischen Mühen zog Scharnhorst an, sonst wäre

er nicht Soldat geworden. Aber im kämpfenden Lärm der Vergangenheit suchte er einen Sinn.

Das Gehirn nährt sich durch tausend Adern aus den Büchern, der Erfahrung, den Hindernissen, aus dem Gesicht des Freundes, aus dem Antlitz der Geliebten, aus allem, was es umgibt, und formt das Bewußtsein.

Scharnhorst versucht das Starre der in tiefem Schlaf liegenden Landesinstitutionen, halb rechtfertigend, zu erklären, will es vor allem mit dem Ideenpathos der Zeit, mit dem Gedanken der Kosmopoliten versöhnen. Der Militärsachverständige sucht den aus den Tatsachen hervorgehenden Charakter geschichtlicher Ereignisse, den durch das Leben der Armee sich ziehenden roten Faden von Ursache und Wirkung. Gegen einen Schriftsteller, der Englands Miliz Preußen als Beispiel hinstellt, polemisiert er: „Läge ... London, wo Berlin liegt, wäre England voller Heiden, Brüche und Sandberge, wie das Kurfürstentum Brandenburg und das Königreich Preußen, kurz, befände England sich bei seiner Regierungsverfassung in der Lage, in welcher sich Preußen befindet, was würde es sein?“

Er zitiert Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“, glaubt Argumente gegen eine nur einseitige Erziehung gefunden zu haben: „Bleibe die Kriegskunst zurück, so würde das eigene Volk von einem anderen überwunden, und alle Fortschritte der Kunst und Kultur sind dahin wie einst in Rom.“

Er lebt in einem Zwiespalt, möchte heraustreten aus dem engen Rahmen militärischer Dinge. Die Kaserne und die Philosophie bekämpfen sich nicht bei ihm, sondern lösen sich friedlich ab, wie Nacht und Tag; er möchte sie aber vereinigen. Der Armeefachmann hat jedoch Angst vor allzu starker Lockerung militärischer Bindungen. Er sieht wohl, zum Unterschied von seinen Berufskollegen, die politischen Grenzen der Dinge, aber die klaren Möglichkeiten der An-

derung entschwinden seinen Augen. Im Gegensatz zum Franzosen Servant meint er jetzt noch: „Die Eigenschaften eines guten Bürgers sind nicht die eines guten Soldaten.“

In der Taktik ist er von der Überlegenheit der Feuerwaffen überzeugt, tritt deshalb für die Vermehrung der leichten Truppen ein, bemerkt die Entwicklung des Infanterieaufmarsches vom tiefen mittelalterlichen Gevierthaufen zur dünnen Linie, überschreitet aber doch nur selten die Grundzüge gegebener Kriegführung. Wo er es dennoch tut, plänkelt er unsicher wie ein Tirailleur, der zum erstenmal allein im Felde operiert, sucht Deckung hinter Althergebrachtem.

Die Verbundenheit mit dem geistigen Traum der Epoche sollte ihm aber dann schneller als den anderen ermöglichen, das neue Regen der bewaffneten Menschheit zu erkennen.

Jetzt schwärmt noch alles über Gebirgshöhen. Schiller preist in Jena eine kommende unendlich friedliche Zeit: „Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft . . . ein weltbürgerliches Band . . .“ Herder feiert mit glühend empfundener Liebe die Humanität. Die aufrechte, nicht kriechende Gestalt des Menschen, frohlockt er, befehle die Friedlichkeit, nicht räuberische Mordverwüstung. Immanuel Kant sieht als Sinn und Leitfaden der Geschichte, als höchste Absicht der Natur den „weltbürgerlichen Zustand“.

In der preußischen Akademie zu Berlin zieht der langjährige, einzig bedeutende Minister Friedrichs des Zweiten, Herzberg, nach dem Tode seines Herrn die Bilanz des vergangenen Jahrhunderts, weist auf das kommende hin und sagt: „Die Geschichte wird nicht mehr interessant sein durch das glänzende, aber betrübende Bild der Revolutionen, Eroberungen, Schlachten und alles dessen, was man mit Unrecht die großen Ereignisse nennt.“

Die Philosophie, die Politik, die Strategie, die Professoren, die Minister und die Generale sehen nur den Frieden.

Von allen unbemerkt, aus den lebendigsten Quellen universaler Gegensätze, sollten jedoch bald Kräfte entstehen, die das friedliche Rauschen durch eine fürchterliche Vollendung des Todes verspotteten. Die Idee der Zeit, auch wenn sie in Harmonie glänzte, barg — wie jede zur Herrschaft bestimmte — in ihrer geheimsten Bundeslade das ewige Schwert und nicht den ewigen Frieden.

DIE STRASSE GEBIERT DIE ARMEE

„Der Ruf: Krieg den Palästen und Friede den Hütten! enthielt die Hälfte der neuen Strategie.“

Der gewissenhafte, fromme und ehrliche Einkäufer deutscher Truppen für Rechnung des britischen Kabinetts, Faucitt, der alle Handelsplätze, Angebot und Nachfrage genau kennt, bekommt aus London den Auftrag, Jäger zu werben, leichte Truppen, die sich im nordamerikanischen Sumpf- und Waldgebiet frei bewegen können. Er darf sogar einen höheren Preis bezahlen, die Kerls müssen aber sehr stramm sein. Sein Kollege Rainsford hat sich prellen lassen; nun versucht er sich zu rechtfertigen, indem er ganz offen die schlechte Qualität zugibt: „Sie sind äußerst ungleich, viele sehr alt, viele bloße Jungen und andere wiederum durchaus unbrauchbar. Es befinden sich fünf bis sechs Einäugige darunter. Wir dürfen aber nicht zu wählerisch sein, weil es zu schwer ist, Leute zu bekommen. Ich wies deshalb keine zurück...“

Die Ausrede gilt in London nichts, vor allem deshalb, weil Faucitt viel tüchtiger ist und über seine eingekauften Hessen schreibt: „Die Jäger schauen sehr gut aus, es sind kräftige Leute, einige von ihnen zwar sehr alt, allein, da sie im Walde aufgewachsen, äußerst gewandt, andere dagegen sehr jung und wissen als Förstersöhne ausgezeichnet mit dem Gewehr umzugehen...“

Im durchschnittenen, gedeckten Gelände lernten die englischen Truppen das Schützengefecht nur wider Willen,

und nur wider Willen kämpfte die amerikanische Miliz. Washington verfluchte sie mehr als einmal, flehte den Kongreß um ordentliche Truppen an, war dem Verzweifeln nahe. „Menschen — sagt er —, die völlig ungeübt sind in jeder kriegerischen Fertigkeit, woraus der Mangel an Vertrauen an sich selbst entspringt, solche Menschen haben keinen Mut, fliehen vor ihren eigenen Schatten, sobald sie regelmäßig geübten Truppen entgegengestellt werden.“

Sie hatten ja auch Platz genug zur Flucht! Das Dunkel unendlicher Wälder, die Stille unendlicher Moräste lächelten ihnen freundlich zu und bedrohten die fremden Engländer. Nach den Rezepten europäischer Taktik glaubten die britischen Generäle, die Rebellen besiegen zu können, wenn sie Städte und Landstriche besetzten. Die Amerikaner hatten die Beweglichkeit der Panik und des Mutes für sich, spielten ein blutiges Versteckspiel, flohen und siegten nach acht Jahren. Die Engländer wurden nach ihrer und der gelehrtesten Strategie Erklärung von einem „militärisch minderwertigen“ Gegner besiegt.

Was sonst die Zeit bewirkt, bewirkte bei den Amerikanern der Raum. An der Küste lagen moderne Städte; gut gebaute Landstraßen verbanden sie mit den Zentren des Landes; dann verloren sich die Wege in die nie gestillte Erwartung des Unbekannten. Aus diesem, der Menschheit neu geschenkten Erdteil schien der Schützenkampf entsprungen zu sein. Er wurde so wenig erfunden, wie der neue Kontinent selbst. Gesetze des Zufalls entdeckten ihn. Europäische Offiziere, der Franzose Lafayette und der Preuße Steuben, die im amerikanischen Heer dienten, hätten eher das eingelernte Linearreglement in ihrer Adoptivheimat einführen als die neue Fechtweise verallgemeinern wollen. Trotz vorübergehender Versuche in der preußischen, österreichischen und französischen Armee erhob kein Militär den

Schützenkampf zur Theorie. Mit der Zeit verschwand er dem Blick des Beobachters, wie die festländische Küste dem Seemann im Nebel des Ozeans.

Für die meisten deutsch sprechenden Offiziere war der amerikanische Kampf eine niederträchtige Rebellion wild gewordener Untertanen. Die Stimmung des Landes jedoch — gerade im englischen Hannover — war gegen den fernen Krieg. „Die Hannoveraner — meldet ein deutscher Unteraufkäufer an Faucitt — behandeln uns, als ob wir zugunsten der Amerikaner aushöben. Wir haben deshalb unsere Rekrutendepots so weit als möglich von der hannöverschen Grenze wegverlegen müssen. Die Jäger kommen äußerst langsam . . . Viele von diesen Schurken verschwinden wieder, nachdem sie eben eingekleidet sind . . .“

Selbst einige Jahre nach dem amerikanischen Krieg erwähnt Scharnhorst in seinen militärischen Studien kaum die ferne Umwälzung. In seinem „Taschenbuch zum Gebrauch im Felde“, in seinem „Handbuch für Offiziere“ bringt er genaue Beispiele und Details aus dem Siebenjährigen Krieg. Amerikas Rebellion gehört noch nicht zur anerkannten Kriegswissenschaft, bildet mehr eine rhetorische Waffenkammer europäischer Literatur, wird zum Gazettenereignis der Tagespolemik. Leidenschaft, Parteinahme, Übertreibung verzerren, entstellen oder verklären die kriegerischen Züge und Wandlungen der Miliz Washingtons. Scharnhorst zitiert in seinen Lehrbüchern nur historisch verbürgte Beispiele, an deren Beweiskraft er glaubt. Mit Vorliebe beschreibt er den kleinen Krieg, die Felddienstaufgabe des Offiziers.

Der Gelehrte lebt in stiller, ungestörter Umgebung, hat keine Möglichkeit großer Wirkung. Er heiratet eine Bürgerliche, Schwester des begeisterten Biographen seines ehemaligen Lehrers zu Bückeburg, Clara Schmalz. Diese Ehe verschließt ihm manche Tür, öffnet nur die ins eigene ruhige

und bequeme Haus. Die Verhältnisse werden immer enger, die Jahre begraben Hoffnungen, — wie die Flut spülen sie vom Strande des Lebens die kühnsten Erwartungen weg. Die niedrige Geburt drückt wie eine von den Vorfahren geerbte heimliche Krankheit. Erst in seinem sieben- unddreißigsten Jahre trifft aus London das Kapitänspatent ein.

Scharnhorst sucht Verbindungen mit den schreibenden Militärs der Zeit, gilt als Autorität auf dem Gebiet der Kriegsgeschichte. Nur die abstrakte Arbeit färbt ihm die Tage verschieden. Doch muß er auch da mit Schwierigkeiten kämpfen, denn hierarchische Vorgesetzte bewachen streng die Archive. Bei den Schlachten der Vergangenheit möchten sie sich am liebsten mit der goldenen Legende der Tapferkeit begnügen, nur von plötzlichem Sturm und herrlichem Sieg melden.

Als der namhafte preußische Oberst von Tempelhof Scharnhorst um die Übersendung von Materialien bittet, antwortet er niedergeschlagen: „... Eine wahre Geistesperre bezeichnet unser Land in aller Betracht ... Man scheut hier, wie Sie wissen, alle Publizität. Selbst wünsche ich nicht einmal, daß Sie sagen, daß ich Ihnen diese geringfügigen Nachrichten, die ich jetzt überschicke, gegeben ...“

Fürchtete man so die Flucht einiger Sätze aus streng bewachten politischen und militärischen Staatspapieren, so verbreitete sich ungehindert eine andere Meldung:

Die Pariser Garnison gehorcht nicht mehr.

Auf der Höhe der Bastillebrustwehr glauben die wenigen Verteidiger, ganz Paris belagere sie. Alle engen Straßen, die auf den Platz münden, sind gedrängt voll. Die Masse stößt und wird gestoßen. In der ersten Reihe der Lärmenden brüllen Soldaten der französischen Garde. Sie haben den leichten Sturm geführt und bemühen sich nun ver-

gebens nach ihrem und der Masse Sieg, die Blutgier der Aufgeregten zu besänftigen. Die Menge ist besessen, sie hat einen fixen Gedanken, es schwindelt ihr, sie will morden. Einer der lautesten, ein Koch, trachtet schnellstens in die Weltgeschichte zu kommen. Der gefangene Festungskommandant, Launey, ist verwundet, wird gemartert, er fleht um den Gnadenstoß. Da sich aber die eben geborene Volkssouveränität weiter in Justiz üben, jeder einmal drankommen will, erhält man ihn noch am Leben. Der Verzweifelte versetzt dem Koch einen Fußtritt in den Bauch. Dessen Majestät ist beleidigt, ein furchtbarer Schrei nach Rache elektrisiert die Masse. Der gestoßene Koch erhält den Auftrag, da er ein Meister im Tranchieren ist, den Kommandanten zu enthaupten. Der Sieg wird zum Fest, zum Freudenreigen. Die Menge zieht auf den Pont-Neuf vor das Denkmal Heinrichs des Vierten. Der stolzeste König soll den neuen Herrn des Landes, seinen Nachfolger, die Masse, begrüßen.

Der Zeitgenosse Rivarol meint: „Man wollte die heldenhaften Besieger der Bastille lächerlich und blutig erscheinen lassen. Aber die Klemme der Belagerer entschuldigt ihre Blutgier. Wenn man keinen Widerstand findet, so greift man eben wie man kann.“

Die Frucht des Sieges, das Staatsgefängnis, war so leer von Gefangenen, von zu befreienden Märtyrern, wie die Staatskasse leer von Geld.

Die Gerechtigkeit, die in der Bastille nichts zu erlösen fand, wurde wütend, massakrierte die Invaliden der Festung. Die Gerechtigkeit schrie weiter. Alle Türen der französischen Häuser schienen aus den Angeln gehoben zu sein, aus allen Zimmern strömten Haß, Energie, Wille, Grausamkeit, Selbstaufopferung, Begeisterung und Verzweiflung auf die öffentlichen Plätze und bestimmten die Politik.

Weit von Paris, in Tübingen, schrieb der enthusiastische Historiker und Journalist Ernst Ludwig Posselt in dem von Cotta verlegten Blatt „Allgemeine Weltkunde“: „Welch eine Zeit also, die jetzige! Es gibt ja nicht mehr bloße geheime Kabinettsachen. Jeder von uns ist unmittelbar und aufs wesentlichste dabei interessiert.“

Die in der Hauptstadt thronende Konstituante ist kriegsgerisch-sentimental nach innen, friedlich-sentimental Europa gegenüber. Aus der Provinz sind alle ihre Mitglieder mit Taschen voller Wünsche gekommen.

Aber das Parlament, das für ganz Frankreich die fundamentalen Grundsätze alles umfassender Änderung festlegt, das Agrarsystem des Feudalismus, die Zehnten, die Kirchensteuer abschafft, die nationale Souveränität proklamiert, die Menschenrechte erklärt, die Wählbarkeit der Richter verordnet, will die alten militärischen Überlieferungen, die bestehende Heeresverfassung nicht antasten. Als Dubois-Crancé den Plan einer nationalen Armee mit allgemeiner Dienstpflicht vorschlägt, läßt man ihn kaum seine Rede beenden. Die Idee des Aufgebots scheint eine Beleidigung eben gefeierter Menschenrechte, jeder nicht freiwillige Soldat eine Art öffentlicher Sklave zu sein.

Alle, außer einer verschwindend kleinen, schwachen, an die Eroberungstaktik Ludwigs des Vierzehnten denkenden nationalen, militärischen Opposition sahen in der preußischen Armee das Ideal. Nichts fürchteten die Revolutionäre mehr als Aufruhr in den Regimentern. Außer Jean Paul Marat donnerten alle Fraktionen gegen den Ungehorsam im Heer, versuchten, die aufgeregten Soldaten mit den alten Offizieren zu versöhnen. Offizielle Militärkommissionen verfielen auf den Gedanken, dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, weil er einst unter Friedrich dem Zweiten gedient hatte, das Oberkommando

über die französische Revolutionsarmee zu übertragen. Der Herzog galt in Paris als Europas militärisches Genie. Ihm die Gewalt anzuvertrauen, schien nicht nur Bürgerschaft für den eigenen Sieg zu sein, sondern bedeutete auch, den Nachbarn den weisesten Strategen zu rauben. Ebenso lange wie geheime Verhandlungen wurden in Berlin gepflogen. Willigte er ein, dann sollte ihn Paris feierlichst empfangen. Ferdinand von Braunschweig lehnte ab. Frankreich wandte sich nun an einen anderen deutschen Soldaten, an Schlieffen. Auch er hatte unter Friedrich dem Zweiten gedient. Jetzt beglückte Schlieffen das hessische Vaterland, war der beste Freund des regierenden Fürsten und der talentierteste Soldatenverkäufer. Er verstand es aber, wie Schlosser sagt, die stillen Klagen und das verborgene Weinen der Untertanen durch lautes Zeitungsgeschrei von Kunst und Wissenschaft zu übertönen, erlangte so den öffentlichen Ruf eines Enzyklopädisten und die geheimen Trinkgelder der Ostindischen Kompanie.

Die Frage des Oberkommandos war jedoch nicht das einzige Trugbild der Revolutionäre.

Die Schwierigkeiten versteckten sich noch in den Schatten der Illusionen. Das Werk der Empörung erschien ihrem ergebensten Diener mehr kühn als mühselig. Sie meinten, glückliche Gärten zu sehen, in Wirklichkeit waren es Nebelinseln. In manchen Augenblicken historischer Veränderung ist blinder Optimismus Voraussetzung der Aktion. Von seinem Sturm getrieben, gelangen die Handelnden vor den Granit der Unmöglichkeit, schlagen wie Rasende dagegen, verwunden sich, ermorden andere, proklamieren die Notwehr des Ideals und verbluten.

Frankreich meinte, es sei frei, fühlte sich wie neugeboren. Allein die Probleme auswärtiger Politik meldeten sich sehr bald. Die alten Verbindungen, die Staatsverträge mit den Nachbarn, die unpopuläre Allianz mit Öster-

reich, die unpopuläre Allianz mit Spanien mahnten an die Vergangenheit. Am Rhein protestierten durch die feierliche Rede des Erzbischofs zu Mainz, der zugleich Kurfürst und Erzkanzler des Deutschen Reichs war, und durch den Kurfürst zu Trier zweihundert Jahre europäischer Geschichte, die zu ihrem eigenen Heile erst von den Jakobinern vergewaltigt werden mußte. Da sie dabei kein Vergnügen empfand, wehrte sie sich mit aller Kraft. In Elsaß-Lothringen waren die Feudalrechte geistlicher und weltlicher deutscher Fürsten garantiert, die französischen Dekrete erklärten sie aber für nicht mehr bestehend. Die Rebellion der Gallier verletzte germanische Rechtshoheit, landesherrliche und reichsständische Rechte.

Über Nacht wurde die französische Revolution ein außenpolitisches, militärisches Problem.

Nicht nur der verwundete Feudalismus schien kriegsrische Rettung zu suchen, sondern auch alle politische Tradition der nationalen Geschichte, und neue Worte gaben alten Kräften die Regungen der Lebendigkeit.

Kriegerische Erwartungen rissen die Revolution aus ihren ersten kosmopolitischen Tagen; in rasendem Verlangen wollte sie ganz Europa begatten.

Noch nie wurde ein Kampf prächtiger verkündet, noch nie hatte ein Cäsar es gewagt, den Kontinent mit dem Schwert und mit der Schrift so zu bedrohen. „Ein Volk in Revolution“ — schreit der Abgeordnete Isnard — „ist unbesiegbar, die Standarte der Freiheit ist auch die des Sieges. Sagen wir es Europa: Wenn die Kabinette die Könige in den Krieg gegen die Völker führen, so werden wir die Völker gegen die Tyrannen erheben . . . Sagen wir Europa, daß zehn Millionen Franzosen, vom Feuer der Freiheit erleuchtet, mit dem Schwert, der Vernunft, der Feder, der Beredtsamkeit bewaffnet, imstande sind, das Antlitz des Universums zu verändern . . .“

Diese stolzen Worte erquickten zwar begeisterte Hörer, entsprachen dem Impuls, aber nicht der augenblicklichen Macht. Die Revolutionäre irrten sich über Europa nicht minder als Europa über die Revolutionäre. Paris glaubte ebenso wie Wien, leicht siegen zu können.

Derselbe Strom belebt, entzückt und blendet die Nation und die Armee. Im Heer sieht man aber die Erregung genauer; denn die Kasernen und die Paradefelder waren das Reich der Symmetrie und Ordnung.

Jeder Straßenaufbruch in Paris, jede Auseinandersetzung der Fraktionen, jede neue Welle des Mißtrauens bröckelt ein Stück von der Mauer der königlichen Armee ab. Das alte Heer verfällt, das neue wird erst geboren; das alte wird immer schwächer, das neue stärker — erst das Schlachtfeld soll beide in eine Einheit gießen.

„Der militärische Körper — klagt der Kriegsminister — droht in vollständiger Anarchie unterzugehen. Aus dem Truppenkörper erheben sich schamlos die unverschämtesten Forderungen. Die Befehle haben keine Wirkung, die Vorgesetzten keine Autorität. Die Militärkassen werden gestohlen . . . die Offiziere bedroht, verachtet, verfolgt, von den Truppen als Geiseln betrachtet . . . Als Gipfel des Schreckens wurden einige Kommandeure von ihren eigenen Truppen ermordet . . .“

„Jedes Regiment — schreibt Taine — wird durch ein Soldatenkomitee regiert.“ Hier wird die schwarze Liste verdächtiger Offiziere aufgestellt. Nach Straßburg haben sieben Regimenter Delegierte geschickt, die einen Militärkongreß einberufen. Zwanzigtausend Matrosen meutern in Brest.

Inmitten wilder Auseinandersetzungen, umgeben vom Haß sich bekämpfender Gruppen, von weitem bedroht durch den nationalen Feind, planlos und widerspruchsvoll entsteht die neue Armee — als ob sie papierne Resolution einer Volksversammlung wäre.

Die Bourgeoisie fühlt sich unsicher. Bewaffnete Rotten zeigen verlangend, drohend ihre Gewehre. Man kann sie nicht entwaffnen, versucht jedoch, den Hungrigen die Flinten einzeln abzukaufen. Lafayette organisiert die Nationalgarde unter dem Oberbefehl der Kommune: die Truppe der Reichen. Viele glauben, sie sei ein unerschöpfliches Reservoir von Kräften; Rechenkünstler schließen auf zweieinhalb Millionen Mann. Die Nationalgarde ist aber eine Totgeburt, weil der Schatten der Unpopularität sie begleitet.

Noch war die Revolution nur durch die Idee gepanzert.

Die Kühnheit, die ihren Bogen über das Land spannt, und nicht die Armee ist die Waffe. Inmitten des anarchischen Spiels militärischer Ohnmacht wird der Krieg erklärt. Die neue Wehr sollen die Freiwilligen sein; aus allen Städten und Dörfern sollen sie gegen den Feind eilen — wie im Sturmwind der Regen fliegt. Sie kommen aber nicht. Man kann sich nur schwer vom Glanz der eigenen Phrase trennen. Sehr zögernd verläßt man endlich den Grundsatz der Freiwilligkeit, nennt aber trotzdem die ausgehobenen hundertundfünfzigtausend Mann Freiwillige.

Der Zufall rekrutiert die neuen Formationen. Greise, Kinder und körperlich Untaugliche marschieren. Sie plündern die entwaffneten Landsleute, hinterlassen die Spuren einer hungrigen Glaubenskarawane.

Auf dem Schlachtfeld ist das Rendezvous. Jede Rotte geht den Weg, den sie will. Die erste Attacke erweckt Begeisterung, die aber bald vor dem regelmäßigen Linienfeuer geordneter Truppen zur Panik wird. Um die stürmische Flucht zu entschuldigen, erschießen die Soldaten die angeblich verräterischen Offiziere.

Aus der verzweifelten Lage entsteht an der Front die Idee der Offensive. „Die Armee — schreibt der Oberkommandierende Dumouriez an den Kriegsminister Ser-

vant — ist in einem fürchterlichen Zustand, und wenn wir, wie sie zu wollen scheint, nach vorwärts marschieren, so werden wir sicher geschlagen . . . Sie hat weder Hosen, noch Stiefel, noch Hüte . . . es fehlt ihr an Gewehren . . . Den defensiven Krieg können wir aber noch weniger wagen . . . Es gibt keine andere Möglichkeit, als einen verwegenen Stoß auszuführen, der den Feind verwundet und verwirrt.“

Dumouriez, der darauf hoffte, die kaiserlichen Truppen von den Preußen trennen zu können, meinte, in diesem Fall würden die Armeen des Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten nicht imstande sein, ihren Marsch nach vorwärts allein durchzuführen. Er wollte deshalb in die österreichischen Niederlande eindringen. Wie der Mut nichts anderes ist als ein verzweifelter Ausfall aus der Festung der Angst, so schien es auch ihm, daß Erobern und die eroberte Bevölkerung zur Rebellion entflammen, leichter sei als den Verteidigungskrieg durchzuführen.

Dieser gewagte Plan kreuzte sich mit dem des Kriegsministers Servant. Dumouriez sollte nach Pariser Anweisungen den Feind an der Front binden. Auch Servant hoffte auf die Offensive, auf ihre rettende Kraft, wollte jedoch vorher Zeit gewinnen, um die Gefahr den Massen in aller Eile ins Bewußtsein zu bringen, sie national zu wecken, kriegerisch zu formen. So glaubte er, die glücklichste Art der Kriegführung gewählt zu haben, die Defensive-Offensive aus wunderbar gedeckten Stellungen. Der Kriegsminister bestimmte, durch die politischen und militärischen Notwendigkeiten getrieben, — mehr wider Willen als freiwillig — zum Kriegsschauplatz das Gelände um Valmy.

Der Feind scheint aber keine Zeit zu lassen. Zwölf-tausend Franzosen fliehen vor nur eintausendzweihundert preußischen Husaren. Longvy fällt, Verdun ist vor der

Übergabe. Wann werden die Preußen und Österreicher in Paris einziehen?

Unbemerkt, aller formalen Logik sich entziehend, dem Gesetz von Ursache und Wirkung scheinbar spottend, im Rücken der Menschen und Dinge, vollzieht sich der Umschwung. Die Verbündeten nehmen eine Position nach der anderen und schlagen doch die Franzosen nicht entscheidend. Die Truppen des Herzogs von Braunschweig kleben im weichen Boden der Champagne; denn der Schlamm unter ihren Füßen, dieser Verbündete der Jakobiner, ist unbesiegbar. Was die Führer der Aufständischen zum Verzweifeln bringt: die Armee, die nicht imstande ist, eine Schlacht zu wagen, rettet sie.

In Paris erweitert die lebensgefährliche Krise an der Front den Rahmen der Revolution. In Paris sind auch Fronten und Schlachten, hier ist das Terrain die Klassenstruktur der Stadt. Der Vorort St. Antoine marschiert in so unregelmäßigen Zügen gegen das Zentrum wie die Soldaten in der Champagne gegen die preußischen Linien. St. Antoine meint, Ludwig den Sechzehnten schlagen, hieße den Kaiser in Wien besiegen, die Front retten.

Die Straßenrevolte des zehnten August wird zur Geburtsstunde der modernen Armee, zum Boden allgemeiner Wehrpflicht. Die Proletarier erringen auf der Barrikade das Recht, einige hundert Jahre lang auf allen Schlachtfeldern des Kontinents „tapfer“ zu kämpfen.

Die Revolution hört auf, das politische Eigentum der Reichen zu sein, wird die Illusion aller. Zwar kann man kein Brot verteilen, wohl aber Piken und Gewehre. Danton bereitet den Sturm auf die Tuilerien vor, und seine Freunde laufen von Bezirk zu Bezirk, die große Losung verkündend: Jeder Bürger ist Mitglied der Nationalgarde! Allgemeines Wahlrecht und allgemeine Bewaffnung! Das Vaterland ist in Gefahr, weil der Verfassung Gefahr droht!

Marat heult wie ein hungriger Wolf. Sein Schrei ist die häßliche Musik häßlicher, dunkler und schmalen Gassen. „Gegenrevolutionäre Mitglieder des Generalstabes der Pariser Garden — verlangt sein Pamphlet — müssen ermordet, alle antipatriotischen Offiziere verhaftet werden.“

Als Ludwig der Sechzehnte durch den Garten seines Schlosses in den Saal der Abgeordneten flüchtet, fröstelt ihn vor den traurigen Farben des Herbstes. „Die Blätter fallen früh in diesem Jahr“, spricht der König. Im Plenum begrüßt ihn der Präsident Vergniaud, als ob der Bourbonne noch König wäre. Und in diesen Tagen, in denen jeder Satz von einem Eid begleitet ist, der bis zum Abend Meineid wird, schwört der Vorsitzende, „die Volksrechte und die bestehenden Gewalten zu schützen“. Nachdem aber der zehnte August zu Ende gegangen ist, die Rebellion gesiegt hat, erklärt Vergniaud denselben Ludwig als Geisel und seines Amtes enthoben. Der neue Justizminister Danton ist nicht von Königs, sondern, wie er sagt, von der Kanonen Gnaden ernannt.

Wie das Königtum besiegt, die Republik aber nicht proklamiert wird, so werden auch die alte Armee und die neue Nationalgarde, ihre Strategie und Taktik, besiegt, und die neue Kriegführung wird nicht dekretiert, sondern angewandt.

Die Kommune handelt unter dem Schrecken, unter dem Schatten des drohenden Manifestes des Herzogs von Braunschweig. Hat er nicht versprochen, Paris in Asche zu verwandeln, die Rebellen zu erschießen?

Der Gemeinderat beschließt: „Alle Barrieren der Stadt werden sofort geschlossen... Alle Bürger sind bereit, beim ersten Aufruf zu marschieren... Alle Verdächtigen und Feiglinge werden sofort entwaffnet... Achtzig Kommissare gehen sofort zur Armee...“

Aus allen Winkeln der Hauptstadt treibt der Wind die Sandkörner der neuen Armee: Reihen der Armut, aus

denen die des Heeres werden. Paris hat seine Abenteurer, seine Deserteure, seine Verhungerten, seine Entwurzelten, die Flüchtlinge aus allen Provinzen — die Glocken der Jakobiner rufen sie. Ihr Klang verspricht Brot, Beute und Glück. Die Ehrgeizigen sehen ihr Feld, Jünglinge mit glänzenden, weit geöffneten Augen ewige Seligkeit. Die Überzeugten hören die mahnende „Gerechtigkeit“, die Fanatiker lechzen nach Ungläubigen, um sie zu zertreten.

In die unzähligen engen Stuben der kleinen Leute, dort, wo die Menschheit wohnt, die Armut das Leben erwürgt, die Väter prügeln, die Frauen kochen, waschen und gebären, die schmutzigen Kinder schreien, dringt der Enthusiasmus ein und schenkt Feiertage der Freude. Die Söhne ziehen aus, um die Welt zu erobern; denn sie sind das Vaterland.

Aus dieser Masse — dem militärischen Reservoir der nächsten fünfundzwanzig Jahre — verlassen vom 1. September bis zum Tage von Valmy täglich zweitausend Franzosen Paris.

Als die Regierung der Hauptstadt den Rücken kehren will, um weit vom Tumult den Krieg zu organisieren, gebietet die drohende Stimme Dantons zu bleiben.

Die gewaltige Welle losgelassenen Volkes hat diesen Drei- unddreißigjährigen geboren. Ohne sie wäre er ein witziger, populärer Advokat der Provinz geblieben, eine lokale Sehenswürdigkeit. Ihr hat er zu danken, wenn er jetzt für die kurze Zeit, die die Menschen Ewigkeit nennen, dort wohnt, wo man keine Miete zahlt: im Pantheon der Geschichte. Danton liebt keine Trugbilder der Gedanken, idealisiert nicht den Plebs wie Marat, kniet nicht vor der Tugendgöttin wie Robespierre, ist so aktiv in entscheidenden Situationen wie faul und lässig nach getaner Arbeit. Durch Begeisterung und Tyrannei will er die Armee bilden.

Er weiß aber auch, daß die Republikaner nur eine Minderheit in der Nation sind. Um so gewaltiger sei ihre Pflicht, alle blindlings nach vorwärts zu treiben. Nur die Masse, nur die ganze Nation könne es schaffen. „Wir haben bis jetzt — erklärt der Redner — nur den kleinen Krieg geführt — nun gilt es, einen furchtbaren zu beginnen... Das Volk muß sich in seiner ganzen Masse auf den Feind stürzen... Jede Gemeinde ist verpflichtet, ihre menschliche Elite zu mobilisieren...“

Alle Instinkte der Empörung, alle scharf geschliffenen Messer des Bürgerkrieges sollen Frankreich verteidigen. Er ist bereit, dafür der Masse ein Trinkgeld zu schenken: einige hundert ihr antipathische Köpfe. „Man nennt mich — droht der Minister — Bluttrinker. Trinken wir das Blut der Feinde... aber kämpfen wir, erobern wir die Freiheit.“

Diesem Antidogmatiker ist die Aktion alles, nichts die Theorie; er ist kein Systematiker, kein Bücherleser, kein Erbauer idealer kosmopolitischer Gebilde; er haßt seinen Arbeitstisch im Ministerium; er ruht nie; er führt den Krieg, die Außenpolitik; er ist bei der Armee; er beschließt den unentgeltlichen Unterricht. Nie hat er, wie die anderen Rhetoren der Revolution, eine Rede vorbereitet, nie sich selbst beobachtet, nie seine Wirkung studiert; er war nie in sich selbst verliebt und hatte weder ein römisches noch griechisches Vorbild. Er ist ein Märchen der Kraft, haßt deshalb die geistigen, abstrakten Konstruktionen, die zur Untätigkeit verdammen. Was sich nicht sofort bewegt, was nicht sofort befruchtet, was nicht sofort wirkt, gilt ihm als unnütz und verderblich. Der Minister wiederholt unaufhörlich: Gebrauchte die Macht! Wendet sie an! Handelt! Die Stunde kehrt nicht wieder! „... Das Volk — erklärt der Führer — ist das Instrument, bedient euch!... Die Statue der Freiheit ist noch nicht gegossen. Das Metall

siedet; wenn ihr den Ofen nicht bewacht, so werdet ihr alle verbrennen.“

In den furchtbarsten Momenten der Gefahr ergreift ihn eine maßlose Wut. „... Die Republik ist ewig... Was, ihr verfügt über die Kraft einer ganzen Nation und habt noch nicht die ganze Welt umgestürzt?“

Er symbolisiert diese Revolution, weil er sie wie kein anderer versteht, ist ihr Odem, weil er in der Krise zwar alle Gewalten gebraucht, jeden Helfer als Verbündeten feiert, sich aber dennoch auf nationale Ziele beschränkt. Danton ist der Arbeiter, der der Bourgeoisie durch den Terror ein Reich gründet. Dieser Republikaner ist Traditionalist, von der glorreichen, staatlichen Vergangenheit der Bourbonen geleitet. Die Revolution ist ihm kein Bruch, sondern die Krönung der französischen Geschichte. „Die Grenzen Frankreichs — erklärt dieser Heroe der Verteidigung und des Terrors — sind durch die Natur gezeichnet... Der Ozean, der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen. Die Könige bedrohen uns? Ihr habt ihnen schon den Handschuh, einen Königskopf, vor die Füße geworfen. Es ist das Zeichen ihres eigenen Unterganges.“

Für dieses Ziel wagt er, wie kein Monarch zu sprechen, bringt die Kriegführung auf die einfachste Formel, nach der sich später alle militärischen Systeme bilden werden: Offensive der Masse! Der Organisator der nationalen Verteidigung hat nicht nur kein Buch über Taktik geschrieben, sondern auch keins gelesen, hat aber genial gefühlt und unbarmherzig gesehen: „Warum soll Frankreich nicht siegen? Was braucht es zum Sieg? Franzosen — und Franzosen haben wir... Wir fliegen dem Feind entgegen, wir erwarten ihn nicht!“ Danton ist skrupellos in seinen Mitteln, skrupellos in seinen Freundschaften, sieht in der Politik und Strategie den Menschen, rechnet mit seiner Begeisterung, mit seiner Dummheit, mit seinem Laster.

Dieser Mann der Masse ist genau wie sie, er ist ungepflegt wie sie, er ist trivial wie sie, er schreit wie sie, er liebt das Geld wie sie, er ist wollüstig wie sie, er ist grausam wie sie, und er ist im nächsten Augenblick friedlich wie sie.

Wenn er nicht unter den Impulsen der Masse handelt, wenn die Gefahr ihn nicht jagt, wenn er die Fühlung mit den Sektionen der Jakobiner verliert, dann träumt er den friedlichen Traum jedes einzelnen. Ein stilles Gärtchen am ruhigen Fluß, schön eingezäunt, freundliche Nachbarn, ein guter Platz zum Angeln. Dorthin fährt er auch, in sein Provinznest, um zu lieben, um in den Augen einer Sechzehnjährigen alle Farben der Welt zu sehen . . .

Als ihn dann der Karren, den er in Bewegung gebracht hatte, auf dem Platz der Revolution dem Henker übergab, fiel sein Haupt, weil er selber in dieser rasenden Geschwindigkeit der Ereignisse zwar richtig gesehen, aber das Tempo schlecht berechnet hatte. Er erblickte das konsolidierte Frankreich in seinen natürlichen Grenzen. Um das jedoch zu erreichen, brauchte der Krieg weiter das Beil des Henkers nach innen und die Bajonette der Nation nach außen.

DIE KRIEGERISCHE IDEE UND DER MENSCH IN DER SCHLACHT

„ . . . Ob wir richtig gehandelt haben, das wissen nur in fünfzig Jahren die Kriegsschüler ganz genau.“ Generaloberst von Seeckt.

Die Kriegsposaune des Konvents verkündete die drohende Strenge eines neuen Prinzips. Wie das Glaubensboot Christi in den Stürmen nicht zerschellte, so sollte das der Republik alles wagen, um die feindlichen Wellen europäischer Macht zu durchschneiden. Hinter der feierlichen Fassade der reinen Lehre aber verstanden es die Männer französischer Geschicke sehr gut, zu diplomatisieren, zu handeln und zu verhandeln.

Zur Zeit der schönsten Rhetorik über die Freiheit der Völker versprachen Agenten der Pariser Regierung dem Preußenkönig polnische Landschaften. Diese Annexionen sollten das Haus Hohenzollern festigen, von der Angst vor Österreich befreien. Da aber Potsdam glaubte, nachbarliches, östliches Gut ohne Jakobiner, vielmehr mit Russenhilfe ergattern zu können, scheiterte der Handel.

Die Terroristen der Republik — verletzt durch die Nichtbenutzung ihrer angebotenen Tugend — schwören und singen nun polnische Liebe. Schweden und die Türkei sollen nach dem Wunsch jakobinischer Politik Rußland angreifen, um Warschau, das Vaterland, zu sichern. Österreich ist durch diese Tatsache genötigt, russische Hilfe zu erflehen; Preußen würde aber dann die Wiener „Verbündeten“ nicht allein marschieren lassen können; und so wären Preußen und Österreich gezwungen, Truppen vom westlichen Kriegsschauplatz nach dem Osten zu bewegen.

Der Kanonendonner an der Front hat den Kosmopolitismus der gallischen Streiter schnell vernichtet. Die Arzneien und Rezepte aus der politischen Apotheke sind dieselben geblieben; nur das Personal des Ladens ist ein anderes geworden. Die Prinzipien der neuen Herrscher werden zum politischen Roman, die gefeierten Menschenrechte zum idealen Buch eines nirgends existierenden Volkes. Die Macht der neuen Verkündung bestand eben nicht in ihrer Wahrheit, sondern in ihrer Wirkung. Deshalb brauchte sie Propaganda, und deshalb konnten auch die Politiker der Republik erklären, ihr Vaterland sei das der Menschheit, das Licht Frankreichs die durch alle Fenster dringende Tageshelle. Wenn sie aber mit Diplomaten und Ministern der alten Welt verkehrten und verhandelten, mußten sie deren Sprache reden. Prinzipien mögen unantastbar sein, nicht jedoch Landesgrenzen.

Noch Danton sandte den gewesenen Priester Talleyrand, der seine Liebe nicht nur der einen himmlischen Jungfrau schenkte, mit Freundesbotschaft nach London.

Danton kannte die Macht Englands, dessen Schiffe mehr noch als Wind und Wetter alle Meere und Küsten bedrohten.

Die erste Koalition gegen Frankreich war ein Kreuzzug ohne Ritter, mit schlechten Sängern und verschuldeten Kavalieren. Ein geometrisch genau durchgeführtes Manöver endete in der Unordnung der Niederlage. Die alten Staaten vertrauten nur auf die Macht, die Macht aber fehlte ihnen. Deshalb und nur deshalb war dieses Vertrauen hoffnungslos.

Der einzige moderne Staat, der wichtigste Energiefaktor, England, betrachtete das festländische Ringen wie ein Erwachsener Kinderspiele. Seine Sympathien neigten sich sogar auf Frankreichs Seite. Als aber dann die siegreiche Republik in Belgien bleiben wollte und Antwerpen Britanniens Vorherrschaft verleugnete, betete die City für den geköpften Ludwig. Der Schatten des Ermordeten ließ einen

Teil der Inselbewohner nicht mehr ruhig schlafen, drohte mit schlechten Bilanzen. Das reichste Land der Welt hatte indes keine Soldaten; das durch alle Kanäle europäischer Politik fließende englische Geld mußte sie ersetzen. Wie durch einen Jungbrunnen wurden die alten Kabinette belebt.

Die Republik erklärte den Krieg, als sie seine Unvermeidlichkeit sah. Ihrer politischen Offensive, den militärischen Stößen, die sie führen wollte, entsprachen die moralisierenden Kriegsmanifeste gegen England, Spanien, Holland und Neapel. Das neue Prinzip verlangte die Erweiterung des kriegerischen Kreises ins Unermeßliche, die Erschütterung der Welt, die Entfachung halb vergessener Gegensätze zwischen den Mächten.

Als Gut der englischen Krone mußte auch Hannover am Krieg gegen Frankreich teilnehmen.

Den Geheimen Räten war aber dabei gar nicht wohl zumute; denn sie kannten die militärische Schwäche ihres Landes. Die Regimenter erfreuten sich zumeist der angenehmsten Form des Seins, nämlich der, gar nicht zu sein. Sie existierten zum Teil nur auf friedlichem Verwaltungspapier. Die Kriegsstärke bestehender Formationen wies nicht einmal die Hälfte der vorgeschriebenen Kopfzahl auf, obwohl sich die Kompagniechefs redlich bemühten, zu zaubern und am Tage der Kontrolle aus einem Mann drei zu machen. Die Werbeplätze blieben leer, die Werber predigten tauben Ohren; ans Soldatenglück wollte niemand glauben. Als die Regierung sich entschloß, siebentausend Rekruten zwangsweise auszuheben, versteckten in den Dörfern die Reichen die Armen, verbündeten sich, um nicht dienen zu müssen. England zahlte aber einen fürstlichen Preis: 28 Taler für einen Toten oder für je drei Verwundete; ein krepirtes Pferd wurde mit 90 Talern honoriert. Die Liebe zu den Tieren übertraf bei weitem die zu den Menschen.

Der Klang der englischen Münzen weckte die Räte aus dem bürokratischen Schlaf. Da sie aber trotz aller Energie nichts erreichten und die Rekrutierung scheiterte, so exportierten sie ein anderes kostbares Staatsgut: Sträflinge. In den Gefängnissen meldeten sich viele Zuchthäusler freiwillig.

Endlich, am 4. März 1793, konnte Hannover acht Regimenter Kavallerie, fünfzehn Bataillone Infanterie und ein Detachement Artillerie in großbritannische Dienste stellen.

Zwanzig Tage später zog auch Scharnhorst mit der Artillerie, die dem General von Trew unterstand, ins Feld. Er befand sich bei der Avantgarde.

Schon den ersten Feldzug gegen Frankreich hatte Scharnhorst ungeduldig und mit trüben Ahnungen verfolgt. Nicht, weil er den Zweck dieser Kampagne verdammt, er kritisierte nur die militärische Leitung, wunderte sich über den leichten Siegesglauben der Verbündeten.

Viele deutsch sprechende Offiziere, die in den ersten Tagen der Revolution den fernen Klang mit Freuden vernommen, die Pariser Melodien leise nachgepiffen hatten, erschranken bald vor der blutigen Szene des gallischen Bürgerkrieges. Vor allem empörte sie die Disziplinlosigkeit in der Armee. Kein Sachverständiger konnte darin die Geburt einer neuen militärischen Kraft sehen. „Wenn es auch — schreibt der spätere preußische Generalfeldmarschall von Boyen — einzelne Bindepunkte gab, die mich den ersten Anordnungen der Nationalversammlung nicht abgeneigt machten, so stieß mich doch bald das ganze Treiben ihrer Leiter ab. Die Insubordination . . . stimmte durchaus nicht mit meinen Begriffen von Soldatenpflicht . . .

Ursprünglich war ich diesem Kriege abgeneigt, aber als er einmal erklärt war, war ich auch mit ganzem Herzen dabei.“

Scharnhorst war es nur mit halber Seele. Empfindungen und Gedanken hemmten den kühnen Flug seiner Hoff-

nungen. Er war kein begeisterter Anhänger des Bestehenden. Gerade die hannoveranische Mobilisierung hatte, wenn nicht das Unhaltbare, so doch das Karikaturhafte der Militärverfassung gezeigt. Es hätte ihrer aber gar nicht bedurft, um Scharnhorsts kritischen Sinn zu beleben. Er war wie jeder Verschlossene, Einsame ein Systematiker, der sich wohlfühlt in dieser Berufsschwäche des Gelehrten. Gebeugt über den Arbeitstisch ordnet der Mensch Individuen und Dinge, als ob sie Mappen auf seinem Pult, Notizen für seine Werke wären. Er konstruiert geistige Alleen im krausen Gewirr der Existenz, sieht Harmonien, sieht die Welt von seinem Fenster aus wie eine ideale Seelandschaft. Kleine Wellen plätschern dahin, um sich zu verlieren, Wälder umrahmen in schwarzem, schmiegsamem Schweigen das Ufer.

Die französische Revolution, deren erste Tage er als Erlösung empfunden, erschreckte ihn durch ihre Folgen. Er hörte jetzt nur den Angstschrei der Verurteilten, die Deklamationen der Überzeugten, den Fanatismus der Dummen, die, glücklich, einen Gedanken einmal im Leben begriffen zu haben, ihn täglich brüllend wiederholen. Der jakobinische Terrorismus wurde im deutschen Lande noch dazu ins unermessliche übertrieben. Die Spießer trösteten sich an ihren Stammtischen, doch bessere Kerle als die Franzmänner zu sein, erzählten einander ihre nächtlichen Angstträume, als ob sie Wirklichkeiten wären. Die Regierungen verbreiteten Greuelmärchen von Amts wegen; der Schrecken belebte ihre sonst träge Phantasie.

Ein Schleier von Dichtung und Wahrheit trennte Frankreich von Deutschland. Die Revolution erschien so zwecklos, wie etwa eine Maschinenwerkstatt dem Besucher, der nicht weiß, warum die halbnackten Männer in Schweiß gebadet vor glühenden Öfen hämmern und gießen.

Noch sah Scharnhorst, wie viele andere, im Terrorismus

den Inhalt der Revolution. Die Begleiterscheinungen verdeckten den eigentlichen Prozeß; sie nur waren sichtbar, das Wesentliche indes verschwand im Ungewissen des Werdens.

Scharnhorst empfindet es bitter, keine Rettung zu sehen, und predigt Entsagung: „... Ja nicht öffentlich — schreibt er dem Oberst von Tempelhof nach Berlin — von den Ungerechtigkeiten der höheren Stände gegen die niederen ... reden ..., weil ... eine Rebellion unvermeidlich ist, wenn die niederen jetzt etwas fordern ... Dagegen halte ich es für Pflicht, ... den höheren Ständen ... ihre Ungerechtigkeit vorzuhalten und ihnen zu zeigen, daß dies nicht mehr so in der Folge bestehen kann ...“

Die Stimmung des Verzichtens dringt in sein Bewußtsein ein. Dieser Systematiker, durch die eigene Schwere belastet, kann die Rettung nicht in Skepsis oder Ironie finden. Gedanken der Einsamkeit umfassen ihn. Vielleicht ist das Innerste lebendiger Dinge die christliche Qual am Kreuz ohne christliche Erlösung, vielleicht ist die ewige Melancholie des menschlichen Gedankens das Erhabene?

In diesen Tagen und mit solchen Gefühlen mußte er ins Feld. Die kriegerische Idee umkreist die Erde, wie ein blutiger Komet. Sie hat jetzt neue Kräfte, neue Propheten, neue Märtyrer. Ohne Ende, ohne Maß, ohne Unterbrechung, als wollte der Tod den Tod vernichten, rufen die Gewalten zum Kampf.

Scharnhorst ist schon siebenunddreißig Jahre alt und nur Hauptmann. Sollte jetzt nicht der letzte Augenblick gekommen sein, um aus der dunklen, gleichförmigen Masse emporzutauchen, die unzähligen Reihen der Gewöhnlichen zu verlassen, deren Wirkungsstätten ebenso unbekannt sind, wie es einst ihre Gräber sein werden? Der Ehrgeiz plagt wie die sprödeste Geliebte, sein Schein verspricht dieselben Wunder, läßt keine Ruhe, wird zum Triebe, zum Laster, zur Schwäche, verdirbt jede angenehme Minute, mischt sich

in jedes Gefühl ein, verspottet die Tage der Zufriedenheit, erinnert daran, daß die Sekunden wie Tropfen in den Schoß der Unendlichkeit fallen und nicht mehr zurückkehren. Was ist aber der Ehrgeiz und wozu ihn stillen? Um Blicke von Menschen zu sammeln, mit denen man sonst nicht sprechen würde? Um inmitten eingebildeter Farben der Vergangenheit zu verenden?

„Ein Kampf — schreibt Scharnhorst einen Tag nach seinem Abgang ins Feld — zwischen Vernunft und Ehrgeiz ist meine bleibende Stimmung, und wechselweise der einen oder anderen zu folgen ist mein Schicksal.“

Die Ehrgeizigen sind Märtyrer, in die Erde und in das Wirken Verliebte, verdammt, unter dem Schmerz der Entsagung die Welt zu bereichern. „Ich kann nicht dafür — schreibt er — das Gefühl meiner Kräfte, etwas Außerordentliches tun zu können, wird nicht aufhören mich zu quälen, bis sich irgendeine vorteilhafte Veränderung eröffnet oder eine Rückkehr in mich selbst alle Ambition erstickt.“

Die Macht dieses Willens hat aber nur ein beschränktes Feld, nur kleine Möglichkeiten im verbündeten Lager.

Die Allianz ist auf geheime Vorbehalte, auf Hintergedanken aufgebaut. Oft schweben die einzelnen Führer in großer Angst, der Nachbar könnte siegen. Dies mit Anstand zu vermeiden, ist wichtiger als den Feind zu vernichten.

Anfangs werden die Franzosen in Belgien geschlagen, sie räumen das Eroberte unter Führung Dumouriez', der erst siegen und dann die Republik verraten wollte. Der Verrat gelang ihm, der Sieg nicht. Die geöffnete Front an der belgischen Grenze löste das französische Heer in Panik auf.

Frankreich schien vernichtet. Der Prinz von Koburg berief eine Konferenz nach Antwerpen ein, um im politischen Rat den weiteren Gang des Feldzuges zu bestimmen. Sie dauerte nur einen Tag und schadete den Verbündeten mehr als je ein Tag geschadet hat. Von lockenden Schätzen

geblendet, verloren die Prinzipienreiter der Monarchie all ihre Scham. Jeder nehme, was er kann und will! Die Armee des Kreuzes ohne Glauben löste sich in einzelne staatliche Beutetrupps auf. Englands Vertreter, Lord Auckland, verzichtet wegen der Eile auf jede Diplomatie, erklärt, die gallische Monarchie sei ihm ebenso gleichgültig wie die Republik. „Jede Macht der Koalition — meint er — muß erobern und das Eroberte behalten.“ Österreich soll sich um Holland kümmern, Britannien wird in Dünkirchen bleiben. Man entschloß sich für den methodischen Krieg, für die Einschließung der Festungen. Die Generäle glaubten, dadurch auch die Fehler des Herzogs von Braunschweig in der Champagne, seine schnelle Offensive und sein Valmy vermeiden zu können.

In dieser Lage aber belebt in der Republik der kriegerische Gedanke die Menschen auf andere Weise.

Auch da entzündet der Ehrgeiz das Individuum. Auch auf dem Boden Frankreichs träumt der Soldat vom glänzenden Dekorum persönlichen Erfolges. Die Idee fließt wie ein verzaubertes Wasser; wer sich ihr nähert, vergißt sich; wer in diesen Flußspiegel blickt, sieht nicht sich, sondern hört die klagende Begeisterung des verwundeten Landes.

Im Gegensatz zur Armee der Verbündeten tut hier niemand seine Pflicht: entweder viel mehr oder gar nichts.

Tief gegliederte Franzosenhaufen, Kolonnen, werden ins Feuer getrieben. Sie prasseln gegen die disziplinierte Linie wie der Regen auf die Dächer. Doch die halten stand. Die eiserne Front der Preußen, Österreicher, Holländer, Spanier und Hannoveraner ist wie eine steile drohende Mauer; kein Feind kann sie erklimmen.

Unordentlich, ungeschickt, aufgelöst, oft ohne Kampfeswillen, in unzählige blutende Fetzen zerrissen, vor Schmerz erblindet, von ohnmächtiger Wut gepeinigt, irrsinnig vor

Angst, stockt und schwankt diese menschliche Masseneinheit und zerstäubt in einzelne Atome.

Das Atom lebt aber. Das Individuum ist aus der Herde herausgeschleudert, aus dem regelmäßigen Krieg desertiert, klebt am Boden, bleibt lebend liegen, will jedoch nicht weiter rückwärts. Die Füße können sich nicht mehr bewegen, aber der Funke ist nicht erloschen, der letzte Willenstropfen noch nicht versiegt. Das Unbekannte, das Unberechenbare, das Unvorhergesehene, das Unbewußte, die letzten Reserven jedes einzelnen Menschen werden zum undurchdringlichen Schlachtenpanzer.

Der Soldat ist unfähig, noch einmal anzugreifen, sich in Kolonnen zu sammeln, auf den Führer zu hören, zu stürmen. Er duckt sich nur, flucht und will auf eigene Faust die Mächte der Zerstörung überlisten. Das Feuer wechselt, wird schneller oder langsamer, regelmäßiger oder unregelmäßiger, die moralische Kraft ermattet, steigert sich, zaudert und findet zuletzt den Rhythmus der Lebendigkeit.

Das siegreiche Linienheer der Feinde kann nicht hinter den Busch oder Hügel, hinter alle Zufälligkeiten des Bodens sehen; es sieht nicht die Triebfeder des Vertrauens, nicht den stillen, schmerzlichen, mühseligen Schwung, sieht nicht die Lebenskraft der Besiegten. Der Sieger verfolgt nicht weiter. Gegen wen soll er vorgehen, wen noch besiegen?

Der Soldat der Republik erwartet den feindlichen Angriff; seine Angst und seine Spannung sind vergebens; denn der Gegner rückt nicht vor. Der Soldat der Republik merkt es sich. Seine Unordnung, sein Mangel an Kampfgeschick, seine Undisziplin haben ihn die neue Form des Widerstandes gelehrt.

Sie wurde durch kein Militärreglement dekretiert, von den Theoretikern verpönt, von den kommandierenden Generälen nur wider Willen aus mangelnder Befehlsgewalt zugelassen, aus Angst, Feigheit und Begeisterung geboren. Sie war die

Selbstbestimmung des verblutenden Soldaten, seine Selbstverteidigung, die Demokratie des Schlachtfeldes, der Lebenswille einer Nation. Nur die Blutvergeudung der Revolution ermöglichte diese Taktik, und Niederlagen waren ihre Voraussetzung. Sie entsprang der Unfähigkeit, geschlossen zu feuern, in Kolonnen anzugreifen.

Dann gelang es den Offizieren, die Versteckten und Versprengten zu sammeln, ihre Seelen und Körper vom Boden zu erheben, den Schwung hervorzuzaubern, die Gleichheit des Ideals, die Einheit der Geister aus der zerrissenen Kolonne zu gießen, den Kampf gegen Stellungen und Verschanzungen auf einem anderen Boden als dem des geduligten Exerzierplatzes zu erlernen und zu wagen.

Aus der ursprünglichen individuellen Defensive entstand so die Offensive, die rücksichtslose Entschlossenheit, mit Trümmern immer erneut vorzugehen, die Energie, ins Grab zu schauen, die Psychose, die das Sterben als die Vollendung des Lebens feiert, als wäre es das Land allen Glücks und aller Erkenntnis.

Nicht nur die Linie der Fronten, auch die des Seins und der Empfindung trennte die Armee Frankreichs von der der Verbündeten. Das Gemeinsame war der Schrecken, das erste Trommeln und Pfeifen der Schlacht, die Geräusche, die Zehntausende friedlicher Menschen in Enthusiasten des Gemetzels verwandeln.

In entscheidenden Augenblicken des Lebens aber kommt jede Kreatur auf ihren Ursprung zurück. An den Kreuzwegen der Existenz, in banger Augenblicke, erscheint das vergoldete Panorama der Vergangenheit, wie um den Willen zu lähmen. Die Fruchtbarkeit der Erde entzückt den Bauernsohn Scharnhorst, stimmt ihn friedlich, summt Melodien der Schwäche, flüstert ihm verbotene, gewagte und trotzdem beinahe selbstverständliche Gedanken zu. „Ich unterdrücke hier — schreibt er — alle Betrachtungen, die

mich oft auf eine entsetzliche Art überfallen. Theologen und Soldaten müssen, wenn sie das sein sollen, was man von ihnen fordert, wenig Verstand haben.“ Auf kriegerischem Wege, inmitten so vieler Bewaffneten, während langer zweckloser Märsche läßt sich dieser Soldat von den Lüften der Empfindsamkeit umwehen. Wenn der Nachtwind die Erde einschläfert, die Dunkelheit das Lager bedeckt, denkt er an das durchkreuzte Land: „Wir haben Brabant, Flandern, Hennegau in einem solchen Stande gefunden, als wenn gar kein Krieg wäre. Die Felder sind blühend, die Leute haben noch ganze Böden voll Weizen.“

Aber bald ist auch für die Hannoveraner der friedliche Teil des Feldzuges vorbei; die unglücklichen Schlachten und die Rückzugsmärsche der Alliierten beginnen.

Scharnhorst kritisiert den Feldzug, ist gegen das behutsame, methodische Vorgehen der Verbündeten, gegen die Führung des Herzogs von Yorck; er bemerkt den stillen Kampf zwischen den Kabinetten und den Heerführern, der entscheidende Aktionen lähmt. „Ich kann mich wohl rühmen, — schreibt er — daß niemand den Zusammenhang so weiß als ich.“

Die grundsätzliche Veränderung der neuen französischen Kampfform verstand aber Scharnhorst, wie die meisten und besten Militärs des alten Europa, noch nicht. Was konnte denn diesen Offizieren nachahmenswert erscheinen? Wurde doch ein republikanischer General nach dem anderen verurteilt. Ihre rasche Karriere endete zumeist in einer kurzen Sitzung des zivilistischen Revolutionstribunals. Zu siegen war für sie beinahe ebenso gefährlich wie eine Niederlage zu erleiden. In Belgien, wo Scharnhorst stand, wurde erst der französische Oberkommandierende Custine und dann sein Nachfolger Houchard von den Jakobinern geköpft.

Die Tirailleurtaktik aber war die reinste Not, die Unfähigkeit, geordnet zu kämpfen. Die Franzosen kümmerten sich

nicht um Verluste, verloren Tausende von Gefangenen, Hunderte von Geschützen, ihre Führung war schlechter, unsystematischer als die der alten Heere. Auf einen gefallenen Österreicher kamen in den ersten Jahren fünf bis sechs Franzosen. Sie siegten durch Überlegenheit an Zahl, durch Rücksichtslosigkeit. Die militärische Logik, die Theorie war auf seiten der Alliierten. Die republikanische Methode annehmen, hieß, alles Gelernte und Gelehrte vergessen, die Unordnung zum Grundsatz proklamieren. Die Meinung des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen, „man müsse mit den Franzosen Frieden schließen, da man mit Narren eben niemals fertig werde“, zeigt den geheimsten Gedanken der meisten Offiziere.

„Dieser Krieg — schreibt Scharnhorst — ist sehr reich an Veranlassungen und Bemerkungen mancher Art. Aber ich habe nichts auf der Welt, nichts drin gelernt bis jetzt, auch kann niemand, der die Kriegswissenschaft ordentlich gelernt hat, viel im Kriege lernen. Er sieht überall Fehler, und ich glaube, daß dies eine Ursache ist, warum so gute Armeen wie die unsrige gegen eben zusammengelaufene nicht so ausnehmende Vorzüge haben, als sie haben müßten.“

Scharnhorst lernte aber dennoch, obwohl kein Armeeinspektor vor feindlichen Fronten dozierte, um ein Reich des Guten und des Bösen zu erläutern. Er lernte — wie der einsame Mensch immer — durch Empfindung die Dinge sich näher bringen, durch stille innere Auseinandersetzung die neuen Tatsachen erspähen. Der Blick, vom Betrachten des eigenen Ichs befreit, wendet sich dann ins Weite, sieht im fernen Blau erst unerkennbare Formen, ungewisse Gestalten, bis dann das Unbekannte zum verständlichen Schauspiel wird. Wie zumeist, wenn sich die Unzufriedenheit mit der Außenwelt nicht auf die Zufriedenheit mit sich selbst, sondern auf eine Kritik der Dinge und Menschen gründet, waren auch in der alliierten Armee die unzufriedensten Offiziere die besten.

Unter den englischen Soldtruppen wuchs die Mißstimmung. Wenn die Soldaten wegen zu geringer Löhnung rebellierten, so wurden Offiziere wegen „Urteile und Meinungen“ — wie es im offiziellen Jargon hieß — „die in gegenwärtigen Zeitumständen und die davon zu besorgenden Folgen nachteilig und gefährlich zu achten sind“, gemäßregelt.

Indes war die Armee der Verbündeten keine von Inquisitoren behütete feuerspeiende Berggruine, auf der sich kein Leben regte und alles in der Gedanken Einförmigkeit erstarrte. Besonders in den Stäben lebten rationalistische Schüler des 18. Jahrhunderts. Bei den Franzosen wurde eigene Meinung unvergleichlich härter, blutiger bestraft als im Heer des alten Europa. Die Revolution haßte und verfolgte Worte, die ihre Gedankenlinie verließen, wie die Generäle der Alliierten Rekruten, die während des Manövers die gerade Linie der Parade durch falsche Schritte störten. Wenn die Konterrevolution den Beinen, so wollten die Jakobiner den Gedanken die Unfehlbarkeit eines idealisierten Systems schenken. Die einen verprügelten ihre anders Tretenden, die anderen verboten die Prügelstrafe und köpften dafür ihre anders Denkenden. Die Menschenrechte schlossen eben alle Körperteile ein und nur das Leben aus. Offiziere, wie die hannoveranischen Gardeskapitäne v. Mecklenburg und v. Bülow, die den Oberbefehlshaber und den Sinn dieses Krieges laut kritisierten, wurden in die Heimatgarnisonen versetzt. Selbst gegen diese Maßregelung protestierte der einflußreiche General von der Busche. „Man müsse — meinte er — die, welche gut sprechen und schlecht draufgingen, eher wegjagen als die, welche schlecht sprechen und gut draufgingen.“

Der Skeptizismus, diese geistige Voraussetzung der Veränderung, ergriff im Lager der Verbündeten die Menschen. Hier konnte kein schöner, eben aus der Schule entlassener Jüngling — St. Just, ein Romantiker wie geschaffen, um

der Geliebten mit dem Dolche zu drohen, statt dessen den kommandierenden General — es war Jourdan — zu sich rufen und ihm nach fünf furchtbaren abgewiesenen Stürmen mit der singend piepsenden Stimme seiner vierundzwanzig Jahre sagen: Entweder siegst du das nächste Mal oder du wirst geköpft!

Im Lager der Alliierten waren die verpönten Gedanken die, welche zwei Jahrzehnte später den Sieg über die Franzosen bringen sollten, und die Menschen, die jetzt am Ufer der Melancholie wanderten, waren die Entschlossenen von morgen. „Nicht leicht — klagt Scharnhorst — wird einer mit unparteiischen Augen den jetzigen Krieg betrachten und dennoch genau dem blinden Weg der Ehre folgen . . .

Wir werden von Aristokraten zurückgesetzt und streiten für Aristokraten — das ist nun einmal so . . .

Ich bemerke überall hier eine große Freiheit im Sprechen und in allem; wenn man sein Leben vor dem Feind wagt, so achtet man auch in anderen Punkten dasselbe nicht mehr.“

Diese Betrachtungen und Gefühle, die den Tag begleiteten, mit ihm erwachten und einschliefen, raubten Scharnhorst nicht die kriegerische Lust. Im Laufe des Feldzuges gewann er immer mehr Interesse für die einzelnen Etappen der Kampagne. Der Beruf beschlagnahmte den Menschen, nahm alle seine Fähigkeiten in Anspruch. Das blutige Ringen festigte diesen Stimmungsreichen in den Momenten der Gefahr. Weil er mehr als die anderen empfand, sah er auch mehr Erfolgsmöglichkeiten während der Handlung. Der Mann, der im Frieden selbständig denken konnte, vermochte auch im Nebel der Schlacht den Geist der Notwendigkeit zu sehen.

Als die Festung Menin, die dem General von Hammerstein unterstand, belagert wurde, leitete Scharnhorst als dessen Generalstabsoffizier die Verteidigungsoperation. „Bei dem

Entschlusse zur gänzlichen Aufopferung — schreibt er — und dem Gefühle der bevorstehenden, noch weit gefährvolleren Auftritte hatte der Trieb der Selbsterhaltung seine Wirksamkeit verloren.“

In der eingeschlossenen, brennenden Stadt, unter dem purpurroten, von schwarzen Rauchwolken gestreiften Himmel, ohne ein schützendes Dach für Sterbende und Verwundete, erwachte in ihm plötzlich, von allen Gefahren, die die Katastrophe ausspie, aufgestachelt, der Entschluß zum Durchbruch und zur Führung. Hier war er die Seele der Befreiung aus den Klauen einer feindlichen Umarmung, aus der es für Viele keine Rettung mehr gab. Nach seinen Plänen durchbrach der größte Teil der eingeschlossenen Garnison den achtmal stärkeren Gegner. In der dunklen Schwüle einer verzweifelten Nacht, in der Hügel, Wege, Flüsse und Täler ein einziges Gespenst der Angst wurden, jeder Soldat mit dem Gegner rang, hatte die alte geregelte Lineartaktik auch bei den Alliierten ihre Macht, Würde und Sicherheit verloren. „Die Infanteristen — berichtet Scharnhorst — schossen einzeln und teilten untereinander die Patronen, die sie noch hatten. Bei allen . . . hörten alle Verhältnisse der Subordination gänzlich auf. Ein allgemeines wechselseitiges Zureden, sich nicht gefangen zu geben, sich zu wehren . . . trat an ihre Stelle. Von der anderen Seite sah man Trupps, die von Gemeinen kommandiert wurden, und wo Gemeinde anderen Gemeinen wie ihren Offizieren gehorchten.“

Solch eine von Vorgesetzten unbewachte Schlacht hatte das Heer des alten Regimes bis jetzt nicht gekannt. Eine versprengte Garnison von zweitausend Mann, das unbekannte Land der Rettung suchend, führte sie als erste durch, weil die engen Gassen einer untergehenden Stadt sie wie in einem lecken Schiff erst zusammenpreßten und dann auseinandertrieben.

Vor den Wällen der kleinen Festung Belgiens, so oft eine Walstatt sich bekämpfender Interessen; auf dem geographischen Rand, der die Zufahrtsstraßen nach England in einem Knoten bindet; hier, wo das gefederte Sprungbrett gegen Britannien droht; auf diesem Boden, der die Geschichte der Kämpfe zwischen den Mächten erzählt, schien auch dieses Mal die kriegerische Idee die gleichen Gefühle und Feindschaften, denselben Soldaten aller europäischer Nationen, verlangend zu erzeugen.

FRANZÖSISCHE MILITÄRPRAXIS UND DEUTSCHE MILITÄRTHEORIE

„Wir können also die Gegensätze der Völker nicht in Maximen suchen, sondern in der ganzen Summe ihrer geistigen und materiellen Verhältnisse zueinander; und darüber ist es wohl ratsam, die Geschichte zu befragen.“

Carl von Clausewitz.

Der Same der Lebendigkeit, von innigster Bindung menschlicher Vergangenheit und Gegenwart erzeugt und ausgestreut, berührt den Erfinder, den Dichter, den Staatsmann und den Krieger. „Derselbe Geist — schreibt der jugendliche Karl Marx — baut die philosophischen Systeme in dem Gehirn des Philosophen, der die Eisenbahnen mit den Händen der Gewerke baut.“

Die Atmosphäre deutscher Kleinstaaterie aber verbannte die einzelnen Philosophen. Politische Winde verjagten Denkende, wie der Orkan die Wolken. Diese Menschen wurzelten im Schatten der Verlassenheit, ohne öffentliche Meinung, ohne den tragenden Strom einer kultivierten, mit ihnen sympathisierenden Gesellschaft. Sie schufen sich erst mühselig, langsam ein kleines Publikum. In diesem Sinne standen die Philosophen über der Wirklichkeit einer ohnmächtig zerrissenen Gemeinschaft, verhungerten in einsamer Kälte, wanderten in lumpigem Gewand in entlegenen Tälern. In keinem anderen Lande der Welt hätte Winckelmann, in dem sich, ähnlich wie in der von ihm beschriebenen Laokoongruppe, der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele zum Leiden vereinigten, so niederträchtig, unaussprechlich darben müssen. Nirgendwo hätte man Lessing aus Sparsamkeitsrücksichten abgebaut, um im Hofballett drei Tän-

zerinnen mehr genießen zu können, und dann hundert Jahre später Zitate aus seinen Büchern auf eigene Gedankenlosigkeit wie Pflaster auf Wunden zu kleben, ihn bei jeder Fahnenweihe „unser“ zu nennen.

Als Schiller eine Anstellung in Mannheim bekommen sollte, prophezeite der später von seinem Schwabenherzog zu Tode gequälte Dichter Schubart: „Wenn es nicht nur rasch aufloderndes Feuer ist, das gleich wieder erstickt sobald ein Franzölein die Hosenfall aufmacht und drein pißt.“ Diese französische Kultur oberer Schichten war aber gar keine französische Kultur — redete man doch in der fremden Sprache ebenso schlecht wie in der eigenen.

Die Einsamkeit, die Ungesellschaftlichkeit wurde für einen Philosophen selbstverständlich, beinahe zur gepriesenen Theorie, zur Berufstugend. Wenn Voltaire in einem äußersten Winkel der Bretagne wie Kant im fernen Königsberg gelebt hätte, so wäre sein Einfluß nicht der Voltaires in Frankreich und nicht der Kants in Deutschland gewesen. Kant brauchte sich aber um den herrschenden Geschmack nicht zu kümmern; denn es gab keinen. Seine dicken Bücher voller abstrakter Begriffe änderten doch nur das Bewußtsein der ersten zwanzig Anhänger.

Diese deutsch-metaphysische Einsamkeit, fern von den gewöhnlichen Menschen, von seiner Ausdrucksweise und Lebensform, färbte bei Philosophen, Halbphilosophen und Schöngeistern das Reich des Starrbegrifflichen, absolut Abstrakten. Hier glänzte ein eigener Mond, tröstete ein eigenes Erwarten; hier wurde jede Forderung, die aus der banalen Welt vernehmbar in die Stuben der Geistigen eindrang, zum Verlangen der „praktischen Vernunft“ im allgemeinen, zum Imperativ, zum reinen Willenspostulat oder zum „ewigen menschlichen Willen“; hier wurde erst jede Notwendigkeit ringender Schichten mit dem Gewissen angenommener Lehre in Einklang gebracht; hier entstand das idealisierte Ich

Fichtes, dessen alleinige Tatsächlichkeit man anerkannte; hier baute sich die philosophische Phantasie ihren Himmel mit dem Übermaß seiner Sterne; hier wurde aber auch das Freiheitspathos und die nationale Idee geboren, die die kämpfende Menschheit in einigen Jahren brauchen sollte, um Energien zu entzünden, Staats- und Verwaltungsideen zu formen, um Kriegsfreiwillige hinauszutreiben, um Offizieren auf geistigem Wege napoleonische Feldzugserfahrungen zu schenken.

Während des ersten halben Jahrzehnts der gallischen Revolution erzitterte der stille Zauberschein dieser sich widersprechenden, vibrierenden Arbeit. Die am enthusiastischsten die Franzosen begrüßten, sie aus Sympathie, um jede trübe Erinnerung auszumerzen, „Neufranken“ nannten, wurden später die germanisch-nationalsten. Dies war selbstverständlich und kein Widerspruch. In geistigen Dingen sind nur Dummköpfe zuverlässig; nur sie halten Wacht vor den Toren ihrer Ideen, damit die Treue nicht entweiche.

Die alte Generation, Wieland, Herder, Kant, Klopstock, segnete die junge und beneidete sie um die Wunder, die sie noch sehen würde. Der greise Kant hatte zwar große Angst vor der preußischen Polizei, schwärmte aber doch für die Revolution, meinte, sie wohne im Gemüt eines „Jeglichen“, die Jakobiner hätten recht in allem, was sie täten.

Die neue Generation war noch entzündeter. Fichte verlor seinen Lehrstuhl in Jena wegen gemeingefährlicher Umtriebe, bat dreimal, in den Pariser Dienst aufgenommen zu werden, erklärte, „daß von nun an nur die französische Republik das Vaterland des rechtschaffenen Mannes sein kann“.

Hatten aber die Terroristen gehofft, auf deutschem Boden ein Farbenspiel nachahmender Begeisterung erwecken zu können, so irrten sie sich. Sie bemerkten es bald und verfolgten gründlich die alte Politik Richelieus und seines Paters Joseph während des westfälischen Kongresses.

Die fremde Revolution schuf nur geistige Idyllen in Gärten der Freundschaft und in platonischen Akademien.

Fern vom kriegerischen Lärm der Zeit, in der weichen Stille des Neckartales, am Fuße eines alten Augustinerklosters, im Stift zu Tübingen, hatten drei Jünglinge, Hölderlin, Schelling und Hegel, einen Schwabenbund im Zeichen Kants, der Revolution und aller anderen Freuden geschlossen. „Schön — schreibt Hegel in das Stammbuch eines Gleichgesinnten — schloß sich der letzte Sommer, schöner der itzige! Das Motto von jenem war: — Wein; von diesem Liebe!“

Sie waren enthusiastische Zuschauer der Ereignisse, verliebt in die Menschheit, brannten vor Ungeduld, Tübingen zu verlassen, um im Heldenbund Tyrannenstühle umzu stoßen. Kant hatte sie gelehrt, daß die Vernunft sich selbst Gesetze gebe, und die Franzosen waren eben dabei, es zu versuchen. „Wir wollen beide — schreibt Schelling an Hegel — uns verbinden, daß nicht das Große, was unser Zeitalter hervorgebracht hat, sich wieder mit dem verlogenen Sauer teig vergangener Zeiten zusammenfinde — es soll rein, wie es aus dem Geist seines Urhebers ging, unter uns bleiben.“ Das war eine Art Geheimsprache dieses politischen Klubs, der Geist des Urhebers der Kants. Hegel ist noch radikaler, hält für Tübingen ganz gefährliche Brandreden, und die protestantischen Theologiezöglinge singen im Speisesaal die Marseillaise. Die Sache endet mit einer hochnotpeinlichen Untersuchung. Der Herzog erscheint höchstpersönlich und fragt den Anführer Schelling, ob er widerrufe; der aber antwortet: „Durchlaucht, wir fehlen alle mannigfaltig.“

Die schönsten Hymnen deutscher Sprache aber, die Hölderlins, bleiben. Sie preisen die Losung der „Neufranken“, die „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. „Schwester . . . bete für die Franzosen!“, mahnt er.

Die Philosophen, die wenig Bindung mit der deutschen

Wirklichkeit hatten, den tatsächlichen Verhältnissen voraus waren, die Nation prophetisch verkündeten, überschrieben ihre Manuskripte, auf denen lange metaphysische Abhandlungen standen, mit Übersetzungen aus dem französischen Revolutionsjargon. Da für sie die Idee alles war, sie allein Wolken verjagen konnte, um sich eine blaue Sonnenbahn zu bereiten, wähten sie, vor ihr knien hieße, auch die wirkliche revolutionäre Erwartung erfüllen, deutsche Verhältnisse in französische umwandeln.

Dem dritten Stand fehlte die Kraft zur Veränderung; daher sollte die thronende Vernunft allein die Welt nach ihrem Antlitz gestalten.

Die Vernunft stellte sich aber taub, und das allein Vernünftige entflo, verlor sich in unbekannte Regionen, wo nichts geboren wird und nichts stirbt, nichts anfängt und nichts aufhört.

Dem französischen Bauer indes, Kant nicht ähnlicher als der deutsche, war es möglich, jedes Dorf zu entflammen. Von Distrikt zu Distrikt liefen Staffetten und forderten auf, zu den Waffen zu greifen.

Diese des Lesens und Schreibens unkundigen Missionäre fanden dasselbe fertige, dankbare, wenn auch weniger gesittete Publikum wie Voltaire, wie die Enzyklopädisten mit ihren Schriften und wie die militärischen Führer der Revolution mit ihren Aufrufen, Verordnungen und strategischen Plänen.

Hegel, den bald nach seinen Tübinger Jugendtagen der Schaum leichter Begeisterung verließ, der aber den Glauben an die Souveränität des Geistes, der den „Nimbus um die Häupter . . . der Götter der Erde“ vernichten würde, behielt, erkannte dies als einer der wenigen und ersten. Er suchte die Offenbarung der Idee im Staat; seine Philosophie begann den kühnen, für die Menschheit entscheidenden historischen Flug; er sah in jedem abgelaufenen Zeitalter den Gegensatz, den Widerstreit.

Hegel war noch am Anfang seiner Arbeit, fristete mühselig als Hauslehrer — der erbliche, elendige Brotberuf deutscher Schriftsteller — seine Existenz. Er, der jede Äußerung staatlicher Macht auf ihre moralische Notwendigkeit hin analysierte, untersuchte die Veränderung des französischen Kriegswesens, die neuen militärischen Elemente der Republik, erkannte einen Teil der kommenden Macht, die in Paris Lazare Carnot in ministerieller Arbeit formte.

Die Schule der Könige, die Vergangenheit haben Carnot der Revolution geschenkt, damit er sie vollende. Die Guillotine kann den Kopf vom Rumpf trennen, vermag aber nicht, das Meer der Zeit so zu teilen wie weiland Moses biblische Gewässer, um Unzufriedene auf trockenem Wege ins gelobte Land zu bringen.

Carnot wuchs in der Artillerie- und Ingenieurwissenschaft des alten militärischen Frankreich auf, wurde zwei Jahrzehnte vor der Konventherrschaft mit achtzehn Jahren Leutnant, mit dreißig Kapitän. Trotz bürgerlicher Herkunft stand ihm unter Ludwig dem Sechzehnten die Laufbahn offen, wie schon seit dem Kardinal Richelieu oft höchste Führer des Heeres Geborene des dritten Standes waren.

Das Technische, die Genauigkeit, das Fachmännische bildeten die Basis der Macht und des Einflusses Carnots. Voraussetzung dazu war aber, daß sein Wissen vor der Revolution nicht erschrecke, vor den bewaffneten Rotten, die unter der Last geraubter Güter sich kaum bewegen konnten, ihre Munition während einer Feier für einen jakobinischen Kalenderheiligen verschossen und deshalb keine mehr an der Front hatten.

Am 14. August 1793 übernahm Carnot die oberste Leitung sämtlicher Armeen im Hinterland und im Kampfgebiet. Lebte Danton unter dem Impuls der Straße, war sein Odem der trunkene Atem mordender Vorstädte, so spiegelte sich

in der Seele des neuen Oberkommandierenden das Bewußtsein aller Truppen der Republik.

Danton bleibt indes die Voraussetzung Carnots.

Schließlich siegt aber keine Energie, ohne ein Gehirn entzündet zu haben, ohne von Gedanken überwacht, von Intelligenz geleitet zu werden. Dieser spröden Erde imponiert die nackte Gewalt allein nicht; um Früchte der Veränderung zu erzeugen, muß sie sich erst mit Genialität vermählen. Wenn Millionen Menschen in finsterner, undurchdringlicher Nacht die Dunkelheit mit Fäusten bedrohen, so wird es trotzdem nicht hell. Einer muß kommen und die Elektrizität entdecken. Deshalb macht der Eine keine Geschichte aus freien Stücken; denn nur die Not und die Kraft der Vielen geben ihm die Macht des Denkens und des Willens. Er gehört zu den Unzähligen wie das Gehirn zum Körper.

Und was war bis jetzt im Leben der Völker entscheidender als die Wehrkraft; was bestimmte entscheidender das Dasein und die Möglichkeiten der im Inneren ringenden Schichten als der Krieg! Kann man eine Tatsache, die seit Jahrtausenden die Tage füllte, außer acht lassen, weil sie mörderisch ist; und ist es nicht selbstverständlich, daß in diesen feierlichsten Akt des Werdens ebensoviele physische wie geistige Energien münden?

Das muß der Glaube Lazare Carnots gewesen sein.

Er schenkte wilden Horden eine Wissenschaft und lernte von denselben Horden aus ihrer täglichen Praxis eine neue. Sein wenigen bekannter Schreibtisch in den Tuileries war der Altar der Nation. Hier empfing er die Korrespondenz. Aus Berichten, dringenden Fragen und unaufschiebbaren Antworten entstand die neue Strategie und Taktik. Der Oberkommandierende diktierte in aller Eile; zumeist aber schrieb er eigenhändig die Antwort.

St. Just befiehlt er: „Keine Ruhe, die Ruhe langweilt unsere Soldaten.“ General Pichegru beklagt sich über Ver-

leumdungen —: „Übernimm du es, die Österreicher zu schlagen, das ist deine Aufgabe. Dein guter Ruf ist unsere Sache.“ Dem Befehlshaber vor Mainz: „Du hast nicht genug Vertrauen in dich selbst . . . Der Wohlfahrtsausschuß befiehlt dir, die Stadt zu erobern.“ An die Südostfront: „Wir lieben nicht zweideutige Antworten, auch nicht Zukunftspläne, wenn es sofort zu handeln gilt. Wir verlangen nicht die Eroberung Piemonts, aber den sofortigen, erfolgreichen Angriff gegen den kleinen St. Bernhard.“ Einem General im Feindesland: „. . . Wir wollen den Krieg nicht als Tröpfe führen, müssen auf Kosten der Feinde leben; wir dringen nicht bei ihnen ein, um dort unsere Schätze zu verteilen. Aber paß auf, man soll möglichst bei den Reichen nehmen . . . Wir müssen Zahlungen von den Begüterten eintreiben. Die Armen sollen in uns Befreier sehen . . . Man muß verhindern, daß der Krieg unserer Feinde ein nationaler wird.“

Dem Oberbefehlshaber der Rheinarmee sendet er den allgemeinen Plan der nächsten Kampagne.

Als ein General die Heldentat einer Abteilung berichtet, antwortet Carnot: „Dem Wohlfahrtsausschuß gefällt diese Meldung nicht; sie besagt ja nur, daß ein schwacher Punkt einer feindlichen Übermacht widerstanden hat; ein solcher Vorfall beweist immer eine schlechte Führung. Deine Kunst, General, ist, überall dort, wo der Feind angreift, in der Mehrzahl zu sein.“ An den Kommandanten der Ardennenarmee: „Beunruhige ununterbrochen den Feind . . . übertreibe deine Kräfte, um unseren Soldaten Mut, den gegnerischen Angst einzuflößen . . . Der Krieg muß an der Grenze offensiv sein, du darfst deshalb nicht deine Kräfte in den Festungen zerstreuen . . .“

Ein an alle Befehlshaber gerichteter Erlaß: „. . . Man soll nicht den Ehrgeiz haben, den Feind mit gleichen oder gar geringeren Kräften zu schlagen. Dieser ritterliche Standpunkt paßt nicht in unser Volkskriegssystem; mit diesem

falschen Grundsatz verlängern wir nur die Kampagne ins unendliche . . . Immer die schwächste Seite des Gegners suchen und ihn mit einer solchen Überzahl angreifen, daß der Sieg ganz unzweifelhaft wird.“

Als der Kommandierende der Pyrenäenfront um Anweisungen für Winterquartiere bittet, antwortet ihm Carnot: „Winterquartiere sind für eine Millionenarmee eine Unmöglichkeit.“

Vielleicht entsprach das immerwährende Drängen zur Offensive auch der falschen Meinung, Millionenarmeen nicht längere Zeit unterhalten zu können. Im Rahmen des Systems sollte aber dieser unrichtige Glaube erwünschte Resultate bringen.

Ist die Lage an einzelnen Punkten der Front gefährdet, scheint sie verloren, dann nimmt Carnot seine Mappe unter den Arm und fährt in das Kampfgebiet, um die Schlacht zu entfachen. Bei Wattingen befiehlt er: „Weniger Vorsicht. General!“

Carnot, der seine Tage und Nächte vor Karten und Berichten verbringt, verlangt von der Regierung Millionen, Menschen und Gewehre. Wie sie die Mittel heranschafft, ob sie die Nichtkämpfenden auszieht, ausplündert, mordet, ob sie, wie ihr Vertreter St. Just in Straßburg, den Bürgern droht, ihnen alle Schuhe wegzunehmen, um sie an die Front zu senden, interessiert ihn nicht. Nicht einmal das Kaffeegeschrei der Tuilerien stört ihn. Er überhört den Lärm der streitenden Parteien des Wohlfahrtsausschusses; bemerkt es kaum, wenn er einen Ministerkollegen, der gestern geköpft wurde, heute nicht mehr antrifft; antwortet Robespierre mit dem kalten, stummen Gesicht der Verachtung, als dieser ihm sagt: „Nur eine große Niederlage, Carnot, und wir bringen dich auch noch aufs Schafott!“ St. Just schreibt in Carnots Zimmer eine drohende Anklage gegen ihn; er weiß es, hat aber keine Zeit, darüber zu sprechen; denn die erste Million

aus der allgemeinen Wehrpflicht verlangt ihren einheitlichen Guß.

Im Februar 1793 standen 200 000 Mann unter den Waffen; für den Monat Mai war eine halbe Million vorgesehen, doch erreichte man nur 397 000. Am 15. Juli gibt St. Just die Truppenstärke mit 479 000 Mann an. Im Februar 1794 waren schon 628 000 bei den Fahnen, im September 1 026 000, davon 732 000 in den Kampfgebieten.

Diese Masse besteht aber aus äußerst ungleichartigen Elementen. Aus ihr taktische Körper zu bilden, ist vielleicht schwieriger, als die Hunderttausende in die Lager zu bringen. Elan und Schwung, Drohung und Freiwilligkeit setzen Menschen, wie vom Strom getrieben, in Bewegung, führen sie auf Sammelplätze. Die ersten kommen langsam, zögernd, die letzten schneller. Wie sie aber in eine Einheit gießen?

Einige Truppenteile hatten noch die vorrevolutionäre Zusammensetzung, andere bildeten Halbbrigaden. Generäle vereinigten auf eigene Faust alle möglichen Waffengattungen unter ihrer Führung. Es gab erfahrene Bataillone neben völlig unvorbereiteten und die allergrößten Unterschiede in der Stärke einzelner Einheiten.

Die französische Armee war die ungleichartigste in Europa; sie sollte die gleichartigste werden.

Vor allem galt es, den Unterschied zwischen den alten Linienregimentern und den neuen Rekruten auszumerzen. Bei der Infanterie wurde jede Halbbrigade — früher als Regiment bezeichnet — aus einem Bataillon der alten Linienregimenter und zwei neuen Bataillonen formiert.

Das Verschmelzungsgesetz wurde zugleich mit der allgemeinen Dienstpflicht beschlossen und verlegte das ganze Schwergewicht kriegerischer Kraft auf die neuen Truppen. Die Reste der alten Linienarmee kamen in die Atmosphäre neu ausgehobener Jugend, gaben ihr die Unteroffiziere, ersetzten die Tausende desertierter Führer.

Diese Tage und Ereignisse, die neu waren, nie dagewesen schienen, als ob die Erde ihre Bahn verlassen und sich in ein anderes Sonnensystem verirrt hätte, wurden von Notwendigkeiten beherrscht und geleitet, die schon einmal die kriegerische Menschheit vor dieselbe Frage gestellt hatten und beinahe gleich von ihr beantwortet war. Durch die Kraft erweckter Energien blendet das Geschehen die neue Generation, singt aber im Geheimen doch ihr uraltes Lied.

Der Gedanke, überlegene Massen in einem Punkt zu sammeln, um den entscheidenden Sieg zu erringen, alle Teilerfolge des Gegners zur Bedeutungslosigkeit zu verurteilen, war so wenig neu wie der Krieg selbst. Alle erfolgreichen Feldherren strebten danach; Condés Sohn, der Herzog von Enghien, hat damit gegen den Rat seines strategischen Mentors den Sieg bei Rocroy erfochten; die schiefe Schlachtordnung Friedrichs des Zweiten verkörperte denselben Grundsatz; die Briten führten ihre Seeschlachten immer nach dieser Regel durch; auf der idealen Fläche des Meeres, die nicht die Bedingtheit des Terrains kennt, war der entscheidende Stoß des Übergewichts oberstes Gesetz.

Auch die Initiative der Unterführung, die rasche Beweglichkeit der Truppen hatten schon ihre Vergangenheit. Der Marschall von Sachsen meinte, das Geheimnis des Krieges liege in den Beinen. Turenne und Condé führten vor dem Westfälischen Frieden die kühnsten, schnellsten Märsche durch, wagten entscheidendste Stöße. Turenne zog vom Rhein aus, kümmerte sich weder um Festungen noch um Magazine, drang bis nach Württemberg und Franken vor. Er gab die Parole aus: Wenige Belagerungen, viele Schlachten; und befahl der Unterführung, auf eigene Faust zu handeln.

Diese Strategie aber, auch wenn sie großen Zielen entsprach, mußte in der Folge durch die kraftlose Enge poli-

tischer Kabinettskunst verenden, in langer Agonie dahinsiechen. Theoretisch, abstrakt blieb sie aber eine Möglichkeit, lebte in einzelnen Köpfen weiter, auch wenn die staatlichen Verhältnisse ihr die Existenz in der Wirklichkeit verboten.

Was der französischen Führung gelang, die neue Strategie ausmachte, war die Wiederholung aller Methoden, die Übertragung in einen unermesslich großen Raum.

Der neue Schauplatz der Ereignisse konnte durch kein Fernglas mehr übersehen werden. Die immensen Flächen, die bis jetzt noch unbekannte Zahl Bewaffneter waren nur noch abstrakt, gedanklich zu erfassen; aber das so gewonnene Bild mußte doch genau die Wirklichkeit widerspiegeln. Dieses Quantitative: Ausdehnung, Masse, angehäuften Material — veränderte die innerste Bindung der Elemente; das Qualitative: die Spannung, die Form, die Lebendigkeit, den kriegerischen Aufbau und die kriegerische Lösung.

Das neue militärische Sein änderte fast unmittelbar, beinahe ohne Theorie, das militärische Denken, stellte alle Formen in Frage, versuchte die meisten, behielt die wenigsten. Alle vergangenen Arten der Aktion wurden auf den Schlachtfeldern durch die Praxis geprüft. Scheinbar griff man oft auf älteste Methoden zurück.

Die tiefe französische Kolonne, die sich hinter der Schützenlinie befand, als zweites Treffen auf den Kampf wartete, entsprach dem überwundenen Gedanken des Gewalthaufens; sie hatte eigentlich weniger Feuerwirksamkeit als die starre Linie — dieser Stolz friderizianischer Führung. Die Feuerkraft bildete indes bei den Franzosen die unregelmäßige Kette wild schießender Schützen, und die Kolonne ermöglichte dann den gesammelten Stoß, die ganze Schwere des Wurfes. Die beiden Arten, Schützenkampf und Kolonne, finden sich zur Einheit zusammen, münden in der Durch-

brechung des starren — wie Jany sagt — lineartaktischen Rahmens, der Befreiung der oberen wie der niederen Verbände, selbst des einzelnen Tirailleurs, von der Gebundenheit an die Bewegungen der Nebenabteilungen.

Der theoretische Gegensatz, was entscheidender sei, die verheerende Folge der Schußwaffe oder der direkte Sturm — seit Jahrhunderten Schreibstoff der Gelehrten — scheint in der neuen Kampfform aufgehoben zu sein.

Die Ringenden schaffen sich auf dem Schlachtfeld selbst Raum, erweitern ihn immer mehr; die Kolonne löst sich in der Linie auf. Plötzlich hat der neue Krieger auch alle Vorteile des alten; der Unterschied zwischen Tirailleur und Linien Soldat, so entscheidend am Anfang, verschwindet im weiteren Prozeß militärischen Werdens.

War der neue Geist die Bewegung, so mußten sich auch die Einzelheiten des taktischen Körpers, die Form, in die die Masse gegossen wurde, ändern, auf einer vielfältigen Skala der Möglichkeiten spielen und tasten. Man baute die Einheiten zu kleinen selbständigen Armeen aus, die aus Infanterie, Artillerie und Kavallerie bestanden, zu Divisionen. Jede Division erscheint als ein auf höherer Stufe mit mannigfaltigeren Mitteln bewußter und planmäßiger kämpfender Schütze.

„Den wichtigsten Schritt — schreibt Freiherr v. d. Goltz — ... taten die Franzosen ... wo den Befehlshabern freigestellt wurde, wenn sie die Bataillonsmasse auseinandergezogen hatten, eine davon zu bestimmen, die in der Bewegung allen anderen zur Richtung dienen sollte; und dann wurde vorwärts gegangen. Hatten sie nun genug Raum zwischen sich, so konnten sie noch auch dort, wo sie auf den Feind stießen, sofort ohne Schwierigkeit sich entwickeln und zum Feuergefecht übergehen.“

Das Ideal ist wirklich; denn es beleuchtet einseitig, aber hell die Tatsächlichkeit.

Der Mann dieser militärischen Mühen, Lazare Carnot, sieht nicht nur die bewaffnete Million. Das noch nicht Erreichte erblickt er ebenso plastisch, nur noch harmonischer. Er lebt in der kühnsten militärischen Phantasie, denkt abstrakt in ebenso fest umrissenen Grenzen, wie er konkret und praktisch handelt. Die Idee ist diesem Arbeiter des Staates unentbehrlich. Die Kraft der Nation soll, wenn der Krieg beendet ist, sich nicht in der aktiven Armee erschöpfen, vielmehr in der Reserve unerschöpflich sein.

Einmal ist Carnot verzweifelt, als der Konvent die Stellvertretung zuläßt und damit die allgemeine Dienstpflicht verletzt. „Ich bin der Ansicht — sagt er — daß der französische Militärstaat in drei Teile eingeteilt werden muß, dergestalt organisiert, daß sie im Bedarfsfalle mühelos und ohne allzu große Umwandlung einen und denselben Heereskörper bilden können . . . Wir müssen . . . unseren Feinden 150 000 reguläre Truppen entgegenstellen, mit der Bestimmung, unsere Grenzen zu decken und überall hinzueilen, wo die Verteidigung es erfordert . . . Dann in zweiter Linie 150 000 Mann Landmilizen mit der Bestimmung, das aktive Heer zu verdoppeln; schließlich noch eine dritte Linie von mehr als 1 200 000 bewaffneten Bürgern . . .

In den Städten werden sich diese Milizen während des Sommers einmal wöchentlich versammeln, um gemeinsam zu exerzieren . . . sie werden die Armee je nach Bedarf zu ergänzen haben, und zwar nach dem Zeitpunkt der Eintragung in die Listen, mit den Ältesten angefangen. Die Milizen der Dörfer werden einfach denen der Hauptstadt ihres Kantons eingegliedert werden.“

Die exakte Militärwissenschaft, in der Carnot aufwuchs, machte ihn zum Anhänger der alten französischen Verteidigungstradition im Osten. Er wollte allen artilleristischen Fortschritt in den Dienst der Festungen stellen; das überlegene Geschützfeuer sollte über die rollenden Batterien der

Feinde siegen — das Ingenieurwesen bourbonischer Akademien sich mit der bewaffneten Nation verbinden. Es war derselbe Gedanke im großen und allgemeinen, den Carnot in allen seinen Anweisungen an die Truppenführer während des Krieges verfolgte: immer gegen die sich langziehende Kordonlinie der Feinde die Hauptkräfte auf beiden Enden der verschiedenen Operationstheater zu sammeln.

Carnot hätte am liebsten keinen Namen gehabt, fühlte sich am glücklichsten in der Unbekanntheit des nationalen Schaffens. Mit Beharrlichkeit suchte er das, was die späteren Generalstabsoffiziere nur mit Seufzern ertrugen, die Anonymität. So hat auch die Nachwelt nicht ihm, sondern dem von ihm entdeckten und ernannten Bonaparte ihre Märchen und Erzählungen geschenkt. Carnots sachliches, stilles Wesen, seine trockene und zähe Hingabe an die kalte, ihm majestätisch scheinende Idee, die Geradheit und Folgerichtigkeit aller seiner Handlungen können die vulgäre Phantasie ebensowenig wie das Wirken und Leben des Glasschleifers Baruch Spinoza beschäftigen.

Carnot hat aber nicht nur den Gedanken der neuen Armee, sondern auch den der Republik noch vor Marat, Danton und Robespierre ausgesprochen; das Wort der neuen Staatsform wurde zuerst im Heer verkündet.

Die sich formierenden Bataillone, die zur Front zogen, riefen: Es lebe die Nation ohne den König!

Nach der Flucht Ludwigs stürzte der höchste Beamte der Stadt Varennes zum dienstältesten Offizier und meldete atemlos: Herr General, der König von Frankreich hat das Land verlassen! Der General erwiderte: Der König mag reisen, die Nation bleibt.

Die Offiziere kannten das Terrain gegen Osten, wo sich die Heere bewegten; sie wußten vom Lauf der Flüsse und den Geheimnissen der Berge, die unter jeder Regierungsform dieselben bleiben.



Lazare Carnot
nach L. Boilly 1813
Héliog. u. Imp. Lemercier

Die Emigranten kämpften für ein gar nicht mehr existierendes Bild der Vergangenheit, die Revolutionäre für ein unmögliches Bild der Zukunft — die Revolutionäre aber verteidigten eine Realität: den Boden. Viele adlige Offiziere blieben vor den royalistischen Liedern taub und dienten trotz des Schafotts in der Armee des Landes.

Graf Narbonne, einer der edelsten Adelsfamilien entsprossen, gab das Beispiel. La Tour d'Auvergne, Mitglied traditionellsten Adels, mit den Condés verwandt, schwärmte für das Tuch der Trikolore, nahm keinen höheren Grad als den eines Hauptmannes an, wies selbst den Titel „Oberster Grenadier der Republik“ zurück. General Dagobert, Inspektor der königlichen Infanterie, der den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, von Bourbons Ehren liebkost, Marschall des Königs, gehorchte dem dreiundzwanzigjährigen Vertreter des Konvents und starb mit ihm gemeinsam in den Schluchten der Pyrenäen.

Die Generation der Männer um St. Just, die mit vierundzwanzig Jahren Armeen führten, hatte eine solche Überzeugungskraft, daß sie den besten Männern des ancien régime alle zum Sieg notwendigen fixen Gedanken und Illusionen geben konnte. Sie übernahm von ihnen das Wissen.

In der Armee, in der sich wie in einem Brennpunkt alle Tendenzen der Gesellschaft sammelten, siegten die stärksten, die hinreißendsten, die rücksichtslosesten, die terroristisch-republikanischen.

In Deutschland mußte die Psyche des Militärs und seiner Führung ganz anders sein. Hier fehlte nicht allein die Kraft, große Aufgaben durchzuführen, sondern auch nur sie zu stellen. Den besten Offizieren drohte das Schicksal der Literaten; das Reichsheer war eine verkrüppelte Institution, ohnmächtig wie die Reichsverfassung. In der Armee Preußens herrschte zwar in den oberen Schichten ein reges geistiges Leben, doch lasteten auf ihnen die Feldzüge Friedrichs des

Zweiten als totes Beispiel, als Beweis ihrer Unfehlbarkeit. Vielleicht hatten die Offiziere im Heer des Kaiserstaates, in Österreich, noch am meisten Möglichkeiten. Wien widerstand auch Frankreich am zähesten, trotz der langen Reihe von Niederlagen. Maria Theresia war im Gegensatz zu Friedrich dem Zweiten für einen in kriegesischen Mühen erworbenen Schwertadel, der sich „nach zehnjähriger vorwurfsfreier Dienstzeit“ der Geburtsnobilität anschließen sollte. Die zivile und kirchliche Bureaukratie, die den österreichischen Staat zusammenhielt, die Verschiedenheit Habsburgischer Kronländer vernichteten indes auch hier die Aussicht auf Veränderung.

Die Entfernung von der Wirksamkeit in der Wirklichkeit, da die Realität zu klein erschien, beklemmend, verhüllt, ohne Fülle, ewig schläfrig und ohne Erwachen, verdammt gerade die erlebnis- und tatenlustigsten Militärs zur Einsamkeit, zum bloßen Theoretisieren. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen konnte nur in abseitiger Monotonie durchkostet werden, zwischen Reihen sich bekämpfender Ideen. Hier wandeln einige Militärtheoretiker als Meister empfundener Betrachtung. Ihre Schriften atmen eine mühselig bezwungene Wut, sie sind radikal, erkennen dem Gewordenen keine Berechtigung zu, sind kühn in ihrer Kritik, übertrieben in ihrem Verlangen. Die Verfasser, abseits der Armee stehend oder aus ihren Reihen ausgestoßen, führen, wenn ihre materiellen Mittel es ihnen erlauben, ein ästhetisierendes, philosophierendes Dasein, wie Berenhorst oder die wechselreiche Existenz eines ewig Neugierigen, wie Dietrich Heinrich v. Bülow.

Vielleicht besteht ihre Bedeutung in der Tatsache, die erste gemeinsame deutsche Empfindung, die wie eine überreiche Frucht vom Baum in jedem der vielen Vaterländer unbemerkt zu Boden fiel, zu sammeln, den leisen, bei den meisten verschämten, bei den wenigsten offenen Protest

gegen die Revolutionskriege. Sie begründen diese Unlust militärisch, lösen das Kriegerische von Lehre und Dogma der Spezialisten, meinen, das „Totschlagen“ sei keine Angelegenheit geborener oder gelernter Künstler wie etwa ein Theaterspiel, kurz, sie enthelden die Schlacht. Berenhorst erklärt während der Kämpfe bei Prag unter Friedrich dem Zweiten: Große Geistesgegenwart und Tapferkeit sind oft mit Ochsenmäßigkeit verbunden.

Als natürlicher Sohn des Fürsten von Anhalt-Dessau, befindet sich Berenhorst als Brigademajor in der Umgebung des Königs. Dieser Offizier ist Enzyklopädist, liebt die Sprache der Philosophen, ihre Bilder und Vergleiche, sieht den Regenten nicht mit den Augen des Eingeladenen, nicht nur dort, wo der gekrönte Gastgeber eine Menge Schöngeister des Abends ernährt, „wenn er sich . . . durch Schwänke erholen will“, wie Lessing sagt. Er ist neben ihm in der Schlacht, rettet ihm bei Torgau das Leben. Friedrich, der wie jede Kreatur das Recht hat, Angst zu haben, nimmt es gerade damals in Anspruch. Der König liebt Berenhorst seit diesem Augenblick nicht mehr. Als ihm der Brigademajor die Verlustzahl meldet: 20 000! — droht der Monarch: „Es kostet Ihm Sein Kopf, wenn je die Anzahl ruchbar wird.“

Der Offizier, der den königlichen Menschen und die menschlichen Gemeinen sah, als der Tod vorbeizog, glaubt nicht mehr an die große Rolle des Führers in der Schlacht, meint, nicht der Weiseste, sondern der Glücklichste bleibe Sieger. Der Generalissimus ist ihm ein erhabener Obermanövrer, der sich mit taktisch unlösbaren Rätseln plagt. „Oh, Eitelkeit aller Künstlerei“, schreibt Berenhorst.

„Was so vielen Künstlern und Erfindern die Köpfe zerbricht, den Offizieren die gröbsten Verweise und dem gemeinen Mann die derbsten Schläge zuzieht, ist gerade das, was im Ernst nie gebraucht werden kann . . . Ich will es dar-

auf ankommen lassen, mich der Verhöhnung vieler meiner Leser vom Handwerk auszusetzen: — Drauf! Drauf! Die alte Lösung der Schweden unter Karl dem Zwölften, der Preußen in ihren ersten Kriegen, das ist der Kern, die Quintessenz der ganzen praktischen Kriegskunst.“

In den Rekruten sieht er Menschen, „die, gebunden, mit Daumen aneinander, zum Regiment geführt und in die Reihen gestellt wurden. Ehe aber zwei Monate vergehen, so marschirt, schießt, plündert, notzüchtigt der Neuling so gut wie die alten Braven.“

Als hoher preußischer Offizier lernt er das Heer verstehen. Ein beängstigendes Erinnern will ihn nicht mehr verlassen. Er bittet um den Abschied und erhält ihn.

Eine neue Lehre sammelt die schmerzlichen Bilder, die der einzelne sieht, macht aus ihnen milde Strahlen einer Sonne, die Lust und Harmonie verspricht. Die „Kritik der praktischen Vernunft“ erlöst Berenhorst vom Zweifel; er will eine Kantische Untersuchung der Kriegswissenschaft verfassen, das Erkennbare und das Nichterkennbare zeigen, schreibt „Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. Auch für Laien verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen“.

Das Wichtigste der Kriegskunst scheint ihm unerlernbar, diese ganze Wissenschaft überhaupt fragwürdig; denn sie beruht ja nicht auf unwandelbaren Gesetzen, wie die Grundsätze der Mechanik, sondern auf verborgenen Schwingungen der Seele. Gefühl und Wille stören den genauesten Plan oder helfen ihm. Was vermag die minutiöseste Berechnung gegen den Pulver- und Angstschleier, der das Schlachtfeld bedeckt, durch den kein Feldherrnauge dringt, gegen plötzliche Verluste. Gerade die Erfolge der Franzosen bestärken ihn in dem Glauben, daß es keine Kriegskunst gebe. Führen nicht im Heer der Verbündeten gelehrteste Offiziere? Wer

waren aber die französischen Generäle? Moreau, ein verbummelter Student; Jourdan, ein Regimentsbarbier; St. Cyr, Anstreicher; Hoche, Stallknecht; Ney, ein Schusterjunge; Augereau, ein arbeitsloser Fechtmeister; Brune, ein Manufakturarbeiter.

Um im mysteriösen Gewand einer Geheimlehre gewöhnlichen Zivilisten, Untergebenen und schwachsinnigen Vorgesetzten zu imponieren, um friedliche Bürger mit Gelahrtheit zu erschrecken, meint Berenhorst, gebrauchen die Ober- und Untermanövranten Begriffe, ohne sich darunter etwas vorzustellen. Sie rollen ihre Regimenter auf; sie fassen den Feind bei den Hörnern; sie ziehen sich aus strategischen Rücksichten zurück; sie siegen vor Schlüsselpunkten.

Die einzige Militärwissenschaft sei, die stehende Armee bis auf das Rahmenheer aufzulösen; die Infanterie könne man auf ein Sechstel ihrer eigentlichen Stärke vermindern. „Ich halte es — wendet er sich an die Soldaten — für das größte Unglück der Staatsverfassungen, daß sie noch immer einen Stand wie den Eurigen abgesondert von den anderen Ständen unentbehrlich glauben.“

Berenhorst schrieb anonym, obwohl seine Schriften, Lektüre aller Wachtstuben, gefeiert und umstritten wurden, obwohl sie Neues, wenn auch Unangenehmes sagten und in den Kasernen das Interesse für den Beruf erweckten.

Er wollte weder vom Völker- noch vom Tintenkrieg leben, begleitete den Prinzen von Dessau nach Italien, verwaltete dessen Vermögen, bekämpfte in weiteren schriftlichen Arbeiten, über die Bücher Kants gebeugt, den kriegerischen Lärm der Zeit. Napoleon war ihm der Feind, wie früher die Öde heimatlicher Manöverfelder; er sah seine Siege und seine Niederlagen voraus. In der Organisation der Kriege gegen den Franzosenkaiser meinte er den Triumph eigener Gedanken zu erblicken, drängte sich aber nicht unter die Begeisterten und zeigte auch seine Texte nicht. Berenhorst hatte

im Elan seines Glaubens geschrieben, es sei gegen die Bestimmung des Menschen, „das kaltblütige Totschlagen zum Rang einer Wissenschaft zu erheben“. Als aber seine Lehre auch nur durch den von ihm verpönten Krieg siegen konnte, löste er sich immer mehr von der Welt, um im Alter friedlich und ohne Hast zu träumen, versteckte sich in der tiefen Ruhe seiner Gärten wie kleine Kirschendiebe vor den Wächtern.

Berenhorsts begeisterter Schüler, Dietrich Reichsfreiherr von Bülow, war gleichfalls preußischer Soldat; als Fünfzehnjähriger war er in die Armee eingetreten, hatte vor Langweile geseufzt, versucht, sich mit phantastischen Projekten zu trösten. Zwei Jahrzehnte Kaserne, Parade, Wachtstube und Disziplin konnten weder seine produktive Tätigkeit, noch seine Abenteuerlust, noch seinen Wissensdrang besiegen.

Er verließ den preußischen Dienst, versuchte, in der österreichischen Armee, die sich in Belgien befand, eine Charge zu erlangen, jedoch vergebens. Jetzt begann der Arbeitslose Wanderungen auf allen Wegen, die Erfolg versprachen; bettelte vornehm, pumpte mit Grazie, und, wie um seinen Verhältnissen eine lange Nase zu drehen, — gab viel Geld aus. In der Nacht, vor aller Welt versteckt, versucht Bülow die „neue Feldherrnwissenschaft“ zu begründen. Selten hat die Mathematik einen ungenaueren Verliebten, einen schlechteren Rechner gehabt.

Nach manchen katastrophalen Versuchen übernahm er die Leitung einer reisenden Schauspielertruppe. Unbezahlte Rechnungen trieben ihn nach Amerika; dort hatte er Beziehungen zu Steuben. Mit großen Plänen zurückgekehrt, überredete er seine Brüder, Glaswaren nach der Neuen Welt auszuführen. Sie verloren dabei ihr ganzes Vermögen.

Bülow muß jetzt schreiben, um leben zu können. Haben ihn bisher nur drohende Schulden mißhandelt, so peinigten

ihn jetzt auch noch die Verleger. Er tröstet sie indes mit immer neuen Aussichten auf erfolgreiche Unternehmungen, auf mögliche Massenauflagen kommender Bücher. Im Auftrage eines Literaturgeschäfts fährt er nach London, kommt aber hier bald ins Schuldgefängnis. Sein Bruder Wilhelm, der zukünftige preußische Feldmarschall Bülow von Dennewitz, löst ihn aus. „Wilhelm — sagt der Befreite — ist der am wenigsten befähigte von uns Brüdern, aber doch der klügste Stabsoffizier in der ganzen preußischen Armee.“

Seine mathematischen Gedanken über die Basis eines Heeres erheben sich ganz auf dem theoretischen Boden der alten Schule. Er kalkuliert genau Entfernungen, Abstände von Stützpunkten, Festungen und Magazinen, rechnet die geometrischen Winkel marschierender Truppen aus.

Trotzdem waren seine Prophezeiungen verblüffend; denn die meisten wurden Wirklichkeit.

Dieser nervöse Arbeiter, von Ehrgeiz getrieben, ewig vom Bankrott bedroht, kennt nicht die Stille dahinfließender Wochen. Er kann die Zeit nicht wie das breite Meer betrachten, um so in Ruhe zu schaffen, eilt, schreibt ein Buch nach dem anderen, rennt den Ereignissen nach, als ob sie am Zipfel zu packen seien. Und doch sieht er malerische Bilder wie im glücklichsten Traum, Visionen der Wirklichkeit, allen anderen verborgen, bemerkt Tatsachen, die sonst niemandem einfallen und schreit: Hier habt Ihr das Ereignis!

Als Erster begreift er den Tirailleur. In Frankreich erzeugt ihn der Boden, und in Preußen wird er durch einen verabschiedeten Offizier theoretisch formuliert und beschrieben. Die Pariser Verordnungen erwähnen die neue Fechtweise mit keinem Wort; im Dictionnaire steht beim Schlagwort Tirailleur: „... signifie tirer d'une arme à feu mal et souvent.“*) Bülow sagt als einziger: „Die Schlachten der Zukunft werden durch Tirailleurfeuer entschieden werden.“

*) „... bedeutet, aus einer Feuerwaffe oft und schlecht schießen.“

Er beschwört die preußische Heeresleitung, die Infanterie in „leichte Infanterie“ zu verwandeln, erläutert die Terrainbenutzung, unterstreicht und wiederholt das, was er die „Bauchkriecherei“ nennt, sieht in ihr Geist und Form neuer Kriegführung.

Nicht nur diesen Ausdruck sollte die offizielle Militärsprache von Bülow übernehmen, auch die Einteilung in Strategie und Taktik stammt von ihm.

Weisen diesem prophetischen Bohemien die Berufssoldaten Fehler nach, so nennt er sie „scientifistische Packesel des Generalstabes“ und erklärt, die Genauigkeit sei nicht sein Fach, vielmehr „Staaten zu regieren und Armeen zu kommandieren, und meine Schriften beweisen, daß ich mein Metier verstehe“.

Der König von Preußen ist anderer Ansicht. Bülow, der jedes militärische Ereignis bald in einem neuen Buch kommentiert, hat den Feldzug des russischen Kaisers, die Niederlage des Jahres 1805 verhöhnt. Der Zar, der Austerlitz verloren hat, will dafür den Berliner Pamphletisten „gewinnen“. Sein Gesandter verlangt ihn, und der König schenkt gern. Bülow wird als russisch-preußischer Staatsgefangener nach Riga transportiert; auf dem Wege nach Sibirien stirbt er, von einem Kosaken mißhandelt.

Dieser geistreiche, kluge, seherische, oberflächliche, unbekümmerte, verirrte Soldat unterlag dem Schicksal aller deutschen politischen Radikalen seiner Zeit. Wenn sie die glänzenden Höhen ihrer Spekulation verließen, auf die platte Erde herunterstiegen, wo Nachtwächter für Ordnung sorgten, endeten sie elendiglich, auch wenn der Landesvater und die offizielle Macht sie beinahe immer in Ruhe ließen. Sie wirken exzentrisch, erwecken einen unwahrscheinlichen Eindruck, glänzen für einige Tage in schönen Farben, um dann namenlos oder mit letzten tragischen Worten, wie Klotz und Georg Förster, unterzugehen. Ihre Gebärde erscheint

deshalb unwahrscheinlich, ihre Worte seltsam, ihr ganzes Wesen krampfhaft, weil der Hintergrund der deutschen gesellschaftlichen Bühne gar keine Beziehungen zu diesen begeisterten, hingeopferten Akteuren hat. Sie spielen Don Carlos, und die Kulissen sind noch für ein Schäferidyll gemalt.

Die deutschen politisch - revolutionären Extremisten gleichen den französischen gegenrevolutionären Phantasten und Emigranten. Ihre Meinungen münden nicht in die Aktion, sondern in die Literatur. Nur indirekt, langsam, individuell können sie befruchten, in zeitlosen, hoheitsvollen Sphären der Idee weiterleben. Dem Geist und der Logik gewordener Dinge stellen sie ihren eigenen Geist, ihre eigene Logik entgegen, werden deshalb im Gestrüpp erdrückt, sind klug wie der Bourbonenberater Malet du Pan, weise wie der melancholische Joseph de Maistre, sarkastisch wie der nie erreichte Rivarol.

Um in Deutschland wirken, sogar um verändernd oder, wie es gewöhnlich heißt, revolutionär wirken zu können, müssen die Männer dieser Bewegung konservativ sein.

Selbst einem Immanuel Kant, den die „reine Vernunft“ an allem zu zweifeln lockt, zeigt die „praktische Vernunft“ Notwendigkeiten der Unterwerfung. Er versucht die Unendlichkeit zu messen, seine Dialektik kniet nicht vor der Größe des Universums, stellt sich ihr als gleichberechtigt gegenüber, zerlegt alles Vorstellbare. Im Weltmaßstabe kann man sich nicht jakobinischer, umstürzlerischer als der Königsberger Philosoph benehmen. Marat, St. Just und Robespierre sind in dieser Hinsicht mit ihm verglichen frömmste Untertanen. Das Universum hat aber keine Bürokratie. Die Konsistorialräte, der Zensor zu Berlin sind konkreter, näher; mit ihnen muß der Weise Konflikte vermeiden. Wäre Kant wie Bülow ausgeliefert worden, kein fremder Lärm hätte die Potsdamer Abendruhe gestört.

Die Geschichte verlangt zu ihrer Bebauung, zu ihrer Befruchtung Menschen, die auf sich selbst in ihrem, der Geschichte, Sinn gewirkt haben. Ihr Laboratorium, in dem sie die Individuen der Umgestaltung präpariert, ist geheim. Das so zur Entscheidung geformte Wesen hat, wie Wilhelm von Humboldt meint, „... ein Eigenes und ein Ganzes von Anlagen, Vermögen und Bestrebungen und rollt anziehend und abstoßend in seiner eigenen Bahn dahin.“

Konservativ ist aber beinahe jeder, auch wenn er den organischen Zusammenhang, die Entwicklung ursprünglicher Anlagen nicht begreift. Brennt das Haus ab, raubt der Hagelschlag alle Hoffnungen auf die Felder, unterdrückt der Mächtige, verheert die Seuche, vernichtet der Krieg, so schweigt das Denken, weint der Geprüfte und tröstet sich mit Unvermeidlichkeit. Der wirkenwollende Konservative muß bewußt sein, darf sich dem geistigen Gesamteindruck der lebendigen Anschauung nicht verschließen.

Hier bildet das Revolutionäre und das Konservative eine Einheit.

In militärischer Hinsicht war der Mann dieser Synthese Scharnhorst.

Er hat dasselbe Gesicht wie die kommenden Zivilreformer. Militärisch sind indes die Schwächen und die Nöte sichtbarer, empfindlicher. Deshalb ist auch hier das Sehnen zur Verwirklichung am stärksten, der Wille am lebendigsten.

Scharnhorst sieht nach dem holländisch-belgischen Feldzug die Notwendigkeit der Veränderung ein, begründet jede Neuerung mit einem Beispiel aus der Vergangenheit, macht oft zu diesem Zwecke aus verschwundenen Tagen eines längst gewesenen Daseins ein Märchen zum Tagesgebrauch.

Die vierjährige Kampagne hat ihn das Elend der Niederlage durchkosten lassen. Die Auflösung, die Verzagtheit der Führer und der Massen entblößten den Mechanismus der Armee. Er verfluchte die durch Unkenntnis herbeigeführte

Not, die das natürliche Grauen des Krieges noch steigerte.

Als sich die Hannoveraner endgültig in die Heimat zurückziehen, klagt er gegen Anfang des Jahres 1795: „Im Sommer ist der Krieg bloß eine Verwüstung des menschlichen Geschlechts; im Winter aber ist diese noch mit unermeslichem Elend vergesellschaftet. Der Transport der Kranken und Blessierten . . . in der strengen Kälte, wo die gehörige Deckung und wo Unterkommen in den Nächten auf der langen Reise so oft fehlen, gehört mit zu den größten Leiden, denen das menschliche Geschlecht unterworfen ist. Alles Unglück schien sich aber auch bei uns zu vereinigen.“

Inmitten der Niederlage fühlt sich Scharnhorst nicht getroffen. In der Panik der anderen erkennt dieser Schüchterne erst den eigenen Wert. Er wird Major im Hauptquartier Wallmodens, schreibt, gesehen zu haben, daß das Oberkommando „allein von mir glaubte, einigen guten Rat erhalten zu können . . . Geschwind eine Disposition zu machen und auf dem Platze selbst, mitten in der Affäre alles in Ordnung zu halten, dafür finde ich eine, ich kann sagen, große Überlegenheit vor anderen bei mir“.

Dieser Gedanke ist ihm Trost und Gewinn für einen verlorenen Feldzug.

Scharnhorst polemisiert gegen Berenhorst und Bülow; denn diese beiden sind in seinem Beruf vielleicht die Geachtetsten, jedenfalls theoretisch die Kühnsten. Und weil er, vom Feldzug zurückgekehrt, vieles aus ihrer Kritik selbst sagt, muß bewiesen werden, man könne, ohne Rebell zu sein, trotzdem militärische Veränderungen wollen.

Bülow's Vernachlässigung des Details empört ihn. Wann habe denn ein Feldherr, ohne sich um alles zu kümmern, gesiegt?! Es widerstrebt ihm dessen Hypergenialität und Abenteuerlust; dies bringe nur Konfusion.

Bülow hätte ihn einen Packesel genannt.

Gegen Berenhorst ist Scharnhorsts Polemik ausführlicher. Er glaubt nicht an den ewigen Frieden, nicht einmal an den der nächsten Jahre. „Den deutschen Ländern — schreibt er — zwischen Ems, Weser und Elbe steht ihre Lektion noch bevor.“ Scharnhorst wendet sich nicht einmal prinzipiell gegen die Idee eines Rahmenheeres. Man sieht in dieser Frage seine eigene Unsicherheit. Die Kadets indes, die Berenhorst will, sind ihm zu schwach; denn sie zeigen eine viel zu geringe Kriegsvorbereitung. Vor allem meint er, daß in allen Schlachten „die Kunst über die Stärke gesiegt, die Masse dem Mut und der Weisheit unterlegen sei“. Scharnhorst verteidigt nicht die Zusammensetzung und die Art der Rekrutierung der Heere Friedrichs des Zweiten, wohl aber dessen Kriegführung. Er möchte dieselbe Rücksichtslosigkeit und Energie; darin lobt er sogar den Konvent. „Custine und Houchard mußten ihre Unwissenheit mit dem Leben büßen, Jourdan und Pichegru ihre Untätigkeit mit dem Verlust ihrer Stellen.“ Dieselbe Strenge scheint ihm in der Führung Friedrichs des Zweiten geherrscht zu haben. In keiner Armee seien bis dahin mehr Offiziere kassiert, verabschiedet, aber auch außerordentlich avanciert.

Scharnhorst hat den politischen Sinn und Inhalt des letzten Krieges begriffen.

„Das widrige Schicksal — schreibt er — welches den kriegführenden Mächten in den Revolutionskriegen widerfahren ist, kann nicht in einzelnen Umständen und zufälligen Ereignissen seine Quelle haben. Man hat Ursache, sich Mühe zu geben, dieselben kennenzulernen . . . Hätten zufällige Ereignisse, einzelne Fehler und Verrätereien in diesem Kriege einen wichtigen und dauernden Erfolg erzeugen können, so hätten sie ihn gewiß zum Nachteil der Franzosen erzeugt. Die ersten Anführer ihrer Armee wurden Verräter derselben; ihr Gouvernement litt unaufhörlich. Man wolle sich nicht

gestehen, daß die uns widerfahrene Demütigung mit inneren Verhältnissen in Verbindung stehe.“

Scharnhorst sieht über das Trennende der Fronten, über alle Polemik, über quälende Empfindungen hinweg, beobachtet den Militärausschuß der bekämpften Republik, hört auf die Äußerungen Carnots, zitiert dessen Schriften.

Er beneidet ihn, und nicht nur darum, weil die französischen Soldaten mehr tun, „als was ihnen der Offizier befiehlt“. Er hat mit diesem Kriegsminister Ähnlichkeit, jedoch nicht seine Möglichkeiten. Wie Carnot vergißt auch er nie die Theorie; über Manuskripte gebeugt sitzt auch er einige Stunden vor und nach der Schlacht, möchte Form, Art und Organisation der Armee auf dem weißen Papier nachzeichnen. Während des letzten Feldzuges allein hat er zwei Bücher geschrieben.

Scharnhorst weiß aber, daß nur die französische Revolution, nicht die Revolution im allgemeinen, nicht die idealisierte Empörung, nur diese ganz bestimmte, konkrete Wendung Carnots Werdegang und Leistungen ermöglicht hat. Die Revolution hält er in Deutschland für unmöglich. Wo sollte sie beginnen, am Ende in Hannover? Er möchte aber doch die militärischen Kräfte, die die Erhebung in Frankreich gebär, möchte dieselbe Wirkung, allein ihre Ursachen denkt er sich anders.

Er bescheidet sich nun, das neue kriegerrische Problem genau zu erkennen, seine Details, seine Technik, und vor allem die Führung.

Die Frage der Führung im kommenden Krieg wird ihm zum Ereignis, weil er, durch diese Kampagne belehrt, den Rahmen des eng Militärischen verläßt, als erster die neuen Bedingungen des Oberkommandos formuliert und so für andere, wenn nicht für sich, die Basis einer überlegenen Befehlsgewalt schafft.

Der Feldherr ist nicht mehr der legendäre Recke, vielen

sichtbar, wie die Fahne, vielen hörbar, wie die Trommel; er feuert die Menschen nicht nach dem bekannten Spruch an: Marschiere ich, so folgt mir; falle ich, so rächet mich; gehe ich zurück, so tötet mich.

„Man hat — schreibt Scharnhorst — die Verfassung, welche bei der Führung der Armeen, als sie noch klein waren, stattfand, noch jetzt bei den großen beibehalten.“

Er betrachtet den Fragekreis von oben, sieht in Wirrnis einen Punkt, ein Gehirn, einen leitenden Menschen, der inmitten unzähliger Einzelfälle die Ruhe behält, um die gemeinsame Ursache erfassen zu können. Dieser Befehlshaber kennt keine Fessel, keinen lähmenden Gedanken, keine störende Konvention; frei von Vorurteilen, genießt er die Unabhängigkeit seiner Machtvollkommenheit. Er hat die Kühle der Erde — auf ihr fällt Mensch nach Mensch wie Ähre nach Ähre, und doch gebiert sie in Jugend weiter.

Auch wenn die Stellung des Oberkommandierenden eine andere geworden ist, seine Bedeutung wurde nicht kleiner.

Jetzt hat indes das Heer den eigenen Halt, seine eigene lebendige Flut. Der Feldherr selbst fügt sich ihm als erster, darf es nicht stören, darf sich gar nicht um alles kümmern; sonst zermalmt ihn die Last des Details. Seinem Gehirn wird durch die Arbeit des Generalstabes, wie sie Scharnhorst als erster entwirft, Ruhe und Zeit, alle Voraussetzungen der Unabhängigkeit geschenkt.

Wie durch Niederreißen störender Zäune der Blick an Freiheit gewinnt, so wird dem Feldherrn das Sehen des Ganzen durch technische Entlastung ermöglicht. Vorgebildete, geschulte Offiziere übernehmen die meisten seiner früheren Verrichtungen. Spezialitäten und Waffengattungen werden von einzelnen überwacht. Der Generalquartiermeister, der spätere Generalstabschef, kontrolliert die Ausführung befohlener Bewegungen.

Voraussetzung dazu ist die neue Armeeinteilung in Divi-

sionen. Früher mußten die Befehle jedem Regiment überbracht werden; jetzt verkehrt der Generalstab nur mit den Stäben der Divisionen.

Ohne Divisionen erklärt Scharnhorst den nächsten Krieg von vornherein für verloren. Diese kleinen, selbständigen Armeen müssen die der starren Linie vernichten. Sobald sie einen einzigen Punkt durchbrechen, wird die ursprüngliche Ordnung linearen Aufmarsches zerrissen, und alles flutet auseinander. Wird aber eine Division geschlagen, so kann sie, im Besitz aller Verteidigungsmittel, dem Oberkommando Zeit lassen, die Verbindung wiederherzustellen.

■ Weitere Voraussetzung der Division ist aber der Tirailleur. „Vor dem Koalitionsfeldzug — schreibt Scharnhorst — hoffte man von einer Menge Schüsse den erwünschten Erfolg; im französischen Revolutionskriege sah man ein, daß Zielen und Treffen besser seien.“

Und hier, vom Standpunkt wirksamster Führung aus, wird der Theoretiker wieder vor das soziale Problem gestellt. Wie soll der gepreßte Soldat tiraillieren? Er darf nicht einmal unbeaufsichtigt seine Notdurft verrichten. Er wird sich jetzt wohl hinter dem Busch verstecken, aber nicht, um zu kämpfen, sondern, um vor der fremden und der eigenen Armee zu fliehen.

Jedem Reformbegehren stellt sich in Hannover zähester Widerstand entgegen. Auch wenn die Regierung an Änderungen denkt, die Stände rebellieren dagegen. Sie haben verbrieft Rechte; ihre Wehrangst ist errungen, erkaufte, garantiert. Sie denken nicht daran, Soldaten zu stellen, Die Stände von Lauenburg meinen, die Aushebung „würde die ganze Mannschaft, der eine unüberwindliche Abneigung gegen den Soldatenstand angeboren sei, einfach zur Auswanderung nach den großen Reichsstädten Hamburg und Lübeck treiben. Das Ende würde die gänzliche Entfernung gewisser Altersklassen sein“.

Wie es keine von der Natur geschenkte, uneinnehmbare militärische Stellung gibt, sondern jede Position erst durch das Zusammenwirken vieler Dinge stark wird, so formt auch erst die Kombination verschiedenster Elemente den Führer.

Hier hat Scharnhorst nicht nur die Möglichkeit, Notwendigkeiten militärischer Änderungen zu erkennen, sondern auch die Unlust verschiedenster Schichten gegen sie zu beobachten, gesellschaftliche Kräfte zu messen, politisch zu begreifen. Er verlangt in Hannover alle Maßnahmen, für die er dann in Preußen ein Jahrzehnt lang eintritt, wird jetzt, wie später noch so oft, immer wieder abgewiesen, erlernt die stumme, kalte, zähe, biegsame Geduld, erfaßt dabei die Widerstände und ihre Ursachen.

PREUSSISCHE KLASSENKÄMPFE UND PREUSSISCHE MILITÄRPOLITIK

„Der Frieden ist selbst nur eine Fortsetzung
des Krieges mit anderen Waffen.“

Wilhelm Dilthey.

Kein Tag der Vergangenheit, kein aufgezeichnetes Blatt der Wirklichkeit kennt Beispiele der Milde.

Vor dem wechselnden Altare der Macht, dem sie dienen oder dem sie unterworfen wurden, verenden die Menschen, und neue hören nie auf zu glühen, wie die Wachlichter aller Religionen seit unzähligen Nächten in zehntausenden von Kirchen.

Der Kampf vernichtet die Erdensöhne nicht nur auf Feldern, von denen die Kriegsgeschichte berichtet, nicht nur da, wo Bataillone mit ihren Standarten andere Bataillone mit anderen Standarten zu vertilgen trachten; er wütet auch in friedlichen Zeiten in jeder Stadt, jedem Marktflecken, jedem Dorf. Hier nimmt er nur andere Formen an, hier sind die Möglichkeiten der Unterwerfung mannigfaltiger und ähneln selten dem hemmungslosen, direkten Ringen soldatischer Massen. Hier kämpfen Aristokraten gegen Patrizier, Feudalherren gegen Städte, Plebejer gegen Ritter; sie verbinden sich oft in Politik, schützen einander, haben ihre Moral der Landschaft, der Schicht, der Klasse, ihre Tradition, ihre Mythen und Heroen, ihre Niederlagen und Siege.

Aus der Unordnung dieser Mannigfaltigkeit erhebt sich dann die höchste Kraft — jahrhundertlang kriegerischer Gott genannt —, die die Scharen aus ihren gemeinsamen

geographischen Grenzen führt, um sie mit anderen ähnlichen, aber feindlichen zu messen.

Wunderbar und eintönig sind die Lieder, die Heilung versprechen; phantastisch ist das Spiel der Geschichte, wie es aus diesem Sehnen immer wieder und immer wieder — vom Kult ältester Götter an bis zum modernen Sozialismus — nur kriegerischen Willen gestaltet, der nach Macht schreit, als ob sie zur Erde wie das Licht gehöre.

Mit Haß, Zorn, Liebe und Vernunft erhebt sich der Bischof Augustinus und verflucht die Historie. Wenn er — wie der orthodoxe Katholizismus in der Pracht seiner souveränen Weisheit — den Begriff des Fortschritts nicht kennt, dann nur, weil er die Welt kennt. Der Heilige sieht die Trümmer des Gewesenen, blickt auf die grenzenlose Ruinenlandschaft des Gewollten, hört die vergebliche Klage letzter römischer Bastionen. Ihr Ton ist ihm das Röcheln der staatlichen Macht, das glänzendste, eitelste, verführerischste Laster. Der irdische Staat ist die Erbsünde. Der Verkünder vom Galiläischen, gleich dem späteren vom Genfer See, findet nur eine Möglichkeit der Harmonie aller Dinge, — die Religion. Der Gottesstaat wird nicht nur den Krieg, sondern auch die anderen Folgen und Ursachen strafbarer Lust, wie „Eigentum“, und „Herrschaftsverhältnisse“ vernichten.

Der Heilige will aus der Geschichte eine heilige Geschichte machen.

Die Bewegung der Menschheit, das wechselnde Verhältnis der Schichten, das zähe versteckte Ringen der Klassen will aber ebensowenig enden wie Geburt und Tod. Wie das zutreffendste pessimistische Bild des Philosophen die Millionen nicht von der Zeugung, so wenig können auch die Predigten Augustinus', die frei erdacht, erdichtet sind, vom bewaffneten Beginnen abhalten.

Auf einer bestimmten Grundlage wirtschaftlicher Vor-

herrschaft erhebt sich ein Stand als Herr des Landes, gebietet den im Innern Bezwungenen Ruhe und Disziplin und baut seine Kriegstüchtigkeit auf sozialen Vorrechten auf. Diese Bevorzugten, Gekrönten opfern sich für ihre Güter und Privilegien, um die Arbeit der Lohnsklaven, Knechte und Leibeigenen genießen zu können. Sie lieben und verklären den Siegeslauf, sehen darin den Sinn des Daseins, vererben diesen Glauben auf die Nachkommen. Auch wenn das Ahnenschloß verfallen ist, Schuldenreichtum einziger Besitz wird, lebt diese Idee weiter. Die Gesinnung überdauert hier, wie so oft, die Wirklichkeit, aus der sie entstand. Von Geschlecht zu Geschlecht bleibt das Bild der Macht im Innersten ihres Denkens, zaubert eine vorgestellte Welt, erzählt Wunder, stachelt zur Unbeugsamkeit auf. „So wurde das Kriegswesen, — schreibt Clausewitz — die Verteidigung des Landes die wahre persönliche Tätigkeit des Adels in dem schwachen Staatsverbände.“

Sie schützten dabei, ohne oder gegen den Willen der Untertanen, das Territorium, den Boden, auf dem die Schatten der Vielen vorbeieilen, unzählige individuelle Quellen sich in den Strom der Arbeit ergießen; sie verteidigen auch alle Möglichkeiten der Zukunft und der Veränderung, die Geschichte ihres Landes.

Jeder Krieg muß aber bezahlt werden, die Kosten tragen die im Innern Unterworfenen. Der Adel gibt lieber das Leben als den Boden oder das Geld her; denn dies würde Verlust der Vorherrschaft bedeuten. Er stirbt im Kampfe, weil es Privilegien, weil es das „Nichtbezahlen“ zu bewahren gilt.

„... Die Verteidigung des Vaterlandes — schreibt der preußische Generalfeldmarschall von Boyen — wird eine gegen die Armut ausgeübte Gewalttat ... Die eigentliche Last der Heeresergänzung fiel ... auf die Tagelöhner-

familien und armen Handwerker, die nicht imstande gewesen waren, sich einen Besitz zu erwerben.“

Nirgends war die Kastenideologie ein- und ausgeprägter, lebendiger, rücksichtsloser als in Brandenburg-Preußen.

Die Bureaukratie sollte sich, in der Theorie wenigstens, nicht ungenauer an ihren Schreibtischen und vor ihren Vorgesetzten bewegen als die Regimenter auf dem Paradeplatz.

Die Vorrechte adliger Krieger errichteten und verschweißten das staatliche Gerüst. Alles war so rauh, so unbarmherzig, so wenig verschwenderisch, so farbenarm wie die Weiten der sandigen Flächen. Menschliche Energien aber bauten hier Küsten und Felsen des Willens, waren so reich wie die Natur arm.

Der Kleinadel führte oft ein dürftiges Leben, war wirtschaftlich nicht besser gestellt als der Durchschnitt der Bevölkerung, der immer elend ist. Aber er fühlte sich, wie der Großgrundbesitz, mit diesem Staat durch das Dildem der Macht, durch das blaue Band der Vorherrschaft, durch den Gedanken und die Tatsächlichkeit des Privilegs verbunden.

Das alte vorrevolutionäre Preußen ist ein für Terroristen und Rebellen aller Zeiten umstürzendes, aufrührerisches Beispiel, wieviel ein mit ebensoviel Logik als Rücksichtslosigkeit durchgeführtes Gewaltsystem gebären kann.

Kein König in Potsdam vermochte, bis ihm nicht neue Elemente zu Hilfe kamen, an diesem inneren Aufbau etwas zu ändern. Als Friedrich Wilhelm es versuchte und eine monarchische, antiadlige Beamtenschaft befestigen wollte, scheiterte er, mußte sich daher mit bürgerlichen Kabinettsräten begnügen.

Adelshilfe erhielt er nur dort, wo die Privilegierten eine Erweiterung ihres Machtbereichs ahnten, — in der Heeresvermehrung. Unter den europäischen Staaten war Preußen

„dem Flächeninhalt nach die zehnte, der Bevölkerungsziffer nach die dreizehnte, der Soldatenzahl nach die vierte Macht“.

Wenn der Städter trank oder aß, wenn er sich anzog oder wusch, heiratete oder sich besoff, zu Grabe getragen wurde oder das Kind aus der Taufe hob, das Licht anzündete oder Schnupftabak kaufte, reiste oder zum Barbier ging, mußte er die langen und strammen Kerle der Regierung durch zumeist indirekte Steuern bezahlen.

Dieses dynastische Zufallsgebilde wollte leben. Es hatte indes keinen natürlichen geographischen Rahmen wie Spanien oder Frankreich. Offen standen die Grenzen, unbeschützt lagen die Städte, lose verbunden die Landschaften; Schatten mächtiger Nachbarn erinnerten immer an drohende Geschicke. Die Armee mußte in ewiger Alarmbereitschaft sein, den ganzen Staat wie feindliches Gebiet besetzt halten. Das Heer wurde nicht durch den Staat geboren, sondern der Staat durch die Notwendigkeit des Heeres, durch die Intendanz, durch die Rechnungskammer als Proviantmagazin aufgebaut.

„Die preußische Monarchie — schreibt Berenhorst — ist nicht ein Land, das eine Armee, sondern eine Armee, die ein Land hat, in welchem sie gleichsam nur einquartiert steht.“

Der Landrat wird vom Großgrundbesitzer in der Versammlung vorgeschlagen, vom Fürsten bestätigt, leitet als absoluter Unterkönig seinen Kreis, sorgt für Verpflegung und Einquartierung der Truppen, untersteht nur der Kriegskammer.

Das Oberkriegskommissariat kontrolliert alle Lieferungen, überwacht Magazine und Festungen, überwacht die Rekrutierung, läßt Brücken bauen und Wege verbessern. Aus diesem Militäramt entstehen später die Bezirksregierungen, aus der obersten Spitze des Heereswesens das Generaldirektorium, daraus schließlich die Ministerien.

Kriegs-, Steuer- und Landräte, kontrolliert von Kriegs- und Domänenkammer, als oberste Behörde Finanz-, Kriegs- und Domänenministerium, — in diesem Lager ist Preußen und die Bewegung dieser Maschinerie Voraussetzung des militärischen Aufmarsches des aus tausenden Lebewesen gebildeten Lineals auf dem Felde der Parade und der Schlacht.

Die Ausbreitung dieses Heeresaufbaues nach außen entsprach diesem Dasein, war sein Atem, zeichnete das Programm, gab die Richtung. Schon ein halbes Jahrhundert vor der Thronbesteigung Friedrichs des Zweiten hinterließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm den Plan zur Eroberung Schlesiens. Der von seinem Vater als Querpfeifer und Poet bezeichnete König vergaß sich nicht in seiner Poesie, sondern vollendete die geographischen Grundlagen des Militärstaates, verzichtete auf die von seinem Vorgänger erstrebte Beschränkung der Adelherrschaft, und im Gegensatz zu ihm förderte er sie.

„Sah Friedrichs Heldenzeit — läßt von der Marwitz auf den Grabstein einer seiner Ahnen setzen — und kämpfte mit ihm in allen seinen Kriegen; wählte Ungnade, wo Gehorsam nicht Ehre brachte.“

Und Berenhorst schreibt: „Wohl verstand Friedrich der Zweite die kriegerische Maschine zu gebrauchen, minder wohl, sie zu zimmern.“

Der Monarch sah „den ersten Schritt zum Verfall des Staates“ in der Einstellung bürgerlicher Offiziere. Er war in allen geistigen Dingen ein Skeptiker, sprach vom kargen Schein der Sicherheit. Die Strenggläubigen aller Meinungen und Religionen erschienen ihm als sich mit Büchern und Keulen totschlagende Barbaren. Politisch jedoch lebte der König im abgeschlossenen Kreis feudaler Grundsätze. Weder die Prügel seines Vaters, noch das eigene Gedankenspiel konnten diese Einsicht trüben. Der

Regent übergab dem Junker die Armee und herrschte auf dieser Grundlage mit einigen buckligen Sekretären, die so verbraucht wie ihre Rockärmel waren, absolut. Er kannte aber sein System genau. Im Gegensatz zu seinen späteren Anhängern idealisierte er es nicht, überblickte die Untiefen, die Gefahren, war deshalb nach kühnsten — nur ihm erklärlichen — Anstrengungen vorsichtig wie der klügste Feigling, bescheiden, still, beinahe sanft, wie noch kein Hohenzoller je zuvor und je nachher. Da die Menschen nie fragen, wie viele ihresgleichen von einem geschichtlichen Individuum verschwendet wurden, sondern nur, wie tief es wirkte, wird ihm, gleich Cäsar, Napoleon und Lenin, die irdische Phantasie immer nachlaufen. Friedrich sah aber nur sein System, konnte eine andere Welt weder sich vorstellen noch begreifen.

Wenn die Völker und die Klassen, die Kräfte und die Energien sich nicht änderten, ewig gleich blieben, kein ständiger Austausch minderwertiger und verfeinerter, durchdachter und nur empfundener Interessen die Adern jeder Gesellschaft durchströmen würden; wenn der „Widerspruch“ Hegels nicht die Quelle alles Denkens und aller Veränderung wäre, dann hätte der feudalmilitärische Aufbau weiter dieselbe Kraft in Angriff und Verteidigung entfalten können.

So blieb nur die Ideologie, der blaue Himmel der Tradition, die Atmosphäre der Vergangenheit; aus der Kraft, aus der Macht wurde nur ein Wort.

Gegen die Meinung, das System hätte seine Stärke durch die modernisierenden Reformversuche verloren, antwortete der tiefste, illusionsloseste Kenner deutscher Geschichte, Clausewitz: „... Dieser Liberalismus des preußischen Kabinetts ... war doch im Grunde nur eine oberflächliche Vergoldung, eine Höflichkeit gegen den Geist der Zeit in unwesentlichen Dingen. Die wesentlichen Institutionen ...

wurden nicht verändert, auch zu einer künftigen Veränderung auf keine Weise vorbereitet . . .“

Es gibt nicht nur Könige, mit denen die offizielle Historie den Sonnenaufgang verbindet, der Macht ihrer Herrschaft das Wachsen auf den Feldern zuschreibt; die loyalsten Professoren brauchen von Zeit zu Zeit auch einen Sündenbock auf dem Thron, der den „Untergang“, die Unterbrechung des „Fortschritts“ erklären soll. Sicherlich beeinflussen in einer Monarchie, besonders wenn sie absolut ist, die Eigenschaften, Stimmungen und Gedanken des Regenten die oft tastenden Versuche und Impulse der Politik; indes Schicksale formen kann er nicht. Jede Selbstherrlichkeit hat unantastbare, wenn auch nichtgeschriebene Gesetze.

Ein verirrter Lüstling in der Reihe der Hohenzollern soll Friedrich Wilhelm der Zweite gewesen sein, glücklich nur in oft wechselnder Umarmung, zufrieden nur, wenn er vor blonden Madonnen kniete, siegreich nur vor willigen Frauen. Sein Geschlechtsleben muß nach der Chronik den Preußenstaat aus den Fugen gehoben haben! Indes hat er nicht mehr Schleppen bezahlt, nicht öfter die Nächte im Tempel der Venus verbracht als mancher Potsdamer Offizier seiner Zeit. Friedrich Wilhelm liebte mit Begeisterung die Frauen. Er war kräftig, schön, sentimental, melancholisch und verfügte über die Steuern. Das Eis der Keuschheit wurde vor ihm zu Wasser. Die Frauen schmückten sich, spielten die „verirrte Fee im Walde“, kamen zu ihm und versuchten, im Auftrage verschiedener Cliques, die Politik zu beeinflussen. Er liebte die Liebkosung, freute sich ihrer Stimmen, störte nicht den Klang, gewährte ihnen aber gar keinen politischen Einfluß. Er wurde von den Frauen nicht beherrscht. Allerdings liebte der König ein apartes, originelles Vergnügen: die Wollust der Gewissensbisse. Die Mystiker verschafften

es ihm. Ihre Predigten in Zimmern, wo Geister sich mahnend verneigten, Friedrich der Zweite und Leibniz, in weiße Tücher gehüllt, erschienen, Lieder der Vergangenheit sangen, gehörten zum System seiner Zerstreuung. Protestantische Eiferer hatten großen Kredit bei ihm, weil sie vorgaben, welchen im Himmel zu besitzen.

Friedrich Wilhelm der Zweite hat indes die Jakobiner glühender gehaßt als die Frauen geliebt. Als ihm am Anfang des Feldzuges gegen Frankreich die Gräfin Dönhoff schrieb: „... Sie werden vor der Grenze zurückgeschlagen werden. Ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quichote, der ebenfalls Berg und Tal durchzog, um überall das Recht wieder herzustellen, sich auf alles stürzte was ihm in den Weg kam und losschlug, ohne auf die Anzahl und Stärke seiner Gegner Rücksicht zu nehmen“, verstieß er die prophetische Frau.

Gerade dieser leicht entzündbare, nicht nur in Frauen, sondern auch in Vorsätze verliebte, vom persönlichen Impuls beherrschte König mußte die Legitimität als einen glänzenden Schild sehen. Einst waren die Troubadoure, ein Bändchen der Geliebten am Schwertgriff, auf dem Panzer das Wort „Pour Dieu et ma maîtresse“, in den Kampf gezogen.

Schwache Menschen lassen sich oft von großen Aufgaben locken, erblicken nur das Blendende, nicht auch die Schwierigkeiten. Der leichte Optimismus Friedrich Wilhelms bedeckte mit seinem Schein die Grenzen des Möglichen, eine verzauberte Welt des Wunsches verwandelte hohe Berge in Hügel.

Die politische Lage des Kontinents war verwirrt, die Zusammenhänge noch versteckt; deshalb war Platz für alle Hoffnungen.

„Alle Regierungen von Europa — schreibt der preussische Reichstagsgesandte Graf Goertz —, die Souveräne

der Staaten befinden sich in einer Krisis, wie sie noch niemals vorgekommen ist. Kein Mensch, so einsichtsvoll er auch sein möge, kann voraussehen wollen, welche Schicksale die Individuen und die Staaten erwarten . . . Preußen zum Schiedsrichter und Retter von Europa zu machen, muß der Gedanke der Staatsmänner sein, die dem loyalen und beherzten König Friedrich Wilhelm dienen.“

Diese Aufgabe konnte noch größer sein als das Werk Friedrichs des „Einzigens“, wie er damals von den Epigonen genannt wurde, die seine hinterlassenen Schriften infam fälschten und pietistisch zensurierten.

Rettete die Armee der Preußenjunker Europa vor der Revolution, so würde die Macht und das Ansehen weit die jetzigen Grenzen übersteigen. Österreich durfte nicht alle seine Truppen in Frankreich zeigen, durfte die russischen und balkanischen Grenzen nicht entblößen. Die Mobilmachung in Berlin konnte am schnellsten durchgeführt werden. Ein Bündnis mit Österreich, im Verlauf dessen man den Feldzug gewann, wäre auch ein Schlag gegen Wien gewesen, eine gewonnene Kampagne nicht nur gegen den Feind, sondern auch gegen den Freund. Als im preußischen Kabinett sich Stimmen meldeten, an die gegebene Freundschaft mit Paris gegen Wien erinnernd, da glaubte der König, auch diesen Einwand entkräften zu können, indem er sagte, man führe ja den Krieg für Ludwig den Sechzehnten. Einmal wieder auf dem Thron, würde der Bourbone seinen Rettern verschwenderische Dankbarkeit beweisen.

Die Schwierigkeiten offenbarten sich bald, zeigten die Unsicherheit aller europäischen Grenzen, wiederholten alle Fragen, die den Kontinent im vergangenen Jahrhundert geplagt hatten. Chronische Krankheiten des Festlandes, in der Kabinettspolitik versteckt gewesen, kamen zum Ausbruch. Fieber ließ die Staatsmänner wanken. Das von

der Zarin als Lock- und Herrschaftsmittel benutzte Polen lähmte die alten Institutionen im Ringen gegen die Revolutionsheere, raubte die Kraft zum Kampfe und ließ nur noch die zur Intrigue übrig.

Alle Voraussetzungen preußischer Existenz in Europa wurden, wenn nicht von innen, so doch von außen in Frage gestellt. Die Schwierigkeiten kommender bonapartistischer Jahre warfen ihre Schatten voraus. In Polen brannte der Aufstand gegen alles Brandenburgische; jakobinisch emporste es sich gegen Hohenzollern. Mit Rußland plänkelte Berlin diplomatisch. Da der Feldzug gegen Frankreich stockte, lebte stärker denn je die Feindschaft gegen Österreich wieder auf.

In dieser Situation entschloß sich Friedrich Wilhelm mit derselben Sprunghaftigkeit, mit der er den Krieg begann, ihn zu beenden. Preußen ging als erster Koalitionsmacht der Atem aus, obwohl seine Armee als einzige keine Niederlage gegen die Revolutionsheere erlitten hatte, vielmehr imstande gewesen war, Mainz und Frankfurt zu besetzen.

Die Mehrheit des preußischen Kabinetts erkannte die Unmöglichkeit, mit der gegebenen Macht, mit dem Heer Friedrichs des Zweiten, kommenden Ereignissen kriegerisch zu begegnen. Die allgemeine Wehrpflicht war nicht nur darum unmöglich, weil sie das Gegenteil der bestehenden Armee gewesen wäre, — schon der Gedanke an die Bewaffnung aller erzeugte ein Schaudern, malte Bilder gruseligen jakobinischen Terrors aus. Diese Idee wurde zwar in Preußen unter Militärsachverständigen besprochen, Milizpläne für die Ostgrenze wurden eingereicht, zumeist aber nur als akademische Diskussion, um ihre Unmöglichkeit zu beweisen. Hardenberg warnte dringend vor Volksbewaffnung; Friedrich Wilhelm erklärte sie als Hirngespinnst; der preußische Gesandte auf dem Reichstag zu

Regensburg erzählte allen deutschen Vertretern von den furchtbaren Folgen einer solchen Maßnahme, die nur den „Freiheitsschwindel“ beleben würde.

Und als die englischen Subsidien einen Teil des Kabinetts mit Friedrich Wilhelm wieder kriegerischer werden ließen — da streikte die Heeresleitung!

Der König herrschte eben nicht absolut. Möllendorf, der Oberbefehlshaber der Rheinarmee, meinte, der „Monarch dürfe nicht etwa ein Söldling Englands werden“. Ohne die Genehmigung Friedrich Wilhelms verhandelte das Hauptquartier mit den Franzosen.

Die Armee war die stärkste Organisation im Staat, hatte ihr eigenes Leben, existierte als aristokratische Republik in der aristokratischen Monarchie. In der allgemeinen kriegerischen Zersetzung Europas fürchtete sie, durch die Diplomatie der Zivilisten unterzugehen. Sie hatte Preußen geschaffen und zusammengehalten; Preußen mußte gehorchen.

„Es bildet — schreibt Leopold von Ranke — einen auffallenden und doch sehr erklärlichen Gegensatz, daß in der Republik jede Abweichung von dem Gebot der Machthaber mit der äußersten Strenge geahndet, in der Monarchie dagegen eine Eigenmächtigkeit der Offiziere geduldet wurde, welche selbst die große Politik berührte.“

Preußen schloß den Frieden zu Basel, der Ländergewinn und, wie nach der Reformation, mit moralischem Pathos annektiertes Kirchengut einbrachte; es glaubte, hinter einer militärischen Demarkationslinie Schutz und Frieden gefunden zu haben.

Trotz aller Polemik, die diesen Vertrag begleitete — Wien warf Berlin, Berlin Wien Reichsverrat vor — schienen die Legionen der von Junkern gepreßten und vergewaltigten Proletarier noch in der Blüte ihrer Jugend. Preußen hatte dieselbe Anziehungs- und Abstoßungskraft wie vor dem Feldzug.

Die abstrakten Begriffe, die so vieles verzeihend verdecken, „Staat“ und „Macht“ heißen, lösen bei den Einzelnen Empfindungen aus, die dann als Idee lebendig werden. Preußen wirkte als deutsche Macht, trotz aller Kriege gegen Habsburg, auch ohne, sogar gegen seinen Willen. Es wirkte im Bewußtsein der politisch Interessierten als Objekt der Auseinandersetzung, des Denkens, wirkte national mehr auf andere, auf außerhalb seiner Grenzen stehende Individuen als auf sich selbst. In der so gefeierten Schlacht bei Roßbach, die angeblich gegen die Franzosen gewonnen sein soll, waren die Mehrzahl nicht nur der Toten, sondern auch der Fliehenden deutsche Soldaten aus dem Reichskontingent. Weil aber der Druck von außen gegen Potsdam am stärksten war und so seinen militärischen Charakter hervorrief, gestaltete sich auch die ideelle moralische Wirkung für oder gegen Potsdam am stärksten. Menschen, die politische Realitäten liebten, nicht so sehr wegen ihres Inhalts als wegen ihres Daseins, zog dieses gesellschaftliche Gebilde selbst dann an, wenn hier, wie Hegel meinte, jeder Bissen vom Boden, der ihn erzeugt hat, zum Mund in einer Linie geführt, durch Staat, Gesetz und Regierung untersucht, berichtet und befohlen wurde.

Weder Romantik, noch Schönheit lockten die Deutschen mit ausgesprochen politischem Sinn nach Berlin, die ein Jahrzehnt später dieses am meisten bevormundete, am meisten regierte Gebiet, gegen den Widerstand einheimischer herrschender Gewalten, führen sollten. Sie flohen vor der Atmosphäre ihrer Serenissimi, deren Sokrates- und Voltairebüsten wie Parodien wirkten, und hielten zu meist Preußen das zugute, was sie ihren Kleinstaaten als Frevel anrechneten. Der Erfolg, die Größe des Territoriums, gab in ihren Augen der Macht und der Politik einen Sinn. Hardenberg, Stein, Gneisenau, Gruner, Niebuhr und Scharnhorst waren Eingewanderte.

Auch in den Wiener Dienst wäre Scharnhorst getreten. Vor der militärischen Ohnmacht des Reiches erklärte er, daß „einzelne Staaten, wie z. B. Österreich und Preußen, die ganze Nation vertreten“ müßten.

Nicht der Zwiespalt dieser Mächte war ihm das Entscheidende. Wie so viele verband auch er eigene politische Wünsche mit der kriegerischen Anstrengung der beiden Staaten. Seine abseits der militärischen Tagesaufgaben liegende Bildung ermöglichte ihm diese Erkenntnis. Er war nach den Begriffen eines alten Wachtmeisters ein schlechter Soldat, Philosophant und Literat.

Im Heer, das Preußen gegen Frankreich in Westfalen an der Demarkationslinie aufstellte, befanden sich auch 15000 Mann Hannoveraner, deren Generalquartiermeister der Major Scharnhorst war. Hier trat er in freundschaftliche Beziehungen zum Oberpräsidenten der westfälischen Kriegs- und Domänenkammer, zum Reichsfreiherrn vom Stein. Der preußische Oberleutnant Phul und der Herzog von Braunschweig machten in Berlin auf Scharnhorst aufmerksam. Aus Potsdam erreichte dann den hannoveranischen Major ein Dienstangebot.

Scharnhorst hatte sein vierzigstes Jahr überschritten, und trotz vieler äußerer Ehren schien sich seine Laufbahn zu verlieren, nur noch Vergangenheit, keine Zukunft mehr zu haben. Er fühlte sich zurückgesetzt, nutzlos, nach allen gescheiterten Reformversuchen zur Stille gezwungen. Der bürgerliche Name blieb weiter ein Schönheitsfehler; je größer sein Ehrgeiz, desto mehr empfand man die Geburt im Bauernbett als Makel. Seine Unentbehrlichkeit wurde jedoch anerkannt; deshalb übertrug ihm die Heeresleitung den Quartiermeisterposten, aber ohne die Zulage und Vorrechte des adligen Vorgängers. Scharnhorsts Mahnungen und Reklamationen blieben unbeantwortet oder wurden mit leeren Versprechungen erledigt.

Halbe Zusagen erhöhten nur seine Unruhe. Der Himmel hatte der Bureaukratie Hannovers eine kostbare Gabe, eine wahrscheinlich scheinende Ausrede geschenkt: Die Akten müssen erst nach London zur Begutachtung gesandt werden. — Der Weg war lang.

Selbst die Verhandlungen mit Scharnhorst um seine Entlassung dauerten Jahre. Im Mai 1801 kam endlich die Genehmigung der nachgesuchten Demission. Er reiste nach Berlin als preußischer Oberstleutnant der Artillerie.

Straßen, Häuser, Vorgesetzte und Bekannte zeigten die Kühle, die immer im neuen Wirkungskreis empfunden wird. Ungewohnt schaut das Auge auf noch nie gesehene Schattierungen. Der Mensch ist reizbarer, empfindlicher als sonst, beinahe abergläubisch, überschätzt die an ihn gerichteten freundlichen Worte, glaubt aus jedem gleichgültigen Blick Feindschaft zu erkennen. In der alten Bahn, in Hannover, kannte Scharnhorst die unzähligen schmalen Pfade, die eine Hierarchie durchqueren. Nun mußte er die Farben und Nebensächlichkeiten des Interieurs von neuem unterscheiden lernen.

Er war jetzt sechsundvierzig Jahre alt, besaß nicht mehr den träumerischen, tränenreichen Optimismus der Jugend, der den Eintritt in die Existenz erleichtert, die billige Hoffnung, binnen kurzem auserwählt zu sein, sich an der Spitze zu sehen. Fünfundzwanzig schwere Arbeitsjahre hatten ihn die bittere Sicherheit der Entsagung schätzen gelehrt. Ohne übertriebene Erwartung, verumumt in den Mantel der Bescheidenheit, begann er die Umgebung abzutasten, die Reizbarkeit der Vorgesetzten, die Art Gleichgestellter, den Charakter der Untergebenen gleichsam zu messen.

Generalleutnant Meerkatz und General Tempelhof waren die Männer, denen er gehorchen mußte.

Meerkatz war ein alter, von seinem Stiefsohn geleiteter Offizier, der den Staub aller Manöverfelder im Herzen

trug und im Kommandoton Symphonien hörte. Tempelhof betrachtete sich als der aristokratische Aristoteles der Armee. Diese Generäle waren, wie Clausewitz von ihrem Kollegen Rüchel sagt, „eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure“. Über Tempelhof bemerkt Scharnhorst: „Er hält sich sehr zu dem angesehenen Adel und wenig oder gar nicht zu den Gesellschaften des Artilleriekorps“.

Die beiden intrigierten selbstverständlich gegeneinander, und jeder von ihnen versuchte von oben herab, den „Neupreußen“ auf seine Seite zu ziehen. Scharnhorst dachte aber nicht daran, einem von ihnen diese Gefälligkeit zu erweisen. „Ich habe — schreibt er — die Partie ergriffen, mit jedem gut zu sein, und ich werde mich durchaus zu keiner Partei schlagen, mit keiner einlassen, sondern immer neutral bleiben.“

Schließlich hat aber die Geschmeidigkeit eine Grenze. Nicht um sie zur Schmeichelei zu entfalten, kam er nach Preußen, sondern um zu wirken, getrieben von der Gewissheit seiner Ansicht, vom Bewußtsein eigenen Wertes; darin lag sein Ehrgeiz. „Ich habe nun die Partie genommen . . . im Dienst ganz submiß zu sein, in Meinungen aber mir nichts zu vergeben . . . Ich habe meine eigenen Fächer, die niemand von allen, die ich hier kenne, so als ich durchgearbeitet habe“.

Der erste Eindruck, den er erweckte, war ein ungünstiger, linkischer, verträumter. Ihm fehlte der „Schneid“, der Ton. Seine Sicherheit beruhte auf Reflektion und hatte geistige Kontrolle zur Voraussetzung.

„Scharnhorst — schreibt in seiner Kastensprache der märkische Edelmann Ludwig von der Marwitz — hatte durchaus nichts Militärisches in seinem Aussehen und Wesen, er sah vielmehr aus wie ein alter nachdenklicher Schreiber. So steht er auch in seiner Bildsäule in Berlin

da. Er ist gewiß der erste Mensch, dem man bloß wegen guter Anstalten, die er gemacht, unter Feldherrn eine Bildsäule gesetzt hat. — Er hat auch keineswegs eine solche prächtige Normallende, wie ihn Rauch da in der Bildsäule herausstecken läßt, sondern Schenkel gemeiner Art.“

Er akklimatisierte sich, bürgerte sich aber nicht auf Grund des königlichen Patenten, sondern durch Arbeit ein, die jeden überall Wurzel fassen läßt, jedem genug Schwere gibt, um in die Wirklichkeit, in den Boden der Fremde — der immer hart ist — einzudringen. Sie verbündet sich als wohlthätige Erlöserin mit Geduld und spaltet die Widerstände; sie war immer demokratisch, hat den absoluten Monarchen ihre fähigsten Männer geschenkt und ist manches Mal imstande, die Schwierigkeiten der offiziellen, herrschenden Demokratie zu überwinden, sogar ihr Individuen zu schenken.

Die neue Umgebung beleuchtete seine mitgebrachten Grundsätze wie die veränderte Farbe des Lampenscheines ein Gesicht. Die Feldzüge in Holland, die Ereignisse seit der französischen Revolution hatten wohl an seiner ursprünglichen Begeisterung für Aufbau und Taktik der friderizianischen Armee genagt, sie beinahe durchlöchert; die von ihm in Hannover erstrebten Reformen waren eigentlich schon gegen die Grundlagen des Vorbildes. Er suchte aber doch noch allzu gerade, allzu formal in der Logik des Alten das Neue. Das neue Erkennen war ein Prozeß, kein Akt; der Wechsel der Meinung vollzieht sich immer in langem, innerem Dialog. Oft ist dieser Szenenwechsel des Bewußtseins schmerzlich, wie jede Trennung von Trägheit, Gewohnheit oder vom geliebten Gegenstande. Das bildet aber das Einzigartige des Geistes; er ist gegen sich selbst unerbittlich, liebt vom Gegensatz verlockt zu werden, um sich zu erproben. Seine Natur ist die Kritik, sein Leben der

Zweifel; sein Paradies aber, in dem er sich in Illusionen verliert, bleibt die Tat.

Entzückt von diesem wunderbaren Panorama des Abstrakten, das weiter, farbiger, abwechslungsreicher als das aller Meere und Berge ist, haben die deutschen Philosophen dieser Zeit die Welt als den Geist erklärt.

Wenn sich der Gedanke in diesen Eigenschaften spiegelt, kann er auch nicht papieren werden, denn dann folgt er nur der Wirklichkeit.

Scharnhorst mußte aber in allen seinen Denkschriften die preußische Armee für „einzig“, unüberwindlich erklären; weil er sie für Männer schrieb, die an der Spitze des Systems standen, schloß jede Kritik mit einem Kompliment.

König Friedrich Wilhelm dem Dritten gefiel das scheue Wesen seines Untergebenen. Der Regent wurde selbst von einer Art gutmütiger Schläfrigkeit geschaukelt, war wortkarg, ein „Imperativ von Gottes Gnaden“, wenn auch sein Wesen einer entgegengesetzten Natur entsprang. Die Liebe Friedrich Wilhelms zur Armee war unglücklich, denn sie stand im umgekehrten Verhältnis zu seiner militärischen Erkenntnis.

Des Königs kriegerischer Ratgeber war der Herzog von Braunschweig. Als Legitimation konnte der Edle von Geblüt die Teilnahme am Siebenjährigen Krieg vorweisen, an dem er, wie Clausewitz sagt: „aus der Heldenrolle etwas hinaus in die eines klugen und gewandten Weltmannes gedrängt wurde“. Der Talisman dieses Ritters waren die Zeilen eines Gedichtes, die der Verse freigiebig verteilende Friedrich der Zweite auf ihn verfaßt hatte: „O vous jeune héros, dans un âge debile...“

In den Herzog hatte sich das Schicksal verliebt; er war Mode, ein fixer Gedanke der Zeit. Frauen und Männer, Könige und Minister, Rebellen und Konservative waren in ihn

vernarrt; sie proklamierten ihn auf Kredit zum Genie. Zwei Weltepochen stritten sich um diesen Braunschweiger. Die französische Revolution und die Koalierten hatten ihm das Oberkommando angetragen; er entschied sich für die Verbündeten. Die Kanonade von Valmy konnte seinen Ruhm nicht verletzen. Preußen schätzte sich glücklich, diesen „Einzig“ zu besitzen. Man könnte Bände voller Hymnen auf den Herzog ausgraben, in einem Lorbeerwald hätte der Glückliche wandern können. Er war unentschlossen, erschien deshalb vorsichtig; spickte seine Sprache mit Maximen aus Voltaire, man staunte deshalb über seinen Verstand; lächelte, als ob ihm der Ruhm peinlich wäre, und alle gerieten in Entzückung über so viel Bescheidenheit. Da er alle kleinlichen Interessen kannte — der Vielbeschäftigte hatte Zeit, tagelang zuzuhören — war sein Scharfblick sprichwörtlich. Vielleicht kannte sich der Herzog am besten. Dieser Apoll mit dickem Bauch war vor so viel dargebrachter Begeisterung stets elegant gelangweilt, nutzte seine Machtstellung nie ordinär aus; selbst den Soldatenhandel in seiner engeren Heimat betrieb er lässig. Die einzige Huldigung, die ihn wirklich begeisterte, nie ermüdete, war die der Frauen.

Bei Auerstädt empörte sich das Schicksal über die eigene Verschwendung; eine Kugel raubte ihm das Augenlicht und ließ den Schwerverwundeten qualvoll sterben.

Der Herzog von Braunschweig sollte über die Denkschriften Scharnhorsts entscheiden; er billigte die Vorschläge und billigte sie nicht, lobte sie gebührend, pries ihre Einzelheiten, ihre Gedankenblitze, kritisierte sie aufs freundschaftlichste. Der Monarch verlieh dem Verfasser den erblichen Adel, und sein Ratgeber brachte seine Vorschläge sanft und endgültig zu Fall, begrub sie im eigenen Pult.

Scharnhorst hatte die Umorganisierung der preußischen Armee in Divisionen verlangt — wie ehemals in Hannover —

die neuen Aufgaben der Infanterie gezeigt und trat für die sofortige Reorganisierung der Artillerie, für die schnellere Beweglichkeit dieser Waffe ein. Den Vorteil des neuen französischen Heeres sah er in der Tatsache, daß während der Revolutionskriege „aller Mechanismus aufhörte und der gerade Weg des Nützlichen befolgt werden konnte“.

Als Scharnhorst seine technischen Pläne an der Sicherheit der Starrköpfigkeit scheitern sah, suchte er neue Tätigkeitsfelder. Ihm war die Arbeit, was dem Braunschweiger Herzog das Vergnügen. Zwar fehlte diesem Eingewanderten, wie viele Einheimische meinten, die „interieure preußische Kenntnis“, aber vielen imponierte dieser Mann immer mehr, den man nie unbeschäftigt sah, der jede Niederlage auf dem Felde der Bureaukratie ohne Klage und ohne Entmutigung ertrug. Sie wunderten sich. Auch die Ungnädigsten bemerkten, daß seine Mühen nicht der leere Fleiß eines Musterschülers, sondern die Gründlichkeit eines von Ideen und Aufgaben Getriebenen seien.

Der König übertrug ihm die Leitung höherer militärischer Bildungsanstalten und die der Akademie.

Die Änderungen, die Scharnhorst als Voraussetzung praktischen Lernens verlangte — kein Offizier sollte ohne strengste Prüfung avancieren dürfen — wurden nicht genehmigt. Er bemühte sich nun in seinen Vorträgen, die Gedanken der Änderungen, die abgeschlagen worden waren, theoretisch zu verbreiten. Waren ihm die Neuerungen durch das Reglement mißlungen, so sollten wenigstens die Köpfe verändert werden.

Clausewitz, der sein Hörer war, beschreibt den Vortrag des Lehrers: „... Die Gründlichkeit von Scharnhorsts Ansichten ... zeigten sich ... dadurch, daß er nicht, wie die eitlen Systemmacher tun, das Allerneueste der Begebenheiten, wie sie sich auf den ersten Anblick zeigten, zum Werkschuh der Sache machte; Bonapartes Feldzüge

waren damals nur aus Zeitungen bekannt, daher waren es keineswegs die neuesten Feldzüge allein, oder hauptsächlich, die er zu seinen Betrachtungen wählte, sondern die Kriegsgeschichte überhaupt . . . Indem er für einzelne Begebenheiten die umständlichen Züge mühsam herbeitrug . . . suchte er den Vorgang sich vor den Augen seiner Zuhörer gewissermaßen von neuem zutragen zu lassen; nach Art eines Geschworenengerichts stellte er ein ausführliches Zeugenverhör an . . . Kein wegwerfender Blick auf das Alte, sondern ein unbefangenes, ruhiges Auffassen der Eigentümlichkeiten verschiedener Zeiten und Verhältnisse.“

Trotz der durchschnittlichen Unbildung der Offiziere — die meisten kamen als zwölfjährige Knaben in die Armee, kosteten nun statt der väterlichen Rute die Ohrfeigen neuer Vorgesetzter, bis sie selbst mit dem Rang auch das Prügelpatent erhielten, vegetierten als verschuldete Aufschneider auf Kasernenhöfen und in Wirtshäusern — betrachteten manche Soldaten ungläubig das Paradies preußischer Genauigkeit.

Die Vergangenheit läßt sich nicht in Museen erkennen, in denen verrostete Marterwerkzeuge von Greuel berichten; ebensowenig wie man in den Spiegel ganzer Gegenwart blickt, wenn man ein Irrenhaus besucht. Die kollektive Existenz ist nie eine abgeschlossene Tragödie, sondern immer der Anfang eines „unendlichen Romans“. Es gab keine Zeit, die nur aus Tränen bestand. Wie selbst auf den Sträflingsinseln die Menschen ihre glücklichen Stunden haben, so auch in jeder Gesellschaftsform. Lebende denken immer erstaunt, begeistert oder empört über verstorbene Epochen, bedauern es, von ihrem eigenen Verstand nicht etwas den gewesenen Jahrhunderten schenken zu können.

Auch in der Ruhe preußischer Wachtstuben und Kanzleien mußten die allgemeinen europäischen Fragen er-

scheinen und, wenn nicht der Grundeinstellung, so doch der Aufmerksamkeit eine veränderte Richtung geben. Ein Stand, eine Kaste schwimmen nicht in sich abgeschlossen, im Innern unberührt auf dem Meere der Geschichte wie ein Korkball auf dem Wasser.

Der Junker ging ebensowenig immer freiwillig ins Heer, wie der Soldat immer ein Gepreßter war.

Friedrich der Zweite hat oft Patrouillen ins Land geschickt, um nach Adligen für seine Regimenter suchen zu lassen, und die heimgesuchten Familien bewiesen, schwuren und fälschten, sie seien nicht von Geblüt. Mit der wachsenden Entwicklung des Bürgertums drang auch das städtisch-begüterte Element ins Heer ein. Friedrich Wilhelm der Zweite adelte es, um Flecke an der noblen Fassade zu verhüten. Waren die Nichtadligen ungern gesehene Tischnachbarn, die zum Kichern reizten, so zeigten auch die Bürger im allgemeinen gar kein Verlangen nach der Kaserne. Sie hatten das sichere Gefühl ihres Besitzes, auch „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“.

Die Masse, die Mehrheit blieb aber das, was sie unter Friedrich dem Zweiten war: Das Böse, das Feindliche. Man erkannte indes schon ihre Bedeutung. Diese Einsicht war neu, wäre unter dem Regime des klassisch-feudalen Königs unmöglich gewesen.

Einige aus den vorderen gepolsterten Sitzreihen der politischen Bühne hatten bei ihrem Anblick die Entdeckungen Ludwigs von der Marwitz: „Denn was soll es bedeuten, einen faulen Bauernbengel, der gestern noch von seinem Bauer zur Arbeit gestoßen und gehorfeigt wurde, oder einen durchtriebenen Racker aus der Stadt, den die Polizei öfters hat auspeitschen lassen, gleich mit süßer Milde zu behandeln, wie einen gefühlvollen Herrn, und von Ehre mit ihm zu reden, der nur tierischen Trieben zu folgen gewohnt ist?“

Andere aber, so der hohe preußische Offizier Lecoq, hatten nicht die Sicherheit des märkischen Junkers, dachten an die Zerbrechlichkeit des Instrumentes, verschlossen sich deshalb keinem Argument und keinem Gedanken: „Man erblickt — schreibt er — freilich bei einem in Reih und Glied gestellten Haufen . . . nichts als die durch Strenge hervorgebrachte äußere Ordnung. . . . Die inneren Gemütsbewegungen sind dadurch keineswegs erstickt, das Ganze, so maschinenmäßig es aussieht, behält eine Seele, und zwar eine Seele, die nach Rache und Freiheit dürstet.“

Trotz aller strategischen Spielereien der Manövriemeister, die das Wichtigste kriegerischer Kunst in der Terrainlehre, in der Logarithmentafel, in Verpflegungsmagazinen, in der Basis, in Evolutionen, in der Festung oder in der Anzahl der Schritte in der Minute sahen, gelangten einige bis zur Pforte der Probleme.

Aufgabe und Lösung sind immer ineinander verschlungen, liegen nicht getrennt in reinen Formen, jedem sichtbar; vielmehr verstecken sie sich hinter Interessen, Tradition, Gewohnheit, Hoffnung, Klagen und Ängsten.

Der offizielle Armeerahmen hatte für dieses geistige Bestreben wenig Platz. Im Gebäude der Hierarchie bemühte sich die Disziplin, die Gedanken der Individuen ebenso wie die Bewegungen zu reglementieren. Hier hätte keine freie Aussprache die Sicherheit erprobter Überlieferung stören dürfen. Das Militärische vom Militärischen zu befreien, um es lebendig zu erhalten, war eine Aufgabe, die hier weder gestellt, noch erfaßt werden konnte. Die allgemeine Untersuchung wagte nicht, im offiziellen Kreis gewisse Grenzen zu überschreiten, weil man die schiefe Ebene uferloser Diskussionen, den Ausflug in labyrinthische Unsicherheit fürchtete. Und „Wo sitzt die Furcht vor einer Revolution im preußischen Staate?“ — fragte der einflußreichste General, Rüchel, und antwortete — „Ein paar

elende Vagabonden und einige Handwerksburschen zu Breslau werden sie doch nicht formieren“.

Scharnhorst empfand als einer der ersten das geistige Bemühen mancher Führer, versuchte, es aus rein heeres-technischen Banden zu lösen, gedanklich zu vertiefen, philosophisch zu verstehen, historisch zu begründen. Um die Zungen zu lösen, die Köpfe vom Druck der Disziplin zu befreien, um in Muße über militärische Dinge sprechen zu können, die nicht in Akten standen, gründete er aus eigener Initiative eine private Vereinigung: Die Militärische Gesellschaft. Jeder, nicht nur Offiziere, durfte Mitglied werden, sollte sich jedoch vorher mit einer längeren militärpolitischen Arbeit legitimieren.

Ursprünglich war es ein enger Kreis, der sich da traf; er wurde bald erweitert, und Freiherr vom Stein, Gneisenau, Clausewitz und Boyen fanden hier eine Stätte der Auseinandersetzung. Es wurde ein Parlament militärisch-politischer Diskussion. Die Gegensätze konnten sich hier scheiden, die Ideen vergleichen, die neue und alte Taktik Anhänger werben.

Vorträge und Abhandlungen wurden als Manuskript veröffentlicht. Scharnhorst dachte, eine große Zeitschrift gründen zu können. Das war in der Entwicklung des Militärwesens ein unbekannter Versuch. General Rüchel betonte ebenso stolz wie empört, Brandenburg sei ohne „jegliche Publizität“ groß geworden.

„Wie ihr daran sehr übel getan — schrieb Friedrich der Zweite einem Offizier, der ein Buch über Artillerie veröffentlicht hatte — ... denn wenn wir was wissen, so ist das gut für uns und nicht für andere Leute; und die Österreicher, die brauchen das nicht zu wissen, denn sobald eine Sache gedruckt ist, so wird solche auch gleich bekannt und publik und hilft es uns sodann weiter nicht viel.“

Scharnhorst gebrauchte die ganze Kunst seiner Unter-

würfigkeit in der äußeren Form, seine ganze Biegsamkeit, um die Militärische Gesellschaft zu retten. Die meisten führenden Männer kommender Reformjahre gingen durch diese hohe Schule.

Sie gehört nicht weniger zur preußischen Militärpolitik als Jena und Auerstädt.

DIE TRADITION DER MACHT UND DIE POLITIK DER OHNMACHT

„ . . . Aber zuletzt lief ich mit den anderen
davon, in guter Gesellschaft mit Fürsten und
Prinzen.“ Neidhardt von Gneisenau.

Leichter noch als ein Mensch läßt sich ein System kari-
kieren, in seinen Zügen nur das Lächerliche finden; jeder
kann dann an der politischen Fassade nur die grotesken
Bewegungen der sich unentbehrlich dünkenden Individuen,
vom absoluten Nachtwächter bis zum absoluten Monarchen,
betrachten.

In allen Kanzleien der Zivil- und Militärverwaltung
blickt die Eitelkeit in den Spiegel der Zufriedenheit. Und
mögen sie wütend aufeinander sein; die Kabale, die sie
trennt, scheint sie auch zusammenzubinden. Galle, Neid
und schlechte Laune ölen immer die Räder der bürokrati-
schen Maschine.

Wenn ein Jahrhundert alle Namen — bis auf wenige
idealisierte — aus dem Gedächtnis der Welt vertilgt hat,
Tische, Stühle und Tintenfässer die vom Staat bezahlten
Benutzer überlebt haben, dann erscheinen Worte und Ver-
sicherungen um so lächerlicher, je gewaltiger der Hinter-
grund ihrer Zeit sich erhoben hatte. Aber nicht nur die
zukünftigen, auch die in jener Epoche wachsenden Men-
schen, die sich nach dem Schauplatz der Ereignisse sehnten,
hörten die Worte, sahen die Taten der Alten, ohne sie zu
verstehen. Die Individuen begriffen einander nicht mehr;
durch die Klassen- und Schichtenunterschiede drangen die
Ahnungen kommender Jahre, von denen am stärksten
empfunden, die sie noch erleben sollten.

Die Tage wechselten außerhalb der preußischen Grenzen mit fieberhafter Eile ihr Kleid. Noch nie Gesehenes, noch nie Vernommenes erzog die Individuen zum Zweifel, zur Ungeduld und zum Wollen.

Das Erlebnis der einen Generation war der Staat Friedrichs des Zweiten, das der anderen, auch wenn sie diese Tatsache als Verhängnis verfluchte, die französische Revolution. Auf Menschen zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig Jahren, die die leeren Wände des Daseins mit Gedankenbildern zu verzieren beginnen, mußte der jakobinische und bonapartistische Wechsel anders als auf die im Dienst Ergrauten wirken. Die Staatsmänner der alten Epoche waren nicht — wie die Polemik sie sieht — versteinert, nicht von grauem Antlitz und ideenlos.

Sie betrachteten die Revolution in gewissem Sinne richtiger als die jungen; denn sie sahen in ihrem Gang keine Änderung der Welt, vielmehr einen verstärkten Durchbruch alter politischer Tendenzen. Sie liebten nur zu sehr ihre alten Mittel des Angriffs und der Verteidigung; ihr Trieb der Selbsterhaltung konnte nicht zu den neuen Mitteln greifen, überschätzte die Macht des Geldes; sie waren oft der Bestechung zugänglich. Das Menschliche — die Barmherzigkeit mit sich selbst, wenn nicht mit anderen — überwucherte bei ihnen das Politische.

Die Tugend der Freiheit aber — meint der schadenfrohe Talleyrand — ist ebenso streng und humorlos wie ihre Prinzipien.

In Preußen hat von dieser neuen Generation keiner die alte so verflucht wie Freiherr vom Stein. Er charakterisierte kurz vor dem Zusammenbruch, noch als Beamter, seine Kollegen, wie ein Jakobiner die zu köpfenden Würdenträger an der Barre des Tribunals. Der Freiherr verlangte einen philosophischen Verstand, nicht, um über den Dingen zu stehen, sondern, um „in den Zeiten der Tätig-

keit die nötige sittliche Kraft“ zu entfalten, „um die Anstrengungen des Geistes und des Körpers zu ertragen, welche der Drang der Umstände erheischt“.

Über die drei maßgebenden Führer preußischer Politik, Beyme, Lombard und Haugwitz, die das vereidete Kabinett bildeten, schrieb er dem Monarchen: „Der Geheime Kabinettsrat Beyme besaß als Kammergerichtsrat Achtung . . . Das neue Verhältnis, in welches er als Kabinettsrat trat, machte ihn übermütig und absprechend; die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachteilig; seine genaue Verbindung mit der Lombardschen Familie untergrub seine Sittenreinheit, seine Liebe zum Guten, und verminderte seine Arbeitsamkeit.

Der Geheime Kabinettsrat Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft. Seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein; die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt . . . In den unreinen und schwachen Händen . . . eines Roués, . . . ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihresgleichen findet.

Das Leben des mit dem Kabinett affilierten Ministers von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten . . . Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräters, . . . eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings.“

Schrieb Stein diese und ähnliche Zeilen vor Jena, so hat Clausewitz nach Jena in den „Nachrichten über Preußen und seine Katastrophe“ über die militärischen Führer in Gedanken geurteilt, die einige hundert Jahre Zuchthaus wegen Hochverrat ergeben würden. „... Nicht genug, — schreibt dieser spätere preußische General in seinem

klassischen politischen Pamphlet — daß der König selbst mitging, welches schon immer ein Hindernis für den kommandierenden General ist, sondern er ließ sich auch durch den Feldmarschall Möllendorf...begleiten... Mit dem Fürsten Hohenlohe zog als Quartiermeister der Oberst Massenbach, dessen unruhiger Geist und unregelter Verstand dem Übel alle möglichen bösen Folgen gab... General Rüchel..., aus lauter Phrasen und Gedankenbrocken zusammengesetzt... Eine gewisse blitzende und donnernde Soldatenberedsamkeit war in Rüchel fast bis zur Karikatur gesteigert... Der Oberst von Kleist,... der nachherige Kleist von Nollendorf,... weder seine Kenntnisse noch sein Verstand waren umfassend... Generalleutnant von Geusau,... dessen wir nur der Stelle wegen gedenken, die er einnahm, ohne sie auszufüllen... Im... Berg von Papieren verschwanden die letzten Geistes Spuren des Generalquartiermeisters und eigentlichen Kriegsministers... Das Schlimme bei dieser Art von Leuten ist, daß ihre innere Unruhe sie zu einer großartigen Tätigkeit anregt, der ihr Verstand nicht gewachsen ist.“

Der verzweifelte Scharnhorst schreibt seinem Sohn ein Jahr vor dem Zusammenbruch: „Übrigens wünsche ich nicht, daß Du jemals als Soldat auftrittst. Schwerlich würdest Du hier Befriedigung finden. Den Franzosen würdest Du nicht dienen, und die übrigen Armeen befinden sich größtenteils in solchen Verhältnissen, daß auch bei ihnen in der Zukunft keine Ehre zu ernten ist... Die preußische Armee wird vom besten Geist beseelt..., aber... sie kann nicht in der Lage, in der sie ist, in die sie kommen wird, etwas Großes und Entscheidendes tun. Das ist mein Bekenntnis...“

Clausewitz, Scharnhorst und vor allem Stein waren ungerecht, wie jeder im Krieg. Sie führten einen versteckten, gefährlichen, inneren Kampf gegen Vorgesetzte, Gleich-

gestellte und Untergebene, rangen gegen die offizielle Tradition der preußischen Macht, die im Untergehen war, wollten die Gegenwart mit dieser Macht vereinigen und ihr deshalb eine andere Grundlage geben.

Die von Stein beschimpften Räte bürgerlicher Herkunft sympathisierten mit den Wohlhabenden der Städte, deren Manufaktur in der englischen ihre Konkurrentin sah und vor allem deshalb franzosenfreundliche Gefühle hegte. Die Junker aber, die nach London Getreide verkauften, sahen im jakobinisch-bonapartistischen Krieg gegen Britannien ihren eigenen Ruin und deshalb Preußens Verderben. Sie waren trotz aller Logarithmentafeln der Geschichte das wichtigste Element der Veränderung; rebellierten ebenso stumm und stur gegen den König wie ihre Vorfahren gegen Friedrich Wilhelm den Ersten. Sie wollten natürlich den Kampf gegen die Revolution auf Grund ihrer alten Privilegien durchfechten, klagten — besonders die aus dem Osten des Reiches, wie von der Marwitz —, Stein und Scharnhorst seien dabei, aus „unserem alten, ehrwürdigen Brandenburg-Preußen einen neumodischen Judenstaat“ zu machen.

Stein und seine Freunde, meinte von der Marwitz, wollen „... die Revolutionierung des Vaterlandes, ... den Krieg der Besitzlosen gegen das Eigentum, der Industrie gegen den Ackerbau, ... des krassen Materialismus gegen die von Gott eingeführte Ordnung, ... des Augenblicks gegen die Vergangenheit, ... des Individuums gegen die Familie ...“

Und als der Major von Knessebeck die Verstärkung des aktiven Heeres durch eine Landmiliz verlangte, antwortete die allmächtige Militärkommission, „daß es ihr ganz ungreiflich erscheine, wie jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichtes Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer

Verfassung zumuten kann, welche sie zu einer bloßen Landmiliz reduzieren würde“.

Junker und Bürger waren gegen die Armeereform; die Adligen, weil sie den Krieg wollten; die Pfahlbürger, weil sie nur an Frieden dachten; die Bevorrechteten, weil sie der Tradition vertrauten; der dritte Stand, weil er die Änderungen hätte mitbezahlen müssen. Die zum Kampf drängenden Privilegierten erschütterten durch seinen Ausbruch die Grundlagen ihres Seins. Da aber das Handeln zumeist das Denken bestimmt, erkannten während der Katastrophe viele unter ihnen die Notwendigkeit militärischer Umwälzungen.

Jetzt aber meinten sie noch, auf sich selbst vertrauend, mit einem ihrer Wortführer: Solche Generäle wie den Herrn Bonaparte haben unsere Majestät mehrere.

Schließlich hat das Volksheer die „Tapferkeit“ nicht erfunden. Wie das Pferd beim Schall der Trompete wiehert, so brüllt auch der Mut in der Schlacht. Sklaven- und Hörigenheere, Mietsoldaten und nationale Armeen, Freiwillige und Gepreßte haben mit derselben Begeisterung für nichts, für den Sold, für ein Heiligenbild, für eine Landschaft, für den Korpsgeist, für eine Idee oder für die Thronfolge gekämpft. Als Friedrich der Zweite in der Nacht nach der Schlacht bei Kunnersdorf verzweifelte und sich selbst den Tod geben wollte, den so viele unter seinem Befehle am Tage zuvor gefunden hatten, sammelten sich die Soldaten von selbst um ihre Unteroffiziere. Der erstaunte König behielt trotz seiner Lehre, der gewöhnliche Mann müsse den Vorgesetzten mehr als den Feind fürchten, zwölf-tausend Nichtdesertierte. Die Gepreßten waren weniger verzweifelt als die Anführer.

Selbst Bonaparte bestreitet, daß nur das demokratische Volksheer kämpfen könne: „Mazedonien unter dem Nachfolger Alexanders; Asien unter Mithridates; Parthien unter

den Arsakiden; Preußen unter Friedrich dem Großen; Rußland; Spanien in den letzten Zeiten; waren das nicht despotisch regierte Staaten? ... Jede Regierung, die einmal entstanden ist und sich ohne Zwischenkunft einer fremden Macht erhält, ist national.“

Die Armee Friedrich Wilhelms des Ersten, der angeblich die allgemeine Wehrpflicht in Preußen eingeführt hat, war das Resultat des Kampfes mit den Junkern — ein errungener Vergleich, an den die Militärlegende goldene Träume bindet. Der Monarch verbot die Volksbewaffnung, vertilgte auch die letzten Reste der Landmiliz. Der absolute Regent liebte und brauchte keine unkontrollierten bewaffneten Untertanen. Er wollte sein fürstliches Heer haben, proklamierte sich indes nur theoretisch zum Gebieter alles Irdischen, zum Besitzer aller Menschen. „Die ewige Seligkeit ist vor Gott, alles andere aber muß vor mir sein.“ Das „Kanton-Reglement“ war das Gegenteil allgemeiner Wehrpflicht, regulierte jedoch die Werbung, deren Basis die „Freiwilligkeit“ blieb. Die Kapitäne besorgten die Rekrutierung, waren Rattenfänger, die ihre Leute und Kerls nicht nur herbeiflöteten, sondern auch herbeiprügeln. Zumeist waren es Gutsbesitzer, die die Bauernsöhne fingen und um sie stritten untereinander. Das Gesetz versuchte diese Anarchie zu brechen; Friedrich der Zweite übertrug die Rekrutierung einer Kommission. Die Aushebung machte indes so viele Ausnahmen, daß der Rest aus Willkür bestand. Es wurden „Exemtionen“ dekretiert: Nicht „anroliert“ werden durften Wollarbeiter, Beamtenkinder, Manufakturarbeiter, Handwerker und Söhne des Mittelstandes. Die Städte stellten im allgemeinen keine Soldaten.

Die Werbung der Ausländer blieb die Grundlage des militärischen Regimes. Friedrich der Zweite erklärte, eine ideale Kompagnie müsse aus zwei Dritteln Ausländer und

einem Drittel „Einländer“ bestehen. Diese Ausländer wurden zumeist in benachbarten deutschen Ländern rekrutiert. Der preußische Werber war der Propagandist brandenburg-preußischer Unpopularität, Bauern- und Kinderschreck; er benahm sich im Ausland rücksichtsloser als daheim. In Hannover verkündete ein Edikt, man solle diese „Straßen- und Menschenräuber, Störer des Landfriedens, Verletzer der Landesfreiheit . . . totschiagen oder niederschiessen“.

„Höchstens die Hälfte der Ausländer — schreibt der Generalfeldmarschall von Boyen — waren leichtsinnige, aber nicht durchaus verderbte Menschen, während die andere Hälfte aus nichtsnutzigen Wesen bestand, die das Desertieren von einem Dienst zum anderen zum Gewerbe ihres Lebens machten, um sich mit dem neuen Handgeld berauschen zu können . . . Mit solchem Gesindel bei den Fahnen und den unaufhörlichen Exzessen und Diebereien, die sie verübten, verlor nicht allein der Soldatenstand die Achtung seiner Mitbürger, sondern es wurde auch eine gewaltsame Behandlung der Soldaten notwendig oder wenigstens üblich.“

Wen Friedrich der Zweite nicht liebte, den steckte er in die Armee; nicht nur Sachsen und Österreicher, sondern auch seine Kollegen, die deutschen Literaten, wegen „unbefugter Schriftstellerei“. Es werden nicht viele gewesen sein, denn sie mieden das Land; und auch wenn alle geblieben wären, würden sie keine Heldenkompanie ausgemacht haben. Winckelmann fehlte die Statur und Herder der Schneid. Lessing ärgerte dieser Spaß, „Gott — meinte er — hat keinen Witz, und die Könige sollen auch keinen haben“.

Und trotzdem kämpften diese Soldaten, erlitten Verluste, die prozentual größer waren als die der französischen Revolutionsarmeen, hungerten, stürmten mit dem Bajonett,

marschierten Hunderte von Kilometern und schrien oft unaufgefordert begeistert Hurra. Hier herrschte ein eigenes Seelenleben, eine eigene Eitelkeit, ein eigener Korps- und Regimentsgeist, der Ruhm vor dem Nachbarn, der Stolz vor dem Unteroffizier — nicht nur die Angst.

Napoleon, der so viel Enthusiasmus gesehen hat, enthüllt vielleicht dieses Geheimnis aller Zeiten und aller Armeen, wenn er am Ende seiner Laufbahn schreibt: „... In einem Lande, in welchem etwa Bucklige gewöhnlich und zahlreich vorkämen, würde es sich empfehlen, Kompagnien von Buckligen zu bilden; wahrscheinlich würden sie, so in ihrer Eigenliebe angeregt, sehr tapfer sein und ihr Leben gerne opfern.“

Warum sollte nun diese preußische Armee, unter den beiden Erben Friedrichs des Zweiten, wenn auch in Nebensächlichem, aber doch verbessert, nicht mehr die alte Kraft, den alten Elan haben? Nichts täuscht und lockt mehr als die Entfaltung militärischer Kraft, nichts reizt mehr zur Wollust der Sicherheit als glänzende Uniformen auf Paradefeldern. Nicht nur der Feldherr, sondern auch jeder Gaffer multipliziert sich ins unendliche.

Da unten auf dem Manöverplatz bewegen sich Truppen in vollendeter Linie, greifen eine vorher bestimmte Stellung ebenso siegreich wie verlustlos an, sind auf die Minute pünktlich. Eine andere Linie kommt, wie ein Pfad, der sich vom Berg hinunterschlängelt, und zieht sich dann auf vorgeschriebenem Umweg zurück; keiner fällt, keiner strauchelt, die Regelmäßigkeit scheint nie zu ermatten. Das ist kein leerer Traum, das sind keine Schatten, das ist ein rastloses, ruheloses, glänzendes Schauspiel der Macht. Wer will da altgedienten Generälen und stolzen Junkern sagen, dies sei nur eine eiserne Krone ohne Kopf, jeder Schritt vergebens, und alles neige sich dem Ende zu?

„Selbst Scharnhorst — schreibt Oscar von Lettow-

Vorbeck — sah die eigentümliche Kraft der damaligen Armee in der pünktlichen und schnellen Bewegung bedeutender Truppenmassen und rechnete darauf, durch diese Eigenschaft in den großen Entscheidungen das Übergewicht zu behalten.“ Scharnhorst aber, der seit Anfang 1804 in den Generalstab versetzt ist, läßt sich trotzdem von vielgepriesenen Dingen nicht besiegen, wiegt sich nicht im Gottesglauben der Sicherheit; und die gerade Linie der Parade ist ihm nicht die der Welt. „Weder Vernunft noch Erfahrung — meint er — lösen den Wust von Widersprüchen in der großen Kette der Dinge.“

Der neue Generalstäbler sucht das Nervenzentrum der Ereignisse. Hinter den rollenden Energien der anderen läuft sein Gedanke; verstünde er ihren Geist, so wäre die Voraussetzung des Sieges in der praktischen Welt gegeben. Dieses Begreifen ist ein Werk, eine freie Schöpfung der Intuition, der Poesie und der Wissenschaft. So entsteht aus Abstraktem Wirklichkeit.

„Nur die ganze Macht — schreibt er — kann imponieren und zu großen Resultaten führen.“

Wie aber die ganze Macht erfassen? Durch „Religion, Schwärmerei, . . . enthusiastische Verehrung, . . . Liebe, Haß“. Wie ist die Energie gesammelt worden? „Dadurch, — antwortet er — daß nun dem Anführer mehrere und unter Umständen alle Hilfsmittel zu Gebote standen, konnte er mit einem solchen Volke einen Widerstand leisten, der über die gewöhnlichen Kräfte weit hinausreichte . . . Es ist nötig, noch eine Meinung zu berichtigen . . . Sie besteht darin, daß man gewöhnlich glaubt, nur ein großer Mann könne eine seltene oder außerordentliche Anstrengung der Völker im Kriege bewirken . . .; aber in einem Kriege . . . wo die Nation für ihre . . . Unabhängigkeit ficht . . ., da vertritt der allgemeine Wille das, wozu unter anderen Umständen die größte Weisheit erfordert wird.

Man erinnere sich nur an das, was in unseren Tagen geschehen ist: den Widerstand der Korsen gegen die Franzosen; den Widerstand der Amerikaner gegen die Engländer; den Widerstand der Vendée gegen die Republikaner, und endlich den Widerstand der Republikaner gegen ganz Europa. Siegtien sie nicht unter allen Heerführern?“

Er verlangt zwei Jahre vor Jena in einem Bericht an den Herzog von Braunschweig die Miliz. Durch sie, meint Scharnhorst, „würde die preußische Monarchie mit einem Male durch 300 000 bewaffnete Männer verstärkt, wenn man die aquirierten polnischen Länder von der Miliz ausschlösse, so daß sie mit der stehenden Armee 520 000 Kombattanten hätte . . . Sowohl in Frankreich als in England hat erst die Formierung der Nationalmiliz den militärischen Geist der Nation geweckt.“

Er spricht jetzt wie der von ihm sonst bekämpfte Berenhorst, wird aber seinerseits auch bekämpft, vom Braunschweiger Herzog und Vorgesetzten, und leicht besiegt.

Das Berliner Kabinett tastet, von der Ohnmacht verführt, nach allen Seiten, vermeidet jedes Wagnis, lebt deshalb in steter Gefahr, wird von eigenem Mißtrauen mehr noch als von feindlicher Überlegenheit gehetzt. In dieser Lage muß das militärische Verlangen Scharnhorsts wenig faßbar erscheinen, es steht in allen Punkten im Gegensatz zur allgemeinen Politik, ist deshalb unmöglich.

Von der französischen Revolution blieb nur noch der gallische Nationalismus. Aber seine wirkenden Kräfte wollten die wahre Gestalt aller politischen Institutionen sehen; sie durchwühlten die europäischen Kanzleien wie ungalante Plebejer die Kästchen der Dubarry. Die Fülle der Begebenheiten bedrohte nicht nur die inneren Zustände des Kontinents, auch alle Staatengrenzen wurden durch die Bajonette auf ihre Dauerhaftigkeit hin geprüft:

die souveränen Länder Italiens und Deutschlands, Polen, die Türkei, die germanische Reichskrone.

In der Angst denkt jeder legitim, denn jeder will weiter leben, mag er sich dabei auch lächerlich machen. Der Sere-
nissimus von Zerbst beschwor seine Untertanen im Namen
der heiligen Dreieinigkeit, die Franzosen zu verfluchen, und
starb aus Kummer über die Ereignisse. Der Gram machte
ihn zum Märtyrer der Legitimität. Das amtliche Blatt in
Koblenz begrüßte jammernd den französischen Gesandten:
„O Schande, o ewige Schande, die durch kein Blut mehr
abgewaschen werden kann. Ein Spion aus dem Jakobiner-
klub, ein Zögling des Mirabeau und des Necker erfrecht
sich, vor Klemens Wenzelaus zu treten, vor den tugend-
haftesten Fürsten seiner Zeit.“

Aus dem großen Schauspiel des sterbenden Reiches
wurde auf dem Rastatter Kongreß eine Wiener Komödie,
eine Parodie der Tradition. Der österreichische Vertreter
wollte erst durch eine lateinische Note das Zeremoniell
regeln, erklärte, nur unter einem Baldachin sitzend mit
den Franzosen sprechen zu dürfen; versuchte tagelang,
das Bild des Kaisers Franz so zu stellen, daß niemand
seinem Herrn den Rücken kehren konnte. Die frisch ge-
backenen Diplomaten aus Paris lachten sich zu Tod, schrie-
ben, ihre drei kaiserlichen Kollegen repräsentierten die
„närrische Dreifaltigkeit“. Der Vater Metternichs meinte,
der französische Hauptdelegierte besitze die „Quintessenz
eines Flegels“. Dieser „Flegel“ sollte aber in kurzer Zeit
so fein wie die Narren der Dreifaltigkeit werden. Die Politik
der Franzosen auf dem Kongreß übertraf bei weitem den
Länderschacher alter Kabinette, belebte durch die zur
Verteilung gelangte Erbmasse des Reichs den Appetit aller
Zwergdespoten, enteignete viele und krönte neue. Die
Revolutionäre schwelgten wie Neureiche in ältesten Arten
französischer Ausbreitungsmethoden. Sie hatten das Be-

wußtsein ihres Sieges und kannten Europa: Unbestimmte, leicht zu brechende Verträge, nomadisierende Dynastien, zerstückelte Nationen.

Napoleon riet in seinen Erfurter Tagen Talleyrand, in allen Verträgen so viel als möglich von Prinzipien zu reden; denn das verpflichte zu nichts.

Preußen mußte sich an dieser Rastatter Auktion beteiligen. Wenn es nicht genommen hätte, so wäre es genommen worden. Die Tradition, die Größe des Territoriums, die intakte Armee verpflichteten Berlin, wenigstens den Schein einer Großmacht zu wahren. Trotz seines Gebietes schwebte das Königreich in der Luft, weil es, wie die alten Strategen, nicht Eines, sondern Vielerlei wollte, sich in nichts mehr von den anderen deutschen Staaten unterschied. Bis jetzt hatte es ohne den nationalen Gedanken leben können, jetzt aber ging ihm ohne diese Idee der Atem aus. Um neue Luft schöpfen zu können, hätte es innerer Sieger und Besiegter bedurft, erfolgreicher Klassenkämpfe, bewußter Parteien, formulierter Gegensätze. So hielt nur noch die Tradition der Macht den Staat aufrecht und ermöglichte die Zukunft.

Die Grenzen bebten.

Von den Gipfeln der ihm untertänigen Alpen, vom Rhein und von Holland her erschien Napoleon als ein einziger drohender Vulkan, als eine Macht, die sich mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Seiten zugleich bewegt, deren kleinster Stoß die Tiefen aufwühlt, kein feindliches oder gleichgültiges Leben duldend, — eine Masse, ebenso rücksichtslos wie übergewaltig. Diese Stärke hatte ihre Rätsel, ihre Geheimnisse, ihre List, ihre Schwere; sie umklammerte, verbarg zuweilen ihr Feuer, verspottete jede untätige Ruhe. Unmöglich, die genaue Richtung der neuen Elemente vorauszusehen; vielmehr war man nach der Wahrscheinlichkeit berechtigt, alles zu prophezeien.

Da war die Suche nach einem stillen Plätzchen noch das Gegebenste, wie auch die Pflanze aus den Ritzen des Felsens hervorkriecht und lebt.

Wenn der Mann dieser Gewalt vom Frieden sprach, vom Universalreich, von Brüderlichkeit, so mußte er bejubelt werden, — der einzige Ton, den die Ohnmacht gewährte.

„Die Deutschen, — meint Arndt — wenn der Teufel aus der Hölle käme und sich zu ihrem Kaiser aufwürfe, würden ihm eilig einen Stammbaum aufbauen, der seine Berechtigung dazu bewiese, und solange an ihm herumtüfteln, bis er weiß anstatt schwarz wäre.“

Auf der anderen Seite drohte das ewige Land der Barbarei, dessen Scharen eher raub- als kriegslustig waren, Rußland, mit seinen Baschkiren, Tataren und aller Welt „Erlösung“ verkündenden Zaren.

Friedrich der Zweite hatte dieser Macht gegen das Reich und gegen Europa Vorschub geleistet; der Schatten seiner Siege bleibt der moskowitzische Einfluß auf deutschem Boden. Dieser Barbarenstaat übernahm nach dem Siebenjährigen Krieg „die Garantie des Westfälischen Friedens“, konnte durch Preußen Mitteleuropa beeinflussen, lähmen, es mit der Knute Asiens bedrohen. Friedrich wußte vom Charakter dieses Staates. „Das ist eine furchtbare Macht; — schreibt er seinem Bruder Heinrich — Nachkommen der Hunnen und Gepiden, die das orientalische Reich zertrümmerten, könnten sie in kurzer Zeit das des Occidents vernichten . . .“ Sich entschuldigend, sagt der Monarch in seinen Memoiren: „Es gab zwei Möglichkeiten: Entweder Rußland im Weg seiner ungeheuerlichen Eroberungen entgegenzutreten, oder, was vorsichtiger war, zu versuchen, davon zu profitieren.“

Er entnationalisierte dann Preußen auf dem „vorsichtigen“ Wege rein dynastischer Interessen nach der ersten

Teilung Polens. Seine Nachkommen haben gerade diese Regierungsmaxime auswärtiger Politik nicht vergessen.

Die Fragestellung war dieselbe geblieben, nur ist sie komplizierter geworden. Das Gesicht einer neuen, doppelten Gefahr kam hinzu. Verband sich Moskowitien mit Frankreich, so war Preußen der Erdrosselte dieser Umarmung. Kämpften die beiden gegeneinander, so mußten fremde Heere das preußische Territorium durchziehen.

Der junge Zar Alexander lockte in Berlin, vertrat „Menschenrechte“ gegen die Franzosen, wie einst seine Vorgängerin Katherina, die von Zeitgenossen „obligate Heulerin gegen die Revolution“ genannt worden war.

Alexander sprach vom siegreichen Kampf gegen die gekrönten Terroristen, obwohl dieser Monarch in persönlicher Anwendung radikaler als die Jakobiner war; denn diese hatten nur ihren Landesvater, er aber den eigenen umgebracht.

Auf der Bühne des nun erweiterten großen, politischen Welttheaters, auf der neue Glückliche und Unglückliche ihre Szenen spielten, war das preußische Stück nicht die Hauptsache; und besonders Napoleon erschien es nur als Mittel zum Zweck gegen England. Jetzt erst, nach dem Frieden zu Amiens, der eigentlich nie zustande kam, begann das lange Ringen. Britannien, sagt Talleyrand, zwingt Bonaparte, ganz Europa zu erobern. Der äußere Anlaß des Krieges war, wie immer, ein Schönheitsfleck auf der Landkarte, — dieses Mal die Insel Malta. Als ein Redner der Opposition im Unterhaus den Grund der neuen Auseinandersetzung lächerlich fand, antwortete Pitt: „Nein, wir ziehen in den Krieg nicht für Malta allein, sondern für Ägypten; nicht für Ägypten allein, sondern für Indien; nicht für Indien allein, sondern für den sicheren Bestand des britischen Imperiums.“

Deutschland existierte für Napoleon nicht. Einen ernst zu nehmenden Feind sah er nur in Wien. Damit das germa-

nische Element ihn nicht störe, verlangte er von den Habsburgern noch die formelle Niederlegung der Reichskrone. Wie alle Jakobiner hatte er ursprünglich Hochachtung für Potsdam, schrieb noch in späteren Jahren eine lange Abhandlung über die Feldzüge Friedrichs des Zweiten. Die anderen deutschen Fürsten kannte er aus seinem Vorzimmer, verachtete sie als zudringliche Schnorrer. Die vielen Landesherrn gehorchten ihm, wie noch nie einem deutschen Kaiser, hüteten sich wohl, von Privatrechten und Belangen zu sprechen, sahen zum ersten Mal, was eine Zentralgewalt bedeutete.

Wie für Friedrich die Voraussetzung der Militärmacht Schlesien war, so wurde sie jetzt für seine Nachkommen, um sich in Norddeutschland behaupten zu können, das englische Hannover. War aber für Friedrich Schlesien die fixe Idee, die man immer zur Kühnheit und zum Willen braucht, so wurde für Friedrich Wilhelm den Dritten Hannover die ewige Ausrede zur Vermeidung jeglichen Entschlusses. Diese Provinz war die optische Täuschung, die Komödie der Irrungen, der Traum der Sehnsucht preußischer Politik. Napoleon zeigte auf Hannover mit strengem Blick und versprach es nach gutem Betragen. Er wollte Preußen in sein System eingliedern, war bereit, dafür dem König eine norddeutsche Kaiserkrone zu schenken.

„Man hat gedacht und gesagt — schreibt Leopold von Ranke — Preußen hätte sich dieser Übermacht anschließen sollen, um die Herrschaft der Welt mit ihr zu teilen. Aber es würde sich dann nicht allein gegen England, sondern zugleich gegen Rußland und Österreich verpflichtet haben. Ein kecker Abenteurer würde vielleicht darauf haben eingehen können, immer mit dem Entschluß, bei guter Gelegenheit zurückzutreten; aber nicht ein König, am wenigsten ein solcher wie Friedrich der Dritte.“

Napoleon, der ein Sühnedenkmal zum Gedächtnis des

von jakobinischen Klubgenossen geköpften Ludwig errichtete, hätte als Kaiser gern auf einige siegreiche Schlachten verzichtet, um zwei Ahnen von Geblüt zu besitzen. Er beneidete die Könige um ihre Legitimität und verachtete sie wegen ihrer leeren Routine, nannte die Monarchen „Faulenzer“. Der Gedanke, daß sie käuflich, bestechlich, eitel wie jedermann seien, entzückte ihn. Er hatte für sie ein aus Schwäche und Haß gemischtes Gefühl. Wollten die Jakobiner die Monarchen köpfen, so spielte er mit ihnen, machte sie lächerlich, flößte ihnen Angst ein, ließ sie in Unsicherheit, in Ungewißheit, warf sie hinaus, schrieb ihnen Ehen vor, erniedrigte sie zu Bedienten. Und doch hat er unter der Seidendecke einer Habsburgerin die Wollust der Legitimität und nicht die des Fleisches gesucht.

Nach der Abweisung seiner Anträge, nach dem Tanz preußischer Politik, deren Schwierigkeiten und von innen her bedingte Kompliziertheiten Napoleon nicht vor und nicht nach Jena verstanden hat, empfand er für Friedrich Wilhelm den Dritten eine aufrichtige Verachtung. Er wunderte sich, wie die Schwäche so viel Launen in einem Menschen verbinden könne. Die Königin Luise versuchte ihren beleidigten Gemahl zu trösten: „*Car comment voulez-vous que cet être infernal qui s'est aus dem Kot emporgeschwungen sache ce qu'il doit aux roi?*“

„Ich kann — schreibt Napoleon an Talleyrand — keinen echten Bund mit irgendeiner der großen Mächte Europas haben. Der mit Preußen ist auf die Furcht gegründet. Dieses Kabinett ist so verächtlich, sein Herrscher so charakterlos und sein Hof so beherrscht von jungen Offizieren, die auf Abenteuer ziehen möchten, daß auf diese Macht kein Verlaß ist. Sie wird stets so handeln wie bisher: sie wird rüsten und abrüsten, sie wird rüsten, unter Segel bleiben, während man sich schlägt, und sich mit dem Sieger

verständigen ... Ich muß mich vorsehen und auf der Hut sein.“

Was die Welt belebt, belebt auch das Innere des Menschen. Er bringt aber seine eigene Kraft mit ins Dasein, die verlorengeht oder sich festigt. Das Spiel dieser eigenen Kraft mit der Härte der Welt, das sind die unzähligen Schicksale — das Konkrete in der Geschichte. Entkleidet man ein Zeitalter wie das napoleonische des Purpurs, sieht die Schlachtfelder, auf denen vier Millionen verbluten mußten, so zeigt sich die individuelle und kollektive Energie des Widerstandes und des Anpralls. Das Bewußtsein, einer fremden Macht gegenüberzustehen, wurde überall erst in Einzelnen wach, von Einzelnen geweckt. Da ringt ein ebenso scharf denkender wie weich empfindender Organisator, frei von der üblichen Schnauzbärtigkeit seines Berufs, Scharnhorst, ein Bauernsohn, dreißig Jahre lang gegen alle feindlichen Junkerkabalen und Bürokratenintrigen, gelangt in ununterbrochenem, unwahrscheinlich anmutendem Kleinkrieg in die höchsten Militärstellen, wie um sich während dieses Aufstiegs im Kampf gegen die Allmacht einer fremden Diktatur zu üben.

Er ist dabei kein Enthusiast, wird oft vom Widerstand beinahe erdrückt, flüchtet für Tage und Stunden in ein stilles Verzichten. So bekennt Scharnhorst verschiedentlich „... Was ein Mensch in seinen Verhältnissen, in Hinsicht der Wirkung auf andere ..., tun kann, das habe ich getan ...

Wir marschieren unzweckmäßig und timide hinterm Vorhange. Ich bin fest entschlossen, weiter nichts zu dem, was geschieht, zu sagen. Es kommt doch zu spät ...

Man kann aber nicht mehr tun, als die Umstände es mit sich bringen.

Die Unbesorgtheit, die andere haben, die Ruhe, die Zuversicht, mit der sie in die Zukunft hineinsehen, ist mir versagt.“

Indes die Gesamtlage gönnt ihm nicht die Stille des Verzichtes. Empfindungen locken diesen Offizier, Erkenntnis macht den Ehrgeiz zur Pflicht. „Die ungeheure Arbeit und Sorgen, — schreibt er — die jetzt immer noch mir auf dem Halse liegen, da . . . die Armee . . . vermehrt ist . . . Gern wollte ich auf alles in der Welt Verzicht tun, wenn ich sechs Wochen damit machen könnte, was ich wollte.“

Er kann und will nicht alle Zwischenglieder, die in der offiziellen Politik den Ausschlag geben, bejahren, glaubt vielmehr, daß in der gegebenen Lage ein allgemeines Berechnen nur Verrechnen bedeute. Aus den Tatsachen der Vergangenheit, die nun in geordneten Reihen vor ihm marschieren, vermeint er, die Antwort herauszulesen: „Ist es besser, mit Rußland sich zu vereinigen, um Frankreichs Alleinherrschaft auf dem Kontinent womöglich noch zu verhindern, oder mit Frankreich sich zu vereinigen, von dieser Macht ganz abhängig werden (also seine durch den blutigen, sieben Jahre dauernden Krieg erkaufte Selbstständigkeit aufzugeben) und dafür in der Folge (gleich Holland, Spanien, Italien, Bayern usw.) Krieg gegen die nordischen Völker und England zu führen?“

Dieser politisierende Offizier überschreitet bei weitem den Rahmen seines Berufs, verlangt, mit der sich bildenden Reformpartei verbunden, die entscheidende Änderung staatlicher Orientierung: „ . . . Das wichtigste für Preußen scheint mir in diesem Augenblick die ministerielle Veränderung zu sein. Wird Haugwitz Minister der auswärtigen Angelegenheiten, so leidet nicht allein die Achtung des Königs, sondern auch das Interesse Preußens.“

Friedrich Wilhelm hat denselben Haugwitz ins napoleonische Lager in geheimer, viel gedeuteter Mission gesandt. Der Kaiser empfängt ihn zu längerem Gespräch erst nach der Hauptschlacht; denn er weiß, daß sie über Sprache, Ton und Meinung des Berliner Diplomaten entscheiden

wird. Nach dem Tag von Austerlitz oder, wie das Bulletin sagt, nach der Sonne von Austerlitz, führt der Sieger seinem Besucher eine jener meisterhaft inszenierten Wutszenen vor, die der Kaiser als Diplomat auf Kosten umliegender zerbrechlicher Gegenstände spielt, wie um die schlecht friedliche und gut kriegerische Erziehung seiner Armee zu zeigen.

Napoleon braucht Preußen immer noch gegen das eben besiegte Rußland; denn die asiatischen Steppen treiben neue Menschen aufs Schlachtfeld, wie der Fluß Schlamm an die Ufer seiner Mündung. Haugwitz spricht wie ein armer Sünder und verbündet sich mit Bonaparte. In Berlin, wo der russische Einfluß arbeitet, wirbt Alexander — dieser „echte Grieche aus der Zeit des Verfalls des oströmischen Reiches“, wie ihn Napoleon nennt, — gleich einem Verliebten. Der Kaiser der Franzosen würde sicherlich mehr Rücksicht auf Preußen genommen und leicht die Arbeit moskowitischer Verführung gestört haben, hätte er nicht, wie der Brief an Talleyrand zeigt, geglaubt, daß der „Gedanke, Preußen könnte allein gegen mich vorgehen, so lächerlich ist, daß er gar keine Beachtung verdient“.

Preußen steht jetzt mit dem Elan ohnmächtiger Verzweiflung, geplagt vom Fieber eines Kranken, kriegerisch und in offenem Kampfe gegen das Kaiserreich, will dann kurz vor der Schlacht den Frieden, droht und bittet, sendet ein Ultimatum, erwartet trotzdem annehmbare Botschaft. Bonaparte antwortet mit einem Heer und einem jakobinischen Pamphlet. Wie Camille Desmoulins über Marie Antoinette, so spricht auch der Kaiser in seinem Manifest über „Frau Friedrich Wilhelm“, um seinen Soldaten die Schändlichkeit feindlicher Politik, die sich von Amazonen leiten läßt, zu zeigen. Es ist ein Kriegstrick, ein ähnlicher Gedanke wie der, den Scharnhorst als Vorspiel zur Schlacht verlangt. „Die Erfahrung hat gezeigt, — schreibt er — daß man in einer Armee den

Mut erhöht, wenn man sie glauben machen kann, sie sei mutig. Man hat daher Ursache, bei einer Armee alle glücklichen Ausrichtungen, seien sie auch noch so unbedeutend, zu erheben, und besonders im Anfang des Krieges eine jede nur ganz mittelmäßige Tat als eine höchst tapfere der Armee bekannt zu machen und sie gleichsam zu überreden, daß sie sehr tapfer sei. Diese Klugheitsregel ist bei den Franzosen von großen Resultaten gewesen.“

Scharnhorst läßt deshalb auch General Rüchel, bei dem er jetzt den Stab leitet, im Glauben friderizianischer Unfehlbarkeit. Wenn ihm sein Vorgesetzter nur die Möglichkeit zu selbständiger Arbeit gibt, die Freiheit der Leitung, dann darf der angeblich Kommandierende vom Wunder alt-potsdamer Kunst ruhig und ungestört träumen. Dieser Glaube belebt und verjüngt den alten Rüchel. Das System Friedrichs des Großen ist groß, weil Friedrich der Große groß war, und damit basta! „Unsere Armee — schreibt er — ist trotz allem, was da arriviert ist, unverbesserlich, immer noch die erste Armee der Welt.“ Scharnhorst benutzt die leere Aufregung seines Vorgesetzten, um in aller Ruhe zu arbeiten, seinen alten Plan der Heereiseinteilung in Divisionen, aus allen Waffengattungen bestehend, durchzuführen, findet, wie seit zehn Jahren, für jede verlangte Änderung einen Satz aus den vielen Sätzen Friedrichs. Hat nicht der Preußenkönig einst geschrieben: „... Ich weise die erste Attacke dem Freibataillon zu; ich lasse sie anstürmen ohne Ordnung, aufgelöst und tirailierend; je mehr diese das Feuer des Feindes auf sich ziehen, in um so besserer Ordnung können die regulären Truppen angreifen.“ Scharnhorst will ein Jägerkorps weiter ausbilden; in dieser Zeit lebt er im besten Einvernehmen mit dem polternden Rüchel, muß ihn aber verlassen, um als Generalstabsoffizier beim Herzog von Braunschweig Dienst zu tun.

Neben dem in einem vergessenen verträumten Provinz-

nest vegetierenden Gneisenau und dem unglücklichen, in der Spandauer Festung fluchenden Staatsgefangenen Dietrich von Bülow war vielleicht Scharnhorst der einzige, der die Idee neuer Führung vor Augen sah.

„Napoleon kommt immer näher . . . — schreibt er — ich bin gewiß sein tätigster Gegner.“

Im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig galt dieser Generalstabsoffizier — wie Clausewitz überliefert — „... bei denen, die nicht seine Schüler auf der Kriegsschule waren, mehr für einen sehr unterrichteten, langsamen Pedanten, als für einen ausgezeichneten Soldaten . . . Zwar wurde“ Scharnhorst „... der erste Generalquartiermeister... der ganzen Armee für den Feldzug von 1806, aber er war noch zu fremd, und von allen hohen und geringen Mitglidern des Hauptquartierkongresses hatte . . . kein einziger ein Zutrauen der Art zu ihm, wie es hier erfordert wurde. Daher ist auch sein Einfluß als sehr untergeordnet und unbedeutend zu betrachten . . .“

Wäre Bonaparte an seiner Stelle gewesen, so hätte auch er mit den preußischen Gewehren, Kanonen, Soldaten und Offizieren nicht die Niederlage vermeiden können. Das Geniale kann nur gegebene Elemente lösen, binden, gebrauchen, nicht neue erzeugen; es vermag aus dem Nichts keine Welt, kein Werk zu erschaffen. Das fühlte auch Scharnhorst, er sah wohl das Richtige, blieb indes an materielle Voraussetzungen gekettet, die nur große gesellschaftliche Kräfte und nicht versprengte Individuen verändern können. Scharnhorst empfand wie ein Gefangener, der aus dem Fenster seiner Zelle ein drohendes Unglück sieht, es aber durch keine Warnung verhindern kann, vergebens an den Gittern rüttelt, an die Tür verzweifelt klopft. Seiner Tochter bekennt er „Ich bitte, flehe, spotte, poche, tue alles was ich kann, um den Zweck zu erreichen — das ist meine Lage. Nun gute Nacht — Das Herz wird

einem leichter, wenn man seine Leiden . . . mitteilt . . . Was man tun mußte, das weiß ich wohl, was man tun wird, wissen die Götter . . .“

Als die Führer der preußischen Armee sich zu einem förmlichen Parlament versammeln, um jede Möglichkeit in angestrengter kollektiver Weisheit zu beraten — zum „vermaledeiten Meinungspicknick“, wie Phul sagte — der Herzog von Braunschweig glücklich ist, durch die Anwesenheit Friedrich Wilhelms gestört und gedeckt zu werden, der König glücklich, die Verantwortung seinem Herzog überlassen zu können, wird auch Scharnhorst gefragt. Er war gegen den zur Diskussion stehenden Plan seines Generalstabskollegen Massenbach, sagte aber trotzdem, man solle ihn annehmen; denn „es komme im Kriege weniger darauf an, was man tue, als daß es mit strenger Einheit und Geschlossenheit geschehe. Man solle dem Massenbachschen Vorschlag folgen, aber so gleich und energisch“.

Scharnhorst sprach hier den Gedanken aus, den sein Schüler Clausewitz später formulieren sollte: „Im Kriege ist alles einfach, aber das Einfache ist schwer; und nicht zum Einfachen, sondern zum Schweren, d. i. zur Verwirklichung des Einfachen wäre der Feldherr nötig: um den Indikativ der Erzählung in den Imperativ des Befehls zu übersetzen.“

Jeder Beratungskongreß der preußischen Führung endet mit einem Beschluß, weiter zu rekognoszieren, das Gelände und die Stellung weiter zu durchspähen, vorläufig zu warten. Rekognoszieren wurde in der Militärsprache, was im Zivildienst „zu den Akten“ heißt. Napoleon wußte das. „Alle aufgefangenen Briefe — schreibt er — zeigen, daß der Gegner den Kopf verloren hat. Sie beraten Tag und Nacht und wissen nicht, was sie tun sollen.“

In den ersten kriegерischen Tagen breitet sich die Dunkelheit aus; alles wird zum Geheimnis; man späht und erblickt

keine Gegner, sieht keine Bewegung, lauscht nur dem Grauen tödlicher Stille; die ewige Ruhe wird zur Wüste. Inmitten tausender Menschen fühlt sich jeder verloren, verirrt. Das Nichts hat die Seele gefangen, lastet wie ein schwerer Traum. Das Prickelnde des Unbekannten ergreift den einfachen Soldaten während der ersten Märsche gegen den Feind, beunruhigt den Führer, wenn er der Stunde nicht traut. In dieser Einsamkeit und Schwere der Entschließung, vom Bewußtsein übermenschlicher Verantwortung geplagt, rettet nur die Kühnheit eines festen Entschlusses, die Kraft der Unbekümmertheit, das Gefühl des absoluten Wagnisses: Nicht den Gegner suchen — er soll suchen. Nach der feindlichen Hauptstadt marschieren, dorthin wird er kommen; denn er muß sich verteidigen. Kommt er von der Flanke, so beginnt schon vorher die erwartete, entscheidende, gesuchte Schlacht.

„Was?! — fragt Napoleon in einer Polemik — wir sollen am achten Tage unseres Marsches haltmachen?! Wie werden wir aber dann am neunten Tag leben, da wir doch nur mit Nahrungsmitteln für acht Tage versehen sind . . . Werdet ihr . . . den geschlagenen Feind entweichen lassen, ohne den Sieg zu einer Verfolgung mit dem Bajonett in den Rippen des Gegners zu benutzen, um seine Auflösung, seine Niederwerfung zu vollenden, um in seiner Hauptstadt . . . anzukommen . . .“

„Alexander der Große verdient den Ruhm — schreibt Bonaparte, um sich zu begeistern — aber wenn er bei Issus geschlagen wäre, wo das Heer des Darius auf seiner Rückzugslinie in Schlachtordnung stand . . .; aber wenn er bei Arabella geschlagen wäre, wo er den Tigris, den Euphrat und die Wüste hinter sich hatte, ohne Festungen, 550 Meilen von Mazedonien . . . Im Jahre 218 brach . . . Hannibal von Karthago auf, überschritt den Ebro, die den karthagischen Heeren bis dahin unbekannten Pyrenäen, ging über die Rhone, die

Cottischen Alpen . . . Er brauchte fünf Monate, um diesen Marsch von 250 Meilen zurückzulegen, er ließ keine Besatzung in seinem Rücken, kein Depot, bewahrte sich keine Verbindungen, weder mit Spanien noch mit Karthago . . . Die Grundsätze Cäsars sind, . . . seine Kräfte zusammenhalten, keine verwundbaren Stellen zeigen, mit reißender Schnelligkeit an die wichtigsten Punkte eilen; auf moralische Mittel, seinen Waffenruf, den Schrecken seiner Person, auf politische Mittel sich verlassen; . . . auf dem Schlachtfeld alle seine Truppen versammeln.“

Dieser farbige Bogen napoleonischen Gedankens, seine cäsarische Begeisterung hat nicht weniger als die Tirailleurtaktik, als die Kolonne, als die Verpflegung ohne Magazine seine ganz besondere Voraussetzung. Sonst würde sie jeder Feldherr versuchen, da jeder Feldherr den Sieg und den Ruhm will; da noch keiner aus Mitleid, wenn ihm die Grausamkeit Erfolg versprach, einen angefangenen Krieg beendet hat. Die Bedingung dieses schnellen Marsches ist die Selbständigkeit der Unterführung und des einfachen Soldaten.

„Es ist nicht notwendig — erklärt Napoleon — einen Soldaten zu lehren, wie er laufen, springen, sich hinter einem Baum decken soll, aber man muß ihn daran gewöhnen, wenn er von seinem Führer getrennt ist, sein kaltes Blut zu bewahren, sich nicht durch einen leeren Schreck beherrschen zu lassen, sich stets mit den anderen in Verbindung zu halten und sich durch Feuer zu unterstützen, sich zu je vier und vier zusammenzuziehen.“

Der Unterführung wie den Gemeinen war in der preussischen Armee jede Selbständigkeit verboten. Initiative galt als Sünde; denn sie hätte den Guß der Disziplin, die das Heer zusammenhielt, gesprengt. Man kann nicht kommandieren — meint der Feldmarschall Yorck —, wenn jeder Fähnrich wünscht, an seinem alten Regimentskommandeur

zum Marquis Posa zu werden. Hier haben die junkerlichen und die wenigen bürgerlichen Vorgesetzten, indem sie dem Reglement und der Tradition gehorchten, nicht genug getan. Um mehr zu tun, hätten sie strafbar werden müssen. Statt Initiative verlangte man „Tapferkeit“.

Diesem Mangel an Initiative entsprach der „exakte Schlendrian“, der gute Glaube der Strategie, alles berechnen zu können, weil die Unteren in jeder Lage genau gehorchen sollten. Stellungen, zu denen kein Befehl gelangte, galten als verloren. Ordre war wichtiger als Brot und Munition. Die Oberen lebten wie Götter, sie berechneten Schritte, zeigten Bewegungen, immer bedacht, das große Unbekannte, das Wagnis, das allgewaltige versteckte X auszuschließen. Da jedoch noch kein System gefunden war, das alles einschloß, alles wußte, hatte jeder aus der militärischen Hierarchie sein eigenes. Der Körper verlor die Lebenskraft der Nerven, von der Dogmatik zur Strecke gebracht. Die meisten Strategen hatten ihr System, nach dem man Napoleon etwa wie eine Fliege mit dem Hut hätte fangen können.

„Es gibt aber — schreibt Napoleon — durchaus keine knappen, bestimmten Regeln. Alles hängt von dem Charakter ab, den die Natur dem Feldherrn gegeben hat . . ., von der Natur der Truppen, der Waffentechnik, der Jahreszeit und von tausend Umständen, welche bewirken, daß sich die Sachen nie ähnlich sehen.“

Wie sich die Widerstandskraft während der Krankheit erprobt, so bewährt sich auch ein System in seinen Fehlern und Verirrungen, trotz aller menschlichen Unzulänglichkeiten.

Die napoleonische Generalität, die sich auf billigen, für Untertanen berechneten Ölbildern so freundschaftlich zu vertragen scheint, lebte in nicht geringerer Feindschaft als der Stab Friedrich Wilhelms. Waren die preußischen Komman-

dierenden einander sabotierende Kriegsmandarine; führte das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig ein zähes Ringen gekränkter Eitelkeit gegen das Hohenlohes; verzögerte sich auf geheimnisvolle Weise bei Jena die Hilfeleistung des Generals Rüchel für Hohenlohe, so gestalteten sich die Zustände des französischen Kommandos bei Auerstädt, wo Scharnhorst stand, nicht anders. Hinter den Fronten konkurrieren die Generäle miteinander, führen ihren persönlichen Krieg, der in keinem Bulletin verzeichnet ist. Die Befehlshaber gönnen den Kollegen keinen Sieg; am liebsten reden sie tränenden Auges am offenen Grabe des feindlichen Landsmannes. Die Auseinandersetzung verfolgt mit ihrem geheimen Summen jedes Hauptquartier, in dem nicht Angst vor der unbestrittenen Persönlichkeit des Führers die Kabale sich in den Gesindestuben verkriechen läßt.

Bei Auerstädt, in der Nacht vor der Entscheidung, will der Marschall Davout seine Kräfte mit denen des Prinzen Bernadotte vereinigen. Bernadotte haßt aber seinen Kollegen. Jetzt endlich ist der Augenblick gekommen, den „Niederträchtigen“ nicht nur in den Pariser Salons zu schneiden, sondern ihm auch wirklich zu schaden. Leider kann er den „Feind“ nicht mit seinen erprobten Scharen angreifen, vermag ihn jedoch zu sabotieren. Er wäre bereit, tapfer zu sein, Davouts Armee vor Umzingelung, vor Niedergang zu retten, um dadurch die Unfähigkeit des Gegners zu beweisen. Dazu muß er Zeit gewinnen, um vom Verlauf der Schlacht zu erfahren. Der Prinz irrt mit seiner Armee am 14. Oktober in solch geschickten Manövern umher, daß ihm das Kunststück gelingt, weder Franzosen noch Preußen zu erblicken. Er ist wirklich ein Stratege; das Einzigartige seiner Märsche verdient mehrere Ehrenkreuze; sie offenbaren Intelligenz und Entschlußkraft. Ein Adjutant Davouts, dessen Truppen erschöpft sind, hat schließlich den Prinzen doch erreicht. Bernadotte empfängt ihn un-

gnädig, böse, sieht sich beinahe um den Sieg geprellt, brüllt den Offizier an: „Kehren Sie zu Ihrem Marschall zurück! Sagen Sie ihm, daß ich da sei und daß er keine Furcht haben soll. Reiten Sie!“ Er ist da, aber dieses Da ist nicht das Schlachtfeld und wird es auch nicht werden.

Im Rücken der Armee Friedrich Wilhelms führt auch ein hoher preußischer Offizier gegen seine Landsleute in der Schlacht Krieg, General Graf Kalckreuth. Er passiert mit seiner Armee Auerstädt und sucht auf den Hügeln, die den Ort umgeben, für sich und seine Truppen einen guten Platz zum Zuschauen. Der Graf hat 18000 Mann, ist aber bitterböse mit dem Herzog von Braunschweig. Zwanzig Jahre lang hat Kalckreuth in allen Kasinos gegen ihn gewitzelt. So viele Tage kann man nicht an einem einzigen vergessen. Er ist auch gekränkt; denn dank feindlicher Umtriebe führt dieser älteste General nur in zweiter Linie die Reserven. Die Schlacht geht ihn nichts an, er ist mit seinem Ärger beschäftigt, sieht genau den Kampf, betrachtet voll Empörung, wie ungeschickt der Braunschweiger leitet. Das habe ich schon immer vorausgesagt! Kein Bitten und kein Flehen jüngerer Offiziere, den verblutenden Preußen zu helfen, nützt etwas; er bleibt hart, wie es sich für einen Krieger geziemt. Der Graf hätte seine Schmerzen Bernadotte erzählen, mit ihm während der Schlacht Tarock spielen können. Der frisch gebackene französische Prinz war nur weniger neugierig als der preußische Graf, er wollte den Feind Davout überhaupt nicht sehen, während Kalckreuth interessiert auf den „verfluchten“ Braunschweiger herabschaute.

Selbst eine Schlacht, in der 22000 Menschen zugrunde gehen, hat noch Platz für die grinsende Komödie, als ob die Generäle nach dem Vorbild griechischer Legende um eine Helena sich balgten, und nicht uneingeschränkt über Wesen verfügten, die nur eine Portion Leben von der Natur be-

kommen haben, nur einmal sterben können. Eine Helena rettet auch Bernadotte vor dem Kriegsgericht, vor der Wut Bonapartes, biegt seine Karriere wieder gerade und nach aufwärts bis zum schwedischen Thron. Madame Bernadotte, Princesse de Ponte-Corvo, ist nicht nur schön, sondern auch die Schwägerin des kaiserlichen Bruders Joseph. Die Frau war auf der Welt vor jeder Strategie, es ist deshalb auch ihr gutes Recht, jeden Strategen zu besiegen.

Friedrich von Gentz schrieb am Ende seiner durchkosteten und durchdachten Tage, am Schlusse eines langen Lebens, das mit allen Ideen, Helden, Strömungen, Niederlagen, Siegen und Freuden einer ganzen Epoche eng verbunden war, der Freundin Rahel: „Glauben Sie mir . . . Ich bin durch nichts entzückt . . . von der Narrheit fast aller anderen und von meiner eigenen — nicht Weisheit, aber Hellsichtigkeit . . . mehr als erlaubt ist durchdrungen und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen.“

Die großen Gedanken scheinen indes die Menschen, wie der Wind die Blätter, hoch in den Himmel zu heben, zu Boden zu wehen und durcheinander zu wühlen.

Das Schicksal der Schlacht bei Auerstädt, in der Soldaten in heiligem Ernst um jedes Stückchen Gelände rangen und Generäle gegeneinander stritten, entsprach doch einer Idee. Hätte allein die Tapferkeit entschieden, so würden die Preußen gesiegt haben; denn sie verloren vierzig Prozent ihrer Mannschaft, beinahe dreimal so viel als die Franzosen, und sie hatten in dieser einen Schlacht die Überlegenheit der Zahl. Clausewitz rechnet 50 000 Preußen gegen 25 000 Franzosen. Hier messen sich indes zwei Ideen mit verschiedenen Methoden. „Preußen — meint Generalfeldmarschall von Schlieffen — hätte den Feind mit Überlegenheit angreifen können, aber es ging ihm mit einer erheblichen Unterlegenheit entgegen. Man tröstete sich damit, daß im Krieg die Zahl nicht der aus-

schlaggebende Faktor ist.“ Die Franzosen glaubten das Gegenteil und handelten danach. Dieser Gedanke äußerte sich nicht nur in der allgemeinen Kriegführung, war nicht abstrakt; er sprach vielmehr aus jeder einzelnen Schlacht, aus jeder einzelnen Maßnahme — wie ein einziger Tropfen die Zusammensetzung des ganzen Blutes zeigt. Die Preußen operierten auch in der Minderheit, wenn sie die Mehrheit auf dem Schlachtfeld, wie bei Auerstädt, hatten; sie stellten Reserven auf, die überhaupt nicht oder am falschen Ort eingriffen. Diese Vorsicht war Sorge um die Armee, das Bestreben, sie, wenn möglich, unberührt wie eine Jungfrau auf die allerbeste Freiergelegenheit warten zu lassen. Man hatte gegen den Gegner überhaupt nur die Hälfte des Heeres geführt.

„Der Grund — sagt Clausewitz, warum diese Methode Verderben brachte — ist, daß die Schlachten die Wendung des Krieges entscheiden, der Gebrauch der taktischen Reserven aber vor, der der strategischen hinter der Entscheidung liegt. Was würde man zu einem Fuhrmann sagen, der die Hälfte der Pferde vor einem Loch abspannte, um sie zur Reserve zu behalten, wenn die anderen ermüdet sind.“

Der Herzog von Braunschweig, dem die fortwährenden Mahnungen Scharnhorsts, die Reserven herbeizuführen, lästig wurden, entfernte ihn zu Beginn der Schlacht, sandte den Quälgeist auf den linken Flügel, gab ihm den Gruß mit: „Ich mache Sie für alles, was dort geschieht, verantwortlich.“ Hier hatte der Generalquartiermeister gar keinen Einfluß mehr auf den Gang des Ringens; er war ausgeschaltet. Nachdem der Führer des Flügels, General Schmettau, gefallen war, konnte Scharnhorst den Platz erst recht nicht mehr verlassen. Ihn beseelte nicht nur die Wut des Kampfes, auch die Erkenntnis plagte ihn — denn alles, was er seit Jahrzehnten verlangt hatte, fehlte in seinen Reihen. Die Linie der Infanterie blieb allein; keine Reserven, keine ge-

mischten Formationen, keine reitende Artillerie, keine Kavallerie kamen zu Hilfe. 18000 Mann standen untätig da. So hat sich noch selten jemand am eigenen Leibe vom eigenen theoretischen Recht überzeugt. Solch eine Einsicht konnte nie mehr verloren gehen, solch ein Eindruck mußte bleiben, solange Lebendigkeit das Individuum durchzitterte.

„Als einer der letzten — schreibt der einzige marxistische Historiker Deutschlands, der etwas zu sagen wußte, Franz Mehring — verließ Scharnhorst das Schlachtfeld, zu Fuß, wie ein gemeiner Musketier, denn sein Pferd war ihm erschossen worden, aus einer Wunde blutend, deren Schmerzen er nicht empfand; so brannte ihm das Herz vor Scham und rasendem Zorn.“

Dem Herzog wurden beide Augen ausgeschossen; er starb bald danach. Die anderen aber, die Augen und Leben behielten, sahen auch nicht besser. Hatten sich die preußischen Armeen nicht nach vorwärts vereinigen können, so fanden sie sich jetzt in der Flucht.

Vom Tod des Prinzen von Preußen bei Saalfeld bis zur Kapitulation Blüchers hinter Lübeck, einunddreißig Tage lang, verfolgten die Franzosen. Die Gedankenbilder des Spandauer Gefangenen, die Prophezeiungen Dietrich von Bülows, wurden Realität, als ob der Wirklichkeit die Formen ausgegangen wären und sie deshalb einen Schriftsteller plagierte. Bülow hatte Jahre vor Jena, in der „Neuen Taktik des Neueren“, die Wirkung des Tirailleurs auf die Linie beschrieben. Wenn „ohne einen Schuß zu tun bis auf sechzig, ja dreißig Schritt, wenn er dann in holzfreiem Terrain gleichsam von der Oberfläche der Erde verschwände, indem er sich glatt niederwürfe, dann aber ein Ungewitter von wohlgezielten Flintenschüssen emporschickte, deren jeder fast treffen muß — das möchte wohl die sogenannte regelmäßige Infanterie schier aus der Fassung bringen, und die Saldernsche Phalanx würde schwerlich, hätte sie einmal

ein solches Terrain gekostet, zum zweiten Male einen solchen Angriff erwarten“.

Die Trompeten der Franzosen bliesen; die Festungen fielen; die Soldaten desertierten; die Berliner Gassenjungen dichteten ein Sprüchlein auf Friedrich Wilhelm:

„Unser Dämel

Sitzt in Memel.“

„Von den damals in Weimar noch lebenden großen Männern — erzählt Boyen, der dort verwundet lag — hatte die nähere Bekanntschaft Wielands ein großes Interesse für mich. Ich schien ihm auch nicht ganz zu mißfallen. Er sowohl als Bertuch redeten mir mehrere Male zu, die kriegerische Laufbahn ganz aufzugeben und mich den Wissenschaften zu widmen . . . Zu Goethe mochte ich nicht hingehen; teils hatte seine äußere stolze Erscheinung für mich wenig Einladendes, teils lobte er auch in jener Periode die Franzosen mir etwas zu viel.“

Der leichte Weg der kaiserlichen Truppen erschwerte Waffenstillstand und Frieden. Was sollte Bonaparte verlangen? Wollte er heute etwas, die Marschälle brachten ihm schon morgen das Gewünschte. Preußen wurde Faustpfand, Objekt des Austausches in weltpolitischen Kombinationen: es galt, Rußland zum Frieden zu zwingen, England zu treffen.

Im besetzten Berlin loderte ein riesiges Feuer. „Des Abends — berichtet Kants Schüler, Kiesewetter — gewährt das Zeughaus einen seltsamen, schauerlichen, pittoresken Anblick. Die Menge einzelner Feuer, die in dem weiten Raume verbreitet sind und magisch die hohen Gewölbe erhellen, die überall sprühenden Funken, das dumpfe Klopfen der bewegten Blasebälge, die das Gewölbe durchschallenden Schläge der Hämmer, die Arbeiter, welche das Feuerlicht seltsam und schauerlich beleuchtet, dies alles gibt dem Ganzen das Aussehen einer höllischen Werkstatt.“

Das drohende Leuchten dieser Flamme, der aufrüttelnde Lärm des in Berlin arbeitenden Arsensals fremder Jakobiner mit kaiserlichen Masken und Livreen war eine Station am Wege noch ungelöster politischer Fragen. Nach Marengo mußte Bonaparte in Hohenlinden sein, nach Austerlitz in Jena.

Die Insel jenseits des Kanals schien uneinnehmbar, unverletzbar, unerreichbar wie der Horizont. Je klarer man sie sah, um so versteckter war sie, je mehr sie lockte, um so entfernter. Seit zwölf Jahren schon schrien in schnell sich abwechselnden Regierungs- und Diktaturformen die Männer in Paris: Krieg gegen Britannien! Um London zu treffen, ist der Kaiser bereit, sich mit dem Zaren zu verständigen; um diese Freundschaft zu bezahlen, ist er bereit, den türkischen Verbündeten zu bekriegen. Um die Küsten des starren, geduldigen Feindes zu bedrohen, versucht er, sie wie Pestgebiete zu verdammen. Von keiner Küste, keinem Hafen dürfen Schiffe mit Waren, Menschen oder Briefen nach Britannien segeln. Aus Berlin proklamiert er die Blockade, scheint diese Stadt nur darum erobert zu haben, um dem englischen Feind, dem nichts imponiert, den jeder französische Triumph nur um so betriebsamer macht, noch einen Sieg zu zeigen — wie ein Torero in der Arena der unnahbaren Schönen. Deutschland gilt ihm nichts mehr, Deutschland ist in seinen Augen Preußen. Und jetzt, da die Kavallerie Murats in vierundvierzig Tagen eintausend-dreihundert Kilometer Luftlinie siegreich geritten ist, wird Preußen nur noch als Bestechungsfonds für Freund und Feind betrachtet.

Die Schlachtfelder aber haben ihre Geheimnisse, ihre widerspruchsvollen Folgen, die weder die Sieger noch die Besiegten kennen. Der Schauplatz des Kampfes verstummt wie seine Geopferten und gebiert später von niemandem geahnte Formen und Schicksale gemeinschaftlichen Seins.

Der Strategie kennt nur seinen Beruf; er kann vor dem Kampf befehlen, nach der Entscheidung die Fehler errechnen; was aber aus dem Bewußtsein der Verfolgten und Vertriebenen entsteht, das vermag kein Bulletin zu verkünden. Nichts ist sicher im Durcheinander der Erscheinungen, die innere Zusammensetzung der Dinge flicht Schleier, die sich vor kommenden Tagen wie ein Vorhang herablassen. Der Triumph kann den Sieger schwächen, die Niederlage den Geschlagenen stärken. Die Wirklichkeit der Schlacht, die Bestimmtheit ihrer Entscheidung kann durch andere Wirklichkeiten wieder aufgehoben werden, durch die Formen der Produktion, durch die Instinkte, durch die Geographie, durch den Enthusiasmus, durch alle die unzähligen Elemente, die sich eben jetzt zu einem Resultat banden, zu dieser Schlacht führten, ihren Ausgang bestimmten.

Der Boden der Schlacht ist fruchtbar; auf ihm gedeiht der Wille; er läßt ein ausgestreutes Samenkorn des Entschlusses dankbar aufgehen und reifen. Dieser Entschluß ist nicht immer der zur Wiederholung der Kämpfe, sondern kann auch der zur Veränderung aller Bedingungen und Verhältnisse innerhalb einer Gemeinschaft sein. Die kurze, für die Betroffenen entscheidende Vernichtung einiger Stunden: die Schlacht, hat ebenso viele Vergeltungskriege wie Revolutionen geboren.

Dieser preußische Staat wurde in und nach Jena zer schlagen, weil er seinen Stolz darin suchte, „daß er — wie Clausewitz schreibt — keiner Vorbereitung zum Kriege bedürfe, immer gerüstet sei und nur einen einzigen Befehl zu erlassen brauche, um nach vier bis sechs Wochen völlig gerüstet dazustehen. Diese Einrichtungen waren der Triumph Friedrichs des Großen, aber sie bezogen sich auf seine Zeit, seine Gegner, die Österreicher, sein Kriegstheater, Schlesien“.

Auf den langen, labyrinthischen Wegen des Rückzuges, der Flucht, gejagt von den Furien der Angst und der Verzweiflung, mußten gerade die Menschen, die immer wieder versuchten, das Grauen der Panik zu besiegen, weil sie selbst unbesiegt waren, den gesamten Aufbau, die Grundlage der Armee, begierig zu ändern trachten. Außer einigen alten Haudegen, die am liebsten ein Kriegstribunal für eine Viertelmillion Menschen gesehen hätten, waren alle Offiziere, die unter dem moralischen und nicht nur dem physischen Schmerz des Zusammenbruchs litten, zu neuer Erkenntnis gezwungen. In den Reihen der geschlagenen Armee lebte die Partei sozialer Reform nun erst recht auf! Im preußischen Heer verstecken sich die preußischen Jakobiner, hat Bonaparte gesagt. In Frankreich, erklärt er dem General Krusemark, hat die Kanaille Revolution gemacht, in Preußen ist die Armee drauf und dran, es zu tun. Die Offiziere der neuen strategischen Schule hatten sich am besten bewährt, so wie sich die Jäger Yorcks am zähesten geschlagen hatten.

„Nur der Oberst von Scharnhorst — meint Boyen — verdient . . . als . . . eine Ausnahme genannt zu werden. Durch praktische Kriegserfahrung und ernstes Studium gebildet, hat er das Gebiet des Kriegswissens als ein großes zusammenhängendes Ganzes überblicken gelernt . . . Grolmann, Tiedemann, Clausewitz, Oppen und mehrere andere seiner Schüler bewiesen, daß Scharnhorst Feldsoldaten zu bilden, die höhere Kriegesrichtung in ihnen zu entwickeln verstand.“

Friedrich Wilhelm war noch während des Rückzuges, als er die Armee verließ, um sich hinter dem Zaren zu verkriechen, gegen jede Erweiterung des Heeresrahmens. Als in Graudenz die Stände sich erboten, die freiwillige Landesbewaffnung ihrer Kreise durchzuführen, erschrak der Regent und verbat sich die Einmischung in sein Ressort.

Die Launen dieses Königs, der sich hinter angeborener Schwäche verbarrikadierte, konnten jedoch das Reform-

begehren im Heer nicht besiegen, die radikalen Offiziere nicht vertreiben.

Schließlich waren sogar die jakobinischen Königsmörder vor der Revolution, mit Carnot an der Spitze, gute Monarchisten. Für sie galt Versailles, die Tradition und die Lilie der Bourbonen als schönste Zierde gewöhnlicher Geburt. Danton nannte sich d'Anton, Brisseau — de Varville, Roland verlängerte seinen Namen in de la Patrierre, Collot zeichnete de Bois, aus Nicolas wurde Chamfort, aus Caron — de Beaumarchais und aus Fabre — d'Eglantine.

Wenn die preußischen Offiziere nicht offen gegen Friedrich Wilhelm rebellierten, so nur aus Sorge, dieses staatliche Gebilde, als dynastischer Zufall geboren, würde ohne den Monarchen noch schwächer werden. Es hatte ja keine natürlichen Grenzen. Von Grolmann, neben Clausewitz einer der ergebensten Schüler Scharnhorsts, der in jungen Jahren sehr hohe Stellen in der Armee bekleidete, in dem Niebuhr den geborenen Feldherrn Deutschlands sah, ein Mann unergründlicher Energie, im Äußeren, in der Schärfe der Sprache, in der Bestimmtheit des Wollens mit St. Just vergleichbar, meint der ihn verehrende Gneisenau: „Er ist in den krassesten Grundsätzen des Jakobinismus befangen und würde solchen alle blutig aufopfern.“

Die Katastrophe und der Rückzug gaben die Möglichkeiten — vielleicht noch mehr als ein Sieg — zur freiwilligen, individuellen Anstrengung. Ohne das schützende Dach der Disziplin arbeiteten nur die, die sich berufen, auserwählt fühlten. Scharnhorst mühte sich wie ein Mensch, der ein Werk schafft. Enthusiasmus in Momenten leichten Gelingens, Geduld in Augenblicken des Zweifels, Verzweiflung in Wochen der Müdigkeit wechselten miteinander ab, zehrten an den Kräften, die dann wieder am nächsten Morgen aufstanden. Ein Gefühl belebte das andere, die Verzweiflung den Willen, der Wille die Kraft, die Kraft half der Erkennt-

nis. Er redete sich selbst wie den Soldaten seiner Umgebung gut zu. Den legendären Schneid und die Brutalität des Heldentums besaß er nicht.

„Es gehört zu meiner Eitelkeit — schreibt Scharnhorst seiner Tochter — der letzte zu sein, der über die Elbe kömmt, wenn dies noch möglich ist. Übrigens bin ich den Krieg so satt, ist mir alles so unangenehm und fatal, daß ich gerne nicht ferner sagte, daß ich Soldat wäre.“

Aus Lübeck benachrichtigt er sie: „Ich bin gestern abend beim Sturm auf die Stadt gefangen geworden . . . Der General v. Blücher hat heute schon hingeschickt und meine Auswechselung gegen einen Obersten Gérard verlangt. Bernadotte hat eingewilligt . . . Ich litt und leide noch das Doppelte, was andere einfach leiden. Die Last des Ganzen und des Einzelnen. Unsere Offiziere wissen nicht zu kommandieren; nur wenige sind in ihrer Stelle brauchbar . . . Das Gefecht in der Stadt war terrible. Die französische Infanterie focht mit unbeschreiblicher Wut und Bravour . . . Wenn ich nur nicht das Unglück habe, nicht ausgewechselt zu werden. Manchen möchte damit gedient sein, mir aber nicht.“

Zwei Tage später schreibt er der Tochter aus Hamburg: „Ich bin ausgewechselt. General Blücher . . . empfing mich hier mit Tränen. ‚Wie Sie gefangen waren, war ich verloren‘, waren seine Worte . . . ‚Ohne Sie hatte niemand Mut, ohne Sie konnte nichts geschehen‘ . . . Der Rückzug des Korps des General v. Blücher, der allein mein Werk ist, hat mir neues Zutrauen zu mir selbst eingeflößt . . .

Ich habe seit vier Wochen die Schicksale vieler Jahre erlebt und in den letzten Tagen . . . Schreckensszenen gesehen, die selbst dem größten Teil der erfahrenen Krieger zum Glück für die Menschheit unbekannt bleiben . . . Ich mache die Reise von hier nach Königsberg zu Lande, auf offenem Wagen. Ich bin dabei Marodeurs ausgesetzt, aber

was ist zu tun? Sie werden mich doch nur berauben und das Reisegeld nehmen, sonst habe ich nichts als sechs Hemden und ebenso viele Tücher und einen Zivilrock.“

Die erstrebte, versuchte Wissenschaft der Strategie, über die Scharnhorst sein ganzes Leben lang nachdachte, sie immer wieder, immer von neuem zu formulieren trachtete, ist vom Temperament, von den inneren Bindungen, vom Charakter der in ihrem Rahmen denkenden Individuen nicht lösbar. Am allerwenigsten hat sie die unbekümmerte Sicherheit eines Dogmas oder einer Maschine. Nichts kann die Belebung durch den Menschen ersetzen. Die große Armee Sterblicher kann erst recht das Individuum nicht entbehren. „Seit dem 14. sah ich — schreibt Scharnhorst — nur niedergeschlagene Menschen unter den Generälen und Stabs-offizieren . . . Ich habe das Glück gehabt, daß mich der Kleinmut nicht eine Stunde . . . überwältigt hat.“

Er vergleicht sich mit einem Verliebten, meint, seine Arbeit während der Katastrophe sei die Werthers gewesen: „In jenem unglücklichen Zeitraum ging es mir wie dem unglücklichen Liebhaber; er ist tief niedergedrückt, jeder Umstand ergreift ihn, jede Veranlassung ruft neue, traurige Empfindungen in ihm hervor, immer aber strebt er dagegen in dem Innersten des Herzens, immer hofft er, wo nichts zu hoffen ist; immer kämpft er, wo er schon bekämpft ist . . .“

Dieser Soldat hat Gefühle, die nach dem Geist friderizianischen Reglements verboten sind, behauptet, die Niederlage sei „das Schrecklichste, was dem Menschen als Staatsbürger begegnen kann“. Er meint, die anderen, die dieses Gefühl nicht haben, könnten den Zusammenbruch leichter ertragen. Über den Herzog von Württemberg, der das Reservekorps führt, schreibt er: „Württemberg hat sich . . . so benommen wie die meisten anderen mit dicken Bäuchen und dünnen Köpfen.“

Selbst Napoleons Kriegführung war nicht das sichere Rechenexempel einer neu erfundenen Strategie. Bis jetzt hatte er seine Kriege in dicht bevölkerten Gegenden ohne Magazine und ohne Verpflegungssorgen geführt. Die Ausbreitung seiner Macht, seine militärische Schnelligkeit, seine Offensive waren nicht nur von inneren ökonomischen Gesetzen geleitet, sondern auch im fremden Lande an eine gewisse Höhe der wirtschaftlichen Umgebung gebunden. Jetzt plünderten die Verbündeten Friedrich Wilhelms, die Kosaken, Preußen, gaben dem deutschen Osten das Ansehen heimatlicher Wüsteneien. Napoleon hoffte noch immer, alle Schwierigkeiten durch die Beine seiner Soldaten, durch Schnelligkeit, besiegen zu können. Der Winter sollte den Schlamm härten, die Armee beflügeln. „Im Winter — schreibt er seinem Bruder Joseph — sind die Franzosen zu allen Märschen fähig.“ Dem Polen Malakowski sagt Bonaparte:

„Ganz Europa hat dasselbe Klima.“

„Hoffen wir es, Sire“, antwortete dieser.

Der Korse dachte an die klaren, die Erde trocknenden Dezembertage Frankreichs, Italiens und Süddeutschlands; an den blauen Himmel des Januar, an die Frische des Februar, der die schnellen Bewegungen erleichtert; an den lachenden, fröhlichen Winter des Mittelländischen Meeres. Der Optimist des Sieges glaubte, überall scheine die Sonne seiner ersten Schlacht.

So lähmt die Gewohnheit die Intuition selbst des Genies, so wenig kann es eine neue Strategie aus freien Stücken erschaffen; so beschränkt ist der menschliche Geist, daß er wohl imstande ist, einen Gegenstand bis ins kleinste Detail zu durchdenken und doch die Hauptsache, das Nächstliegende, zu übersehen. So kann jeder Bauer dieser östlichen Gegend behaupten, in mancher Hinsicht intelligenter als Napoleon zu sein.

Die russische Grenze zwang Bonaparte zum ersten Male, einen Winterfeldzug zu führen. Schlimmer noch als der Frost bedrückten der Nebel, die Erde, in der die Kanonen totes, unbewegliches Eisen wurden, die erfrorenen, in Nässe zitternden Menschen und Pferde. Die Armee fing an, Wunden zu zeigen, die chronisch blieben, auch wenn sie manchmal verschwanden. Das Elend übertönte mit seiner Stimme, der Wind mit seinem Geheul, die leeren Dörfer mit ihrer Traurigkeit die Marseillaise. Hungerige, Kranke und Verwundete schlichen den Regimentern nach, wie Bettler und Diebe. Vor dem Zustand der Verwundetenpflege schauderte es selbst den Kaiser. Er erklärte ihre Mängel für eine Barbarei.

Am Anfang dieses Feldzugs, an einem grauen, finsternen Dezembermorgen, auf schlammigem Boden, bei Puls, trafen sich die französische und russische Armee. Keine glänzenden napoleonischen Manöver, keine Klarheit der Führung, keine Einfachheit der Bewegung, sondern ein furchtbares Ringen zweier feindlicher Körper in Kot und Schlamm. Hier scheint jede Kriegsgeschichte vergebens gewesen zu sein, jede Lehre verlorene Zeit, jedes Beispiel unmöglich. Hier verzichtet der Tod auf Manövertaktik und Tirailleurs, er nimmt gierig, was er erraffen kann, verhöhnt alle Bücher über Schlachtordnung. In der Dunkelheit der Nacht, geschützt durch den Nebel, ziehen sich die Russen zurück.

Das war nicht Austerlitz und nicht Marengo, das war eine Schlacht, die alles entscheiden sollte, die nach der gepriesenen modernen Theorie alles lösen mußte, und die doch kein Resultat zurückließ.

Die Tage ziehen sich langsam dahin, die Ära der Manöverkriege scheint wieder zu herrschen. Die neue Armee ist aber diese Eintönigkeit nicht gewöhnt, ihr Inhalt rebelliert gegen diese Form, weil diese Form dem Inhalt nicht entspricht. Nicht nur die Soldaten — die Offiziere, die Marschälle und die Prinzen murren. Am Tisch höchster Vor-

gesetzter flüstert man sich Witze zu. Einer sagt, der Kaiser habe sich im Weg geirrt.

„Er hat sich geirrt — antwortet Daru — als er von Berlin wegfuhr.“

Selbst der ergebene, immer stille, nie widersprechende Berthier wagt es, Napoleon von unüberwindlichen Schwierigkeiten zu sprechen.

„Sie halten — brüllt ihn der Herrscher an — wohl nicht mehr aus, möchten wohl in die Seine pissen gehen.“

Pulsk wiederholt sich in Preußisch-Eylau. Der Himmel, das Wetter, der Boden, der Feind haben dieselbe Farbe, es sind dieselben natürlichen Umstände, die die menschliche Energie mit einem Leichentuch bedecken. Fünftausend Preußen unter Scharnhorst ermöglichen den Russen den freiwilligen Rückzug nach der Schlacht.

Scharnhorst wird nach seiner abenteuerlichen Fahrt durch das besetzte Preußen Generalstabschef Lestocqs. Lestocq, den Friedrich Wilhelm liebt, protestiert aber gegen diesen Titel; denn er sieht in Stäben, Landkarten und Berechnungen nur Unfug. Der König ordnet ihm deshalb Scharnhorst bei, nicht als offiziellen Generalstabschef, sondern als „Assistenten“. „Ich werde — schreibt der ‚Assistent‘, bevor man ihm den neuen Rang gab — schon gutes Unterkommen finden. Der Andrang nach vorn ist nicht sehr stark.“ Mit Lestocq lebt er in offenem Kampfe. Der siebzigjährige Vorgesetzte will Herr im eigenen Hause sein, meint, er bediene sich nicht bei jeder Gelegenheit des Generalstabes, da er selten schwarz sehe, vielmehr auch gern etwas wage. Sein Assistent wolle glauben machen, der Stab führe die Armee. „Ich will — schließt Lestocq die Kapuzinerpredigt — lieber schlecht kommandieren, was ich gottlob bis dato nicht getan, als dieses leiden.“

Verzweifelt schreibt Scharnhorst dem König: „Ew. Majestät haben noch einen Rest von Truppen . . . Es ist schreck-

lich, daß sie einem siebzigjährigen, betäubten, gedächtnislosen, in jeder Hinsicht schwachen Mann übergeben sind . . . Ins Detail zu gehen, ist mir unmöglich . . . Ich würde mich verraten, wenn ich nicht den Mut hätte, dies . . . freimütig zu sagen . . .“

Noch nie hat Scharnhorst so jede Reserve verlassen. Er hofft aber nach dem halben Erfolg bei Eylau auf eine Wendung der Dinge. Nach der gänzlichen Auflösung der Armee, nach dem Rückzug überrascht ihn dieser Widerstand. Napoleon ist verpflichtet, ganze und nicht Viertelerfolge, nicht bestrittene Siege zu erringen.

Der Widerstand der mit Russen und Preußen verbündeten Landschaft zeigt vor allem die seelische Voraussetzung der neuen jakobinisch-cäsarischen Strategie, erinnert an ihre Geburt innerhalb der Grenzen Frankreichs als eines Prozesses der Selbstverteidigung.

„Man kann — schreibt ein Offizier aus der bonapartistischen Intendanz — gar keinen Vergleich ziehen zwischen dem Enthusiasmus des Sieges bei Marengo und Austerlitz und dem der Schlacht bei Jena. Die Eindrücke waren ganz und gar verschieden. Marengo hatte Frankreich gerettet, Austerlitz das Kaiserreich und den Ruhm der Nation gerechtfertigt. Der Krieg gegen Preußen war, nach der Ansicht der ganzen Welt, ohne Notwendigkeit begonnen.“

Dies ist zwar nicht die Meinung der Armee, aber die des Hinterlandes. Die Einheit der Empfindung bricht, bröckelt ab. Die neue Strategie erobert. Napoleon entschuldigt sie, behauptet, „jeder Angriffskrieg ist ein Invasionskrieg, jeder gut geführte Krieg ist ein methodischer Krieg. Der Verteidigungskrieg schließt den Angriffsstoß nicht aus, ebenso wie der Angriffskrieg nicht die Verteidigung ausschließt, wenn auch sein Zweck ist, in die Grenzen einzubrechen und in das feindliche Land einzudringen.“

Die Soldaten verlieren aber doch ihre innere Sicherheit,

marschieren nicht so unbekümmert, wie später die bonapartistische Legende singt, wie des Dichters Béranger erfundene Großmutter ihren die Schule schwänzenden Enkeln erzählt. Die Soldaten waren bereit, dem Kaiser zu folgen. Seine Selbstliebe war so groß, sein Egoismus so klar, daß er davon im Lager außer Ehrenkreuzen genug verteilen konnte. Die Truppen tauschten gern den abstrakten Begriff der Freiheit gegen den abstrakten Begriff des Ruhmes ein. Unverwöhnte Proletarier, arme Teufel lockte, da die Empfindungen seit der Ritterzeit dieselben geblieben waren, auch die Gloire. Sie mußte nach schnellem, und sei es blutigem Erfolg dann aber kommen. Allein jetzt, in Preußen und Polen, war das stinkende Lazarettbett wahrscheinlicher als Beute oder die Unteroffizierstresse. „Nach Eßwaren suchende Soldaten — schreibt von der Goltz — schlichen wie Gespenster durch die Straßen. Während des Kampfes setzten sich viele um einer Handvoll Kartoffeln oder eines Tropfens Suppe halber dem sicheren Tod im Kugelregen aus. Gefallene Pferde wurden am Feuer gebraten und mit Gier verzehrt.“

Der Kaiser ritt zumeist nach dem Kampf auf das Schlachtfeld, schon um den Erfolg zu betrachten. Dem Überwinder gehören das Gelände, die Kadaver und die verlassenen Kanonen. Der Anblick dieses Bodens eines fragwürdigen Triumphes war selbst für die grauenerregend, deren Beruf oder Sendung es ist, die Fülle der Lebendigkeit in die Einheit des Sterbens sich ergießen zu lassen. „Man kann — berichtet ein Augenzeuge aus dem kaiserlichen Gefolge — nirgends hinsehen, ohne zwanzig oder dreißig nebeneinanderliegende Tote zu erblicken.“ Die Überlebenden brüllten vor Hunger und Kälte. Die Verzweiflung der Verlassenheit, das Gespenst der Einsamkeit ritt vor dem Kaiser.

Er konnte immer aus begeisterten Rufen schnell errechnen, wie viele Soldaten sich ausheben ließen. Jetzt hörte der Sieger kein einziges Mal „Vive l'Empereur!“ Verwundete

und Sterbende schrien: „Es lebe der Friede!“ Ein Trupp Kavalleristen ohne Waffen rief: „Es lebe Frankreich und der Friede!“ Dieser Ruf war wie der Schimmer einer bisher noch nirgends versuchten und vielleicht undurchführbaren nationalen Verteidigung, welche der Meinung ist, daß die Kreatur, ebenso wie Felder, Städte und Berge, zur Nation gehöre, ihr Leben auch ein Gut sei und deshalb nur der Friede die Verteidigung bedeute.

Der Kaiser jedoch hatte die politische Ansicht, daß der Friede in diesem Augenblick den Krieg im nächsten Jahre bedeute. Dieser Kot, dieser Frost, dieser Hunger durften nicht die Siegesreihe eines Jahrzehnts begraben. Sein Triumphbulletin wurde überall geglaubt; der Kredit war noch so gewaltig, daß seine Unterschrift die Fortune einer Schlacht korrigieren konnte. Die Siegesnachricht beruhigte vor allem die schwätzenden Salons des mürrischen Paris, die jetzt die öffentliche Meinung bildeten, wie ein paar Jahre zuvor das Lager der Fanatiker. Es ist immer der Plebs, der die Meinung macht, sonst würde er nicht so schnell und leicht Anhang gewinnen.

Im Biwak sagte der Kaiser, seine und der Feinde Lage übersehend: „Verdammt! Wenn ich jetzt der Erzherzog Karl wäre.“ Gegen Morgen noch schrieb er an Duroc: „Wir hatten gestern bei Eylau eine sehr blutige Schlacht. Das Schlachtfeld ist zwar in unserem Besitz geblieben, aber wenn die Verluste auch auf beiden Seiten groß sind, so macht die Entfernung die meinigen mehr fühlbar . . . Es ist möglich, daß ich mich an das linke Weichselufer begeben, um in ruhigem Winterquartier gegen die Kosaken und die Schwärme leichter Truppen geschützt zu sein.“

Jetzt, nach dem winterlichen Schneegeköber dieser Schlacht, nach ihrer Kanonade, erinnerte sich Bonaparte des Landes, in dem er stand. Sicherlich, die preußischen Regimenter, die nach kühnem Marsch das Eylauer Feld

betraten, haben seine Meinung über Berlin nicht geändert. Napoleon konnte am wenigsten Jena vergessen! Aber seine Stimmung wurde eine andere. „Ich selbst habe seit fünfzehn Tagen meine Stiefel nicht ausgezogen“, schreibt er seinem Bruder Joseph. Er möchte Preußen gewinnen, meint, der Berliner Thron könne nicht länger vakant bleiben. Das ist eine Drohung und eine Freundlichkeit zugleich. Er instruiert den General Bertrand, der jetzt zu Friedrich Wilhelm fährt. Bertrand soll nach seinen Instruktionen viel reden, noch mehr versprechen, alles, was man hören wolle, durchblicken lassen, indiskret sein, unter anderem sagen, daß der Kaiser jetzt, nachdem er Polen kenne und selbst in Warschau gewesen sei, gar keinen Wert mehr auf dieses Land lege. Schließlich brauche er aber eine Bastion gegen Rußland, und er habe wirklich oft geschwankt, ob Polen oder Preußen sie bilden solle. Freundschaftsbedingung bleibe indes, wenn auch nicht die aktive, so doch wenigstens die passive Resistenz gegen England und Rußland.

„Mein Herr Bruder, — schreibt Napoleon im Begleitbrief des Generals Bertrand an den König von Preußen — ich sende Ihrer Majestät . . . meinen Adjutanten . . . Er wird Ihnen, wie ich hoffe, viel Angenehmes sagen. Glauben Sie, dieser Augenblick ist der schönste meines Lebens; denn ich schmeichle mir, daß er dauernde Freundschaft zwischen uns herbeiführe!“

In dem verlassenem, verbrannten Städtchen seines Hauptquartiers, in Osterode, lebt Bonaparte nicht fürstlicher als Friedrich Wilhelm in Memel.

Über das legendäre Sein dieses letzten preußischen Lebensrestes schrieb der verärgerte Stein an Niebuhr: „Ich verspreche mir nichts von den Ingredienzen de la cour de Memel. Es ist eine geistlose, geschmacklose Zusammensetzung, keiner als der faulenden Gärung fähig . . . Hardenberg scheint

noch einiges Günstige zu erwarten. Ich bewundere seine Langmut, wünsche, daß sie gegründet sei . . .“

Die Schwäche des Königs aber, seine Willenlosigkeit, sein abergläubisches Vertrauen zu dem Zaren sollen seinem Lande einen Dienst erweisen. Er ernennt Hardenberg zum Minister, der ganz entschieden den Vorschlag eines Separatfriedens ablehnt, den weiteren Widerstand diplomatisch sichern will, den Vertrag von Bartenstein vorbereitet. In Bartenstein verpflichtet sich der König, eine kleine, nach Möglichkeit zu vergrößernde Armee in Rügen landen zu lassen und gemeinsam mit den Schweden die Franzosen aus Pommern zu vertreiben.

Hardenberg war im verlassenen Dorf Bartenstein kühn wie Pitt in London. Gegenüber den britischen antinapoleonischen Interessen formulierte er als einziger und erster die antinapoleonischen Interessen Europas. Trotz der augenblicklichen Schwäche, trotz der Trümmer einer Armee, mit raubenden Verbündeten im Lande, sah er nicht nur die geschlagenen Heere, sondern auch die lebendigen Völker. Waren andere nur klug genug, die Übermacht zu sehen, so sah er mehr; er sah auch die Mittel, sich ihr entgegenzustemmen.

Eine Restauration im alten Sinne erklärt er für ausgeschlossen. Als Vertreter des preußischen Staates, ohne Territorium, entwirft er den Plan einer europäischen Wiedergeburt, der ein Jahrhundert lang auf der Tagesordnung steht. Er spricht von der Notwendigkeit des germanischen Körpers für den Kontinent, von der Unabhängigkeit nicht Preußens und nicht Österreichs, sondern Deutschlands, überbrückt den Dualismus der beiden Staaten, meint, die Verteidigung der Grenzen könne nicht Sache der kleinen Fürstenhöfe, sondern nur die Wiens und Berlins sein. Das russische Bündnis ist ihm nur Mittel zum Zweck. Er ist zu diesem Zweck ebenso bereit, ein Bündnis mit Frankreich

zu schließen, hat weder den Fanatismus noch die Romantik Steins, fürchtet nicht krumme Wege, weil er immer genau weiß, was er will; er vermeidet, solange es geht, auf eine Karte zu setzen, weil er vom Erfolg überzeugt ist, erklärt, je schwächer man sei, um so schlauer und vorsichtiger müsse man handeln. Aber diese Schlaueit und Vorsicht mündet in ein großes Bild europäischer Rekonstruktion.

Hardenberg übernahm von der friderizianischen Tradition nicht die politischen Ziele, er erstrebte nur die ehemalige Kraft, wenn auch in einer anderen Richtung. Der Staat besaß vor Jena äußere Macht, die Politik jedoch keinen leitenden Gedanken; jetzt hat er — wenigstens im Gehirn seines augenblicklich einflußreichsten Mannes — eine führende Idee, ohne noch die Macht zu haben, sie zu verwirklichen.

Kaiser Alexander, den die ungeschriebene Verfassung des russischen Absolutismus — der Zarenmord — mehr erschreckte als ihn die geschriebenen Schwüre von Bartenstein binden konnten, schloß aus Angst vor seinen Generälen und in schneller Wendung der Richtung seines Ehrgeizes und seiner Ziele Freundschaft mit Bonaparte, ohne Friedrich Wilhelm auch nur zu verständigen. Die verliebten Augen der Königin Luise störten ihn dabei ebensowenig wie der ihm nachlaufende Hohenzoller. Er schenkte als letzte Gabe den Vertrauensmännern Friedrich Wilhelms einen Rat: „Schmeicheln Sie der Eitelkeit Bonapartes! Es ist mein loyales Interesse für euern König, das mich euch diesen Rat geben läßt.“ Seiner Mutter hatte der Zar schon geschrieben: „Glücklicherweise hat Bonaparte trotz alles seines Genies eine schwache Seite: die Eitelkeit.“

Im russisch-französischen Bündnis werden die schwachen Freunde geopfert. Napoleon opfert die Türkei, Rußland Preußen.

In den Tilsiter Straßen sahen einige preußische Politiker und Militärs das Schauspiel einer grandiosen Macht

— der russischen und französischen. Daß sie sich von ihr nicht haben niedertreten lassen, ist dabei keineswegs das verdienstvollste. Welcher Besiegte ballt nicht die Faust? Seine Schwüre sind Zeichen leerer Ohnmacht, Rhetorik der Schwäche, Poesie der Niederlage. Sie begriffen aber die neue Stärke, und darin liegt das Entscheidende; sie wähten nicht, daß die alte, etwas verbesserte Parade — etwa 73 statt 74 Schritt in der Minute — siegreich die Revanche bringen könnte. „Napoleon — schreibt im Einverständnis mit Hardenberg Freiherr von Altenstein in einem offiziellen Gutachten — hat die bei der Revolution in Frankreich zugrunde liegende Idee der Zerstörung alles Alten und Ruhenden zur Erweckung neuer Kräfte und deren unaufhaltsamen Äußerung beibehalten und deren Wirkung nur auf ganz Europa, oder vielmehr auf die ganze Welt, in anderer Gestalt übertragen.“

Und Scharnhorst, der nach Eylau noch gegen den Frieden war, meint nun: „Ohne einige Jahre Ruhe ist nichts zu tun, ist nichts zu hoffen.“ Für diesen Soldaten ist jetzt das Militärische ganz im Politischen gelöst; es muß von neuem geboren werden aus oft unmerklichen seelischen und materiellen Momenten. Die Aufgabe ist so mannigfaltig, daß sich dafür ins einzelne gehende Regeln nicht finden lassen. Wächst es nicht von selber wie das Leben, dann kann man es nicht befehlen. „Die alten Formen zerstören — schreibt er seinem Freund Clausewitz —, die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht . . . So wird das neue Militär . . . in einem anderen Geist sich seiner Bestimmung nähern und mit den Bürgern des Staates in ein näheres und innigeres Bündnis treten . . .“

Die Tradition der Macht mündet in die Politik der Ohnmacht, um wieder die Schwere wirklicher Macht zu finden.

ROMANTIK UND ARMEE

„Die Vernunft hat wohl Fähigkeit, vorhandene Stoffe zu bilden, aber nicht Kraft, neue zu erzeugen . . .“ Wilhelm von Humboldt.

Die empfindungsreiche, von Bonaparte verbannte Witwe Madame de Staël-Holstein kam aus Paris in den Tempel des Naturkults, um vor den Manen Rousseaus zu knien, die Lehre von dem Gletscher, dem gellend schreienden Hahn, dem bekehrten Löwen, der tugendhaften Armut, dem friedlich bellenden Hund weiter zu verkünden. Als Madame aus der Postkutsche den verschleiert im Mondlicht ruhenden Genfer See, die blauen Schatten der Berge, den verlassenen Landungssteg sah, weinte sie bitterlich. Von Heimweh berührt flüsterte die Leidende: „Oh, um wieviel schöner ist die Pariser Gosse in der Rue du Bac.“

Rousseau hätte seine Schülerin, die dicke Bücher über ihn schrieb, in allen Salons der Hauptstadt in seinem Namen bekehrte, die viel von Morgenglut und Horizont, von Wald und Heide sprach, ins Reich der Ungläubigen verdammt. Madame hatte aber die französische Revolution erlebt. Die Lava aufrührerischer Straßen vermochte den Enthusiasmus für Vulkane zu schwächen und zu ändern.

Ihr Geliebter und Glaubensbruder Benjamin Constant hat auch die reine Lehre des Meisters verletzt — durch eine neue Entdeckung, die deshalb neu schien, weil ein halbes Jahrhundert niemand darüber sprach oder schrieb. In Constants Roman „Adolphe“ liebt der Held seine Eleonore mit der bittersüßen Verzweiflung der meisten Helden. Er spaziert in seinem goldenen Käfig so glücklich wie Rousseau

nach eigener Versicherung in dem seinen. Das ruhige Bild dieser Liebe wird durch keine Eifersucht, keine Sorgen, keine Kabale, sondern durch ein Gefühl Adolphes gestört und mit Verzweiflung umrahmt. Der Held langweilt sich! Er hört in den Armen der Süßen nicht ihr Herz, sondern die Uhr an der Wand schlagen. Die Zeit dringt ein und plagt Adolphe mehr als Leonore es je getan. Seit Werther hatte jeder Liebhaber in der Literatur nur einen Beruf: Lieben! Die Zeit gehörte der Liebe wie der Schatten dem Körper. In der Frühe schon fing der Liebhaber an, die Edle zu suchen, mittags hatte er sie noch nicht gefunden, am Nachmittag sie endlich erreicht, bis zum Abend sie beschworen, in der Nacht, wenn es nicht anders ging, sie voll Sehnsucht sich vorgestellt. Schlafen durfte er auf keinen Fall.

Rousseau wurde durch seine sich gegenseitig köpfenden Anhänger nicht widerlegt; denn die oberflächlichste Idee sprengt leichter eine Tatsache als die fundierteste Tatsache die oberflächlichste Idee. Der Kult des Genfer Propheten hatte einen langen zähen Atem. Er hat vor und nach der Revolution zwei Generationen verschiedene Gedanken und Stimmungen geschenkt, eine fünfzigjährige Epoche entgegengesetzt beeinflußt und geformt.

Jetzt waren seine Schüler in Frankreich Romantiker wie vor der Revolution Rationalisten. Sie flohen vor der Selbstherrschaft, verfluchten den Kaiser. Napoleon symbolisierte so Vieles. Ein Jahrhundert nach seinem Tod streiten sich die Historiker mit Recht noch darüber, ob er die Revolution vollendet oder geköpft, vernichtet oder gerettet hat. Um wieviel mehr mußten ihn die Lebenden von vielen entgegengesetzten Standpunkten aus bekämpfen. Die Literatur irrte mit Chateaubriand in den Wäldern Amerikas umher oder zigeunerte mit Charles Nodier, Benjamine Constant und Madame de Staël durch Europa, verbarg sich vor der ihr fremd gewordenen Armee der Heimat. Die schreibenden

Menschen trauerten an der Schwelle des 19. Jahrhunderts und meinten mit Charles Nodier: „Werthers Pistole und des Henkers Beil haben uns bereits dezimiert. Diese Generation erhebt sich und verlangt Klöster.“

Die talentierte Literatur blieb noch die große Feindin des Imperators. Erst drei Jahrzehnte später sollte sie so romantisch entschlossen für ihn schwärmen, wie sie jetzt romantisch entschlossen gegen ihn pamphletierte. Er hat es gewußt und seinem Polizeiminister mit dem revolutionären Geschmack des Emporkömmlings, der eine Bibliothek neben dem Salon braucht, geschrieben: „Her mit den Dramatikern und Dichtern! . . . Auf das Geld kommt es nicht an!“ Der Plebejer auf dem Thron wollte die Leier hören und wollte sie wiederum nicht hören; denn ihm gefiel doch nur seine eigene Melodie.

Der Diktator liebt, wie der erste Bariton in der Oper, nur seine Stimme, keine andere klingt so schön, und alle sollen sie hören. Der Herrscher hat die allgemeine Dienstpflicht Carnots abgeschafft und die allgemeine Hörflicht eingeführt. Wer nicht liest, der vernimmt den Lobgesang im Gotteshaus. Einige eroberte Banner schenkt der Regent der Kirche von Notre-Dame. Der ehrwürdige Erzbischof von Paris empfängt sie, umgeben vom Klerus, und dankt dafür dem Weltenschöpfer persönlich, um damit zu beweisen, daß Napoleon dessen Werkzeug ist. „Diese Fahnen — sagt der Hohepriester — werden auf dem Gewölbe unserer Kirche Platz finden und unseren . . . späteren Enkeln . . . von der Gunst des Himmels gegen Frankreich, von den wunderbaren Taten unseres unbesiegbaren Kaisers, von seinem Dankgefühl gegen Gott erzählen.“

Der Monarch verlangt den Leib, die Seele, die Religion, die Literatur.

Seit einem Jahrzehnt war die Presse für den Krieg mobilisiert worden, sie operierte oft noch besser als das Heer.

Da sie keinen gedruckten Feind hat, ist der Sieg immer auf ihrer Seite. Jeder Satz dient der Reklame, jeder Aufsatz hat den Zweck, den Leser zu überlisten.

In Preußen will Gneisenau, der an Geschichte glaubt, für zukünftige Historiker sorgen, einen Bund für Aufzeichnung der Wahrheit gründen. „Jedes Mitglied desselben — schreibt er — trüge bei, was ihm Zuverlässiges bekannt würde. In mehreren Exemplaren würde das Gesichtete niedergelegt und folglich der Tyrannei es unmöglich werden, alle zu zerstören.“ Gneisenau fragt melancholisch, „wieviel Edles, Großherziges zu Karthago, in Syrien und am Ponthus gedacht, geraten und getan worden sei“, das die römischen Cäsaren durch ihre Zensur der Nachwelt geraubt haben.

Bonaparte handhabt die Presse als geschicktester Chefredakteur. Er verbietet sie nicht, denn er braucht das Instrument, mischt vor der Erscheinung Wahrheit und Dichtung, rationiert die Nachricht. „Du kannst sicher sein — schreibt er dem Bruder Lucien — daß ich den Wert der Phrase kenne.“

„In Frankreich — befiehlt er seinem Polizeiminister — gibt es nur noch eine Partei. Ich werde es nicht dulden, daß die Zeitungen irgend etwas sagen, was gegen mein Interesse ist . . . Die Herren sind gewohnt, Lügenmeldungen zu bringen; einverstanden. Sie sollen sie aber für mich fabrizieren.“

Keine Balletteuse, keine Operettendiva hat jemals eifersüchtiger auf die „Besprechung“ geachtet als Bonaparte. Wenn er während der Schlacht nie die Ruhe, selten den Überblick verlor, so konnte ihn jede gedruckte Zeile in aufrichtige Wut versetzen. Dann hießen die Kritiker „Ideologen“ oder „Metaphysiker, die ins Wasser geworfen zu werden verdienten“.

Die Diktatur war indes nur zur Hälfte diktiert. Die neue Uniform der Sprache entsprach dem Sieg, färbte die öffentliche Meinung, beeinflusste von oben die Gedanken, die dann

frei spielten, machte die Staatsmoral. Der Diktator hat nur das Jawort der Nation der Kaserne zur Aufbewahrung übergeben, und so wie er die bürgerliche Ehe durch die Perspektive der Scheidung beinahe erträglich machte, hat er seine mit Frankreich als unlösbar dekretiert.

Unter den „Ideologen“ und „Metaphysikern“, die diese bonapartistische Verbindung lösen wollten, ist die nicht nur in der Politik, sondern auch im Leben und in der Liebe tapfere Madame de Staël führend gewesen. Sie war ein Armeekorps der Intrige gegen den Kaiser, verfolgte ihn mit der Wut der Versmähten, mit der Querulanz der Beleidigten und dem Temperament der Überzeugung. Als Bonaparte der erste Mann des Direktoriums wurde, wollte sie die erste Frau des ersten Mannes sein und pries ihm ihre geistigen Vorzüge. Er schwärmte nicht für gescheite Frauen, überließ diese Neigung den Männern, die für ihre eigene Intelligenz kein anderes Forum haben oder eine kleine Unterstützung brauchen. Sie verfolgte ihn aber so zäh in den Pariser Salons, wie sie ihn später in allen europäischen Städten bekämpfen sollte. In der Ecke eines Empfangszimmers belagerte Frau von Staël zum letzten Mal den siegreichen Strategen.

„General, welches ist Ihrer Meinung nach die klügste Frau?“

„Uff — antwortete der Geplagte — die, die am meisten Kinder gebiert.“

Madame de Staël verstand nun, daß sie ihre Feldzüge auf eigene Faust werde führen müssen.

Sie wurde das antinapoleonische Klageweib. Cassandra trommelte die Literatur des Kontinents gegen das Kaiserreich zusammen. Die Verfolgungen spiegelten ihr phantastische Bilder eigener Größe vor. Als sie in Wien war, zog Napoleon auch ein; kaum war sie in Moskau, ritt er auch dorthin. Die Kreuzzüge der großen Armee wurden zu Feldzügen gegen des sel. Herrn von Holstein Witwe.

Die Gehetzte widerstand kühn und entschlossen dem Kaiserreich. Napoleon erkannte staunend ihren Einfluß. „Bis heute — schreibt er seinem Polizeiminister — konnte man sie nur als Verrückte betrachten; aber jetzt ist sie in einem Klatschbund, der die öffentliche Sicherheit bedroht.“

Der Kaiser war nun bereit, ihr, wenn auch nicht seine Arme, so doch die Grenzen Frankreichs zu öffnen. Sie wollte aber nicht, wanderte mit Kindern, Geliebten, Manuskripten, Büchern und falschem Paß von Ort zu Ort. Das Glück mied sie; Krankheiten suchten sie heim. Diese Frau verlor ihre Bequemlichkeit, ihre Eleganz, ihren Wohlgeruch. Als offiziöse Agenten der Geplagten rieten: „Sprechen Sie doch nur ein paar Worte über die Geburt des Thronfolgers, schreiben Sie einige Zeilen über die Zukunft des Königs von Rom“, antwortete sie: „Ich wünsche ihm eine gute Amme.“ Ergreifende Szenen des Leids füllen die Tage dieser einst mächtigen, seit ihrer Kindheit gefeierten Frau.

Als Tochter des Bankiers und Ministers Necker hatte sie allen bittenden, als Genies verummten Schnorrern ein großes Vermögen geborgt, unzähligen Leuten Einfluß, Karriere, Glück geschenkt, viele vor der Guillotine gerettet. In Paris war ihr Schlafzimmer Vorzimmer zur Macht. Generäle und Minister, die viel mit großer revolutionärer Staatskunst protzten, zeigten da erst ihre Kleinkunst. Der einflußreiche Talleyrand hatte nur ihr seine Stellung zu verdanken. Jetzt aber wollte sie niemand mehr kennen. Die von ihr Beschenkten waren verdächtig, mußten durch ordinäres Benehmen ihre Befähigung für die Anstellung erweisen. Sie schwieg, pflegte den Geliebten ihrer unglücklichen Tage, einen schwerverwundeten, invaliden Offizier und beklagte sich nur über die Frechheit unzähliger Spitzel aller kleinen Großen von Napoleons Gnaden. Über die Freunde sagte sie: „Ach, wie bin ich über alle diese Feigheit, die sich in Brustkrankheit versteckt, müde.“ Ihr

Auge aber glänzte ungetrübt durch den Nebel der Qual, die Phantasie schenkte freigebig dieser Verschwenderischen weite Länder. Sie suchte Wege, um nach dem Orient zu entfliehen, wollte neue Farben für ein romantisches Epos sammeln.

Diese sentimentale und trotzdem geistreiche Frau bereist die Länder, die der Kaiser unterwirft, macht ihm den Sieg streitig. Bringt der Imperator eroberte Trophäen, schmückt er die Tuilerien mit fremden Fahnen, die Monumente mit annektierten Bildern und Statuen, so erzählt seine Gegnerin vom Klang fremder Sprachen, von der Farbe des fremden Himmels, vom Denken fremder Völker, von der Geschichte des fremden Bodens.

Sicherlich, diese immer neugierige Besucherin wirkt oft übertrieben, geschäftig, stellt, wie Goethe sagt, viel mehr Fragen, als man jemals beantworten kann, hat schon etwas von der zähen Ungezogenheit eines Reporters. Die Sätze ihrer Interviews können wie Mücken plagen. Da Madame de Staël immer zu glänzen, zu gewinnen gewohnt ist, fragt sie oft nicht, um etwas zu erfahren, sondern um zu sprechen. Sie wird indes von Eile getrieben; denn sie will zeigen, daß der Besieger des Kontinents das lebendige Volkstum der Unterworfenen nicht vernichten kann. Die Weltherrschaft, meint sie, verdorrt den Enthusiasmus, die Idee, das Genie, die Seele Frankreichs. Wohin führt der so teuer erkaufte Triumph, welches ist das Ereignis, das bleibende Erlebnis dieser Energien im Reich der Vernichtung, was vermag der Übergewaltige? „Er wird — antwortet sie — nur die Spuren einer sandigen Flut, unfruchtbar wie die Wüste, hinterlassen.“

Mag sich die entschlossene Gegnerin des gebietenden Emporkömmlings fundamental geirrt und die Folge seiner Siege nicht gesehen haben, für sie war nur die Macht des Friedens und nicht auch die des Krieges gestaltend. Sie



Frau von Staël

Nach einem Gemälde von Fräulein M. E. de Godefroy
im Musée de Versailles

baute deshalb zwei einander sich ausschließende Welten auf. Die Schlacht war der Pazifistin nichts als eine ebenso willkürliche wie strafbare Entgleisung der Sklavenhalter. „Napoleon, — schreibt der ahnende, schnurgerade denkende Ernst Moritz Arndt, — der sich durch das Blut und Elend von Hunderttausenden so großspielt, muß den Gegenwärtigen zu Gericht stehen. Gerechter wird ihn die Nachwelt beurteilen“.

Die handelnden Menschen sind keine angestellten Geschichtsphilosophen. So lag auch nicht in der Weitsicht die Bedeutung der Frau von Staël, vielmehr darin, daß sie eine europäische Stimmung symbolisierte, vermittelte und übertrieb, wie Napoleon die kriegerische Macht. Diese Täuschungen sind Notwendigkeiten. Nur, indem Individuen, Schichten, Klassen und Nationen den Rahmen der Möglichkeiten überschreiten, ins Land der Träume kühn eindringen, verändern sie die Bedingungen und Formen des allgemeinen Lebens. Aus den Büchern der Madame de Staël strömte ebensoviel Widersprechendes, das sie nicht ahnte und nicht wollte, wie aus den Feldzügen ihres Feindes.

Wie zur anerkannten Wahrheit einer Epoche ihr Gegensatz, zu ihrer Tatsächlichkeit auch ihre Illusionen, zu ihren Herrschenden auch die Beherrschten, zu ihrer Macht auch ihre Ohnmacht, zu ihrem Sieg auch ihre Niederlage gehört, so Madame de Staël zu Napoleon. Alle diese Gegensätze zwingen einander Ziele auf, stoßen und drängen sich im Raum und in der Idee. Deshalb hat Benjamin Constant mit vielen melancholischen und doch nicht untätigen Betrachtern seiner geängstigten Jahrzehnte gefragt: „Gibt es inmitten des Wirbels, der uns mit sich fortreißt, einen Ast, an dem uns festzuklammern wir uns verwegen weigern dürfen?“

Das französische Kaiserreich sieht nur die Macht. In den Wäldern verstecken sich die Deserteure, auf der Börse

spekulieren die Getreidewucherer mit napoleonischer Unbekümmertheit, durchkreuzen mit der Strategie großartiger Schiebungen die Feldzugspläne des Gebieters, zwingen ihn, den russischen Feldzug zwei Monate später zu beginnen als er wollte. In Paris bereichern sich die Kriegslieferanten, bilden die Grundlage des neuen Reichtums und der neuen Moralität. Auf dem platten Lande freuen sich die Bauern ihres nun gesicherten Besitzes, verwandeln sich aus raubenden, anarchischen Mordbanden terroristischer Jahre in Stützen der Gesellschaft. Und in den Schulen begeistern sich die Kinder an Schlachtenmärchen aus besiegten Ländern. „Der Krieg — schreibt Alfred de Vigny, sich seiner Jugend erinnernd — beherrschte das Lyzeum. Der Trommler übertönte die Stimme der Lehrer und die mysteriöse Sprache der Bücher, die uns kalt und pedantisch anblickten . . . Kein Nachdenken konnte für lange Zeit Köpfe fesseln, die durch Kanonenschüsse und Tedeum verkündende Glockentöne verlockt waren . . . Wenn einer unserer Brüder, erst seit ein paar Monaten aus der Klasse entlassen, in Husarenuniform, oder den verwundeten Arm in der Binde, zurückkehrte, so schämten wir uns unserer Bücher . . . Die Lehrer lasen die Bulletins der großen Armee vor, und der Ruf ‚Es lebe der Kaiser‘ störte die Lektüre Tacitus‘ und Platons . . . Die Studienzimmer ähnelten den Kasernen, die Pausen den Manövern, die Prüfungen den Revuen.“

In dieser Lage, in der die Reichen an Krieg und Ruhm interessiert waren, weil sie reicher wurden, und die Armen, weil sie kämpfen durften, erzählte Madame de Staël von Deutschland und Italien, ohne Bonaparte auch nur zu erwähnen. Sie singt von den Gräbern, Kirchen und Palästen Roms, von bunten Volksfesten an südlichem Strande, vom Ruhm und vom kampflosen Glück Italiens. Statt „Vive l'Empereur!“ ruft die idealisierte Masse ihres Werkes „Vive

Corinne! Vive le génie! Vive la Beauté!“ Dieses Buch war eine Beleidigung Frankreichs; denn es schwärmte für ein fremdes, unterworfenen, durch Kriegskontributionen ausgepreßtes Land; es verletzte die Eitelkeit glorreicher nationaler Tage; es blies in das Kerzenlicht allgemeiner Freude, in den Jahrmarktslampion der Festwoche. Auch die Schrift über Deutschland erwähnt nicht den Kaiser, erzählt vielmehr von der friedlichen Entwicklung deutschen Geisteslebens, vom Einfluß Spinozas, beschreibt den Weg von Leibniz bis zu Goethe, schildert die idealistische deutsche Philosophie, staunt über die Mannigfaltigkeit der literarischen Versuche und Werke, — entwirft ein bis dahin unbekanntes Bild Germaniens.

„Ihre Verbannung — schreibt der Polizeiminister an Madame de Staël — ist eine natürliche Folge der Richtung, die Sie in den letzten Jahren konsequent eingeschlagen haben. Es scheint mir, als gefiele Ihnen die Luft dieses Landes nicht. Gottlob sind wir noch nicht darauf angewiesen, unsere Vorbilder bei den Völkerstämmen suchen zu müssen, welche Sie bewundern. Ihr Werk ist nicht französisch.“

„Ihre Mutter — erklärt Savary, der Herzog von Rovigo, dem Sohn der Madame de Staël — muß sich für oder gegen den Staat entscheiden . . . Sie tut deshalb unrecht, die Preußen zu loben. Eher wird man Muskatwein aus dem Saft unreifer Trauben als Menschen aus diesen Preußen machen.“

Die Schrift der Frau von Staël stimmte nicht mit dem Bild überein, das in Frankreich der Spießbürger kannte. Jede Nation lebt für gewöhnlich in den Gedanken der anderen als Karikatur. Der Nachbar ist, wie es gerade in den politischen Kram paßt, entweder „entnervt“, wälzt sich im Lotterbett der Sünde, oder steht da als Herkules, mit furchtbaren Keulen bewaffnet, wartet nur auf den Schlaf der Sanften, um sie meuchlings zu erschlagen. So hatte das

Paris des 18. Jahrhunderts die Vorstellung von Deutschland: In Potsdam herrscht ein philosophischer Satrap und spricht mit französischen Literaten französisch. Einige hölzerne Fürstenpaläste im übrigen Territorium bemühen sich, Versailles nachzuahmen; die Zeremonienmeister verschwenden viel Puder und führen Racine und Corneille auf. In Königsberg wohnt ein Philosoph, der, einem on-dit zufolge, sehr schwere Bücher schreibt, deren Tiefe nur durch Langweile gemessen werden könne. Und Goethe hat einen guten Roman geschrieben, dessen Held so liebt, wie nur ein Schüler Rousseaus lieben darf.

War das Werk „nicht französisch“, wie der Polizeiminister meinte, weil es Bonaparte nicht pries, so war es dennoch französischer als der Zensor glaubte, nur anders französisch. Das Buch entsprach einer Stimmung, die kommende Zeiten ahnte: die Küste am Meer wechselnder Empfindungen, die zwei Jahrzehnte Krieg und Revolution malerisch färbten, der Strand, an dem die Enttäuschten wandern sollten. Man nennt diese Stimmung und Richtung Romantik. Sie ist indes nicht nur an dieses Zeitalter gebunden; in dieser Epoche wirkte sie nur am entscheidendsten und am sichtbarsten. Sie enthält ewige Elemente menschlicher Sehnsucht, ist eine individuelle Rebellion gegen den Tod und gegen das Leben; bedauert, daß die Sonne nicht nur die purpurnen Farben ihres Unterganges hat, die Geliebte nicht immer wie am ersten Tag erscheint; begreift nicht, daß auch ein Cäsar eine Glatze bekommen kann, daß gelebte Jahre Falten in das Gesicht eingraben. Sie hört in jeder Melodie Traurigkeit, sieht heute den Menschen als Gott, und morgen schwindelt ihr vor der Kleinheit der Kreatur; sie ist nervös wie die Sehnsucht, ungeduldig wie die Erwartung, übertreibt indes mit Vorliebe nichtgesehene Dinge, und sie hilft dem Denken, weil sie die Empfindsamkeit leitet. Sie ist aber auch von der Klassik, von den strengen,

klaren Linien und Konturen der Antike nicht zu trennen; denn die nachempfundenen Bilder Griechenlands sind auch romantisch. Die Franzosen Ludwigs XIV. stellten sich unter Jupiter ihren König mit der Perücke und dem eleganten Degen vor. Und selbst Napoleon, den alle Romantiker bekämpften, träumte vor Moskau und in Ägypten romantisch. Er indes konnte sich als einziger den Luxus der Romantik sowie den der Freiheit in seinem Reich erlauben; denn die anderen mußten exerzieren. Er verletzte alle Arten der Sehnsucht, außer der nach Tressen, und verscheuchte damit den Geist der Lebendigkeit.

Politisch begleitet die Romantik jede Oppositionspartei und verläßt die Revolutionäre nicht, auch wenn sie an der Macht sind. St. Just, der als Klassiker in den Geschichtstabellen notiert wird und von revolutionären Oberlehrern Note Eins bekommt, erklärt im Konvent: „Die Welt ist leer seit den Römern, und nur die Erinnerung an jene erfüllt sie und prophezeit noch die Freiheit.“ Viele Romantiker haben, ohne einer Armee zu befehlen, vor der Geliebten kniend, dasselbe gesagt, nur statt der Römer die Griechen ersehnt.

Die Romantik definiert jeder anders, weil sie die Dämme aller Systeme brach, alle Theorien vermischte, die augenblickliche Stimmung zum Lehrsatz, das augenblickliche Gefühl zum Axiom erhob.

Dieses Durcheinander seufzender, traumverlorener Stimmen gehorchte aber doch, so willkürlich es erschien, Gesetzen, wie auch der bunte Kristall sich nach der Symmetrie formt. Darum half diese Stimmung das allgemeine europäische Leben verändern.

Die große Hoffnung der Revolution mündete in die große Enttäuschung der Romantik. Die Enttäuschung will sich aber aufheben, braucht neue Hoffnung. Sie setzt, um seufzen zu können, ein Ideal voraus. Novalis meint, wie jeder

Durchschnittsrevolutionär, daß „eine neue goldene Zeit, mit dunklen, unendlichen Augen, eine prophetische, wunder-tätige und wunderheilende, tröstende und ewiges Leben ent-zündende Zeit kommen werde“.

Die europäische Kultur schmachtete nach Bitternissen; der Karneval der Vernunft mußte ein Ende nehmen; man hatte zu viel Fleisch gerochen, wollte nun wieder den Duft der Heiligkeit atmen. Die Kost wurde zu einförmig, der Witz zu kühn, die Analyse zu stolz. Die Epigonen Voltaires machten sich das Leben zu leicht, wurden leere Vernünftler mit der sicheren Erhabenheit der Menschen, die jede Ecke des Universums wie ihr Taschentuch kennen. Alle Geistes-richtungen, die das Pech haben, die Vorherrschaft zu ge-winnen, verflachen, verarmen wie ein Schatz, von dem jeder nimmt und zu dem niemand etwas hinzufügt.

Rivarol, auch ein Schüler Voltaires, der nicht romantisch träumte, sondern rationalistisch dachte, spottete deshalb über die Schüler seines Meisters. „In der Politik — schreibt er —, beim einzelnen Menschen und in der Satzbildung muß alles eine gewisse Proportion haben. Man kann nicht sagen: Ich sah einen Floh, wie er sich in seiner ganzen Länge nieder-legte, trotzdem das bei einem Floh ebenso wahr sein kann wie bei einem Kalb . . . Unter dem Vorwand, daß Quellen das Wasser mit Beschlag belegt haben, habt ihr sie zerstört. Das Wasser ist nun verlorengegangen.“

Und jetzt, da nach allen Heiligenkalendern ganzer und halber Atheisten die Kreatur stolz und befreit in wunder-baren Gebäuden wandeln sollte, stand sie so allein und ver-lassen wie vor der Revolution. Der Mensch blieb Mensch. Ein Tropfen, meinte einst Pascal, genügt noch immer, ihn zu vernichten. Die Bahn war frei? Wie viele konnten schon Kaiser werden! Napoleon hat nur den Ehrgeiz auf-gestachelt und nicht jedem aus der Schar der Unzufriedenen einen Tag lang seinen Thron geborgt. In diesem Wald sich

verschlingender Ambitionen konnten nur wenige ihr Ziel erreichen. Wie die Wilden gegen ihre Götter, die Revolutionäre gegen die Aristokraten, die Aristokraten gegen die Aufrehrer, so ballte man jetzt die Faust gegen die „souveräne Vernunft“.

Auf dem Boden lagen die Blätter einst geliebter Bücher. Der Herbst färbte Menschen und Dinge in vergoldeten Farben der Traurigkeit. Es wanderte der Einzelne in unsicherem Tal; der kalte Wind trieb ihn in Ecken, zwang ihn, vor dem Altar zu knien. Die Melancholie tropfte wie der Regen vom Himmel. Wer träumt mehr als der traurige Mensch? Das Herz verlangte unbekannte Gegenden, ersehnte die Sphäre eines anderen Daseins. Das einzig Sichere blieben die Ruinen. „Jeder — sagt Chateaubriand — wird durch sie gelockt. Dieses Gefühl spiegelt die Zerbrechlichkeit unserer eigenen Natur wieder, entspricht der geheimen Ähnlichkeit zwischen den vernichteten Monumenten und der Vergangenheit unserer Existenz, tröstet uns in der Traurigkeit — denn da sehen wir ganze Völker vergehen und begreifen unsere eigene Kleinheit.“

Die Ideen von gestern waren tot; Trümmer und Legenden der Jahrhunderte wurden lebendig; und da die Toten immer in der Mehrzahl sind, siegten sie über die Lebendigen.

„Die ‚Idee‘ — schreibt Karl Marx — blamierte sich immer, soweit sie von dem ‚Interesse‘ unterschieden war. Andererseits ist es leicht zu begreifen, daß jedes massenhafte, geschichtlich sich durchsetzende Interesse, wenn es zuerst die Weltbühne betritt, in der Idee oder Vorstellung . . . sich mit dem menschlichen Interesse schlechthin verwechselt.“ Dieser Abschied vom Bild des gefeierten Jahrhunderts, von diesem großen Gedanken allgemeiner Gleichheit des Menschen und seiner Bedürfnisse, von dieser stolzesten aller Abstraktionen zauberte über Europa einen Himmel der Melancholie, ließ überall die Leier denselben Ton anstimmen.

Die Deutschen haben diese Stimmung nachempfunden; sie verspürten den Katzenjammer der Revolution, ohne vorher die Freuden genossen zu haben, das reiche Silbergeschirr ihrer Feudalherren zu verteilen. Die deutsche Literatur, die deutsche Philosophie haben der französischen Revolution einen unendlichen Kredit geschenkt. Sie öffneten weit ihr Herz, dichteten ihre schönsten Hymnen. Die meisten Literaten frohlockten wie der Freund Klopstocks, Kramer, von dem der Schwede Brinckmann schrieb, daß er „der glücklichste und unerschütterlichste Bewunderer alles dessen sei, was für oder gegen die Freiheit geschieht, wenn nur der Befehl dazu auf republikanischem Stempelpapier gedruckt wird“. Da aber die Revolution nicht durch eine undefinierbare Humanität, sondern durch eine reale Macht stark war, mußten die Quittung für so viel Liebe französische Besatzungstruppen sein.

„Philosophische Systeme — sagt Adam Müller — zerbrochene Kronen, republikanische Konstitutionen, theophilantropische Pläne, gescheiterte Unternehmungen für Erhaltung wie für Zerstörung, Moralprinzipie und Lehrbücher des Naturrechts, abgenutzte Pflichten und aufgegebenen Rechte liegen in einem großen Schutthaufen beieinander, und bis jetzt ist keine Schrift, kein Gespräch, keine Tat, die uns der tumultuarische Schluß des achtzehnten Jahrhunderts hinterläßt, vollendet.“

Als nach einem Vierteljahrhundert Krieg und Revolution Chateaubriand bei der Tafel Metternichs Gentz trifft, bemerkt der Franzose zu dem Deutschen, der immerhin, wenn er auch nicht mit Novalis träumte, doch der Protektor der Romantiker war: „Wir beide haben die Revolution besiegt.“

Diese Behauptung war auch eine romantische Kühnheit; denn der Inhalt der Revolution hatte sich zum Erstaunen ihrer verzweifelten Freunde und ihrer siegreichen Feinde

durchgesetzt. Der Inhalt der Romantik indes bleibt für immer unbeweisbar. Beide Bewegungen hatten aber durch ihren Widerstand den Weg des nationalen Stromes erleichtert, Sie vollbrachten eine gemeinsame Arbeit auf Grund ähnlicher Erkenntnisse, gleicher Gefühle, gleicher Stimmungen, flüsterten mit Beharrlichkeit in die Ohren oft verzagter Staatsmänner dieselben Gedanken. „Eine subjektive Verzweiflung — schreibt Gentz an Metternich nach der Schlacht bei Austerlitz — darf es für Männer . . . wie wir sind, nicht geben, das heißt, der trostlose Wahn, als sei nun alles geschlossen, der große Prozeß auf immer abgetan . . .“

Die Zeitschrift romantischer Poeten und Philosophen war stolz darauf, von der ganzen Menschheit außer den hundert Auserwählten nicht verstanden zu werden. „Gemälde werden zu Gedichten, Gedichte zu Musik, und wer weiß? So eine herrliche Kirchenmusik stiege auch einmal wieder als ein Tempel in die Luft.“ Die Wortkunst spielt in tausend Arten und spiegelt sich eitel. Jeder Satz wird ein selbständiger Tropfen des Gedankens, glänzt in anderen Strahlen. Die Sprache läuft den Begriffen davon, führt ein Eigenleben oder löst nur Empfindungen aus, lebt als Geruch, als Farbe, als Klang, als Liebe. Sie hat den Zauber eines geheimen Mythos für wenig Auserwählte, die in der Religion der Dichtung flüstern, sich berauschen, sich sterbensmüde neigen, einander Kronen reichen, wunderbar in nicht existierende Marmorsäle treten und in der schwarzen, weit vom Parnas entfernten Menge nur seltsame Totenspiele erblicken. Wenn diese Göttersprache sich herbeiläßt, etwas zu sagen, dann will die Maxime in einem Satz den behandelten Gegenstand und womöglich das ganze Universum erschöpfend charakterisieren.

Metternichs Polizei, die etwas von der Klugheit des Meisters besaß, glaubte, Form, Umgebung und sozialen Inhalt der Romantik erraten zu haben, als sie — wie Carl Schmidt zitiert — mitteilte: „Alle die wandernden Vorleser und

Deklamatoren, welche lange vorher, unter der Mißbilligung vernünftiger Menschen, in dem auswärtigen Deutschland ihr lächerliches Wesen treiben, begeben sich auch hier unter den wirksamen Schutz der Weiber, welche die Eintrittskarten an die bei ihnen einsprechenden Männer und Weiber mit unwiderstehlicher Zudringlichkeit zu verträdeln pflegen.“ Diese Auffassung ist indes zu dogmatisch-materialistisch, das Bild extrem-revolutionär, polizeilich gesehen; es zeigt deshalb nur eine gewünschte Äußerung, nur eine ausgewählte Szene.

Die Romantiker haben auf viele Vorwürfe, ohne sie zu kennen, schon geantwortet: „Ach, ihr lieben Leute, das meiste in der Welt grenzt weit mehr aneinander, als ihr es meint.“

Die romantische Schule, Richtung und Stimmung, ursprünglich auf einen engsten Kreis beschränkt, war der Ausdruck einer nervösen Gereiztheit Deutschlands; sie war die Begleiterscheinung eines augenblicklichen Verzichts auf Politik, der einmal durch die fremde Übermacht diktiert, zum andern aber auch durch die unpolitische Tradition des Landes vorgeschrieben war. Eine seltsame Bitterkeit bemächtigte sich dieser Intellektuellen oder, wie sie damals hießen, Ideologen. Die Dunkelheit bedeckte vor ihren Augen Menschen und Dinge. Sie versuchten nun, aus sich selbst alles zu erraten, stellten Prognosen wie Wahrsagerinnen. Aus quälender Reizbarkeit bauten sie Welten auf, hörten Lieder und Stimmen, sahen Tempel und Städte der Vergangenheit, gruben und entdeckten — oft zur eigenen Überraschung — die Nationalität. „Der Mensch — schreibt Novalis — lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an sein Dasein. Vorderhand gibt's kein anderes Mittel der Geisterwirkungen auf dieser Welt. Daher ist es Pflicht, an die Verstorbenen zu denken; es ist der einzige Weg, um in Gemeinschaft mit ihnen zu bleiben. Gott selbst

ist auf keine andere Weise bei uns wirksam — als durch den Glauben.“

Die Richtung ließ sich gern durch den Schein bestechen, ironisierte die Armseligkeit bloßer Erfahrung, widersprach sich mit bewußter Vorliebe selbst und erweiterte doch den Rahmen der Tätigkeit für andere.

Der „Nationalcharakter“ ist zumeist eine bequeme Ausrede der Politik und der Geschichte; er verflüchtet sich geschickt und flieht vor jeder Untersuchung. In der Sprache indes kann man ihn noch am ehesten fassen. Die Deutschen besaßen von allem, was zu einer Nation gehört, nur die Sprache; und die Aristokratie des Wortes, die Romantiker, entdeckten sie von neuem durch Philosophie und Philologie; wie die Jakobiner im Wandeln anderer Wege durch Krieg und Revolution ihre patriotische Sendung formulierten.

Diese Widersprüche fühlte Adam Müller, als er seine Lehre von den Gegensätzen durchdachte, von Punkt und Antipunkt, vom Geist des achtzehnten und von seinem neuen Kleid im neunzehnten Jahrhundert sprach.

Die neue romantische Poesie der Volkstümlichkeit stand im Gegensatz zur aristokratischen Sehnsucht ihrer Verkünder, zu ihrem Traum vornehmer Waldeinsamkeit, war aber die einzig gefundene Wirklichkeit, die sie dann mit Traum und Wunsch verbanden.

Die Idealisierung dieser Wirklichkeit war eine Erbschaft des von diesen Epigonen verfluchten achtzehnten Jahrhunderts, wie die Naturschwärmerei und wie die Religion, die nun durch Philosophie, Aphorismen, Raisonnement, Dialektik in dicken Büchern und langen Kontroversen mehr „bewiesen“ als erworben wurde.

Nach romantischer Vorstellung ist das Volk so tugendhaft wie bei St. Just, Robespierre und Marat — nur nicht mehr zum Aufruhr bereit, nicht revolutionär, sondern idyl-

lisch. Jeder Mensch aus der Masse ist dank seines Alphabetentums rein, scheu, schön, graziös wie ein Reh im Walde. Die Hausfrau ist sparsam, tugendhaft, glücklich, thront als Königin im Reich ihrer Wirtschaft. Das junge Mädchen ist so keusch wie der Bauer freigebig; der Greis im Dorf ist ein Weiser. Die Vielen arbeiten, weil ein innerer Rhythmus es ihnen befiehlt, trinken Korn oder Bier, um den Göttern Griechenlands zu ähneln, zeugen Kinder, um Geheimnisse der Natur zu ergründen, sterben, weil der Tod wie der Traum Genialität bedeutet. Der Romantiker schämt sich vor so viel Pracht seiner eigenen Intelligenz und kniet in Demut vor diesem gigantischen Schauspiel des „Unbewußten“. „Gehört nicht — fragt Novalis — zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiste Kraft, und soll der Mensch mehr als einer aus dem Populo sein?“

Die Nation wird im Reigen der Poesie sich ihrer selbst bewußt, wie der Morgen unzähligemal die Farben wechselt, bis das Licht Glanz und Schatten aller Dinge zeigt. Im Rhythmus dieser Geburt werden Gefühle idealisiert, vom Menschen getrennt, „aus der Liebe des Menschen wird der Mensch der Liebe“, deshalb erscheint das Universum als die Projektion der Geliebten — wie die Völker der Urzeit in Felsen und Bäumen Gottheiten sehen. Die deutsche Nation entsteht ja auch nach einem Jahrtausend Geschichte von neuem, wird auf einer höheren Grundlage reproduziert. Bevor die Politiker und Militärs allgemeine Staatsbegriffe prägen, empfindet sie der Dichter mit bewegtem, wenn auch verwirrtem Gemüt. Dieses Pathos ist nicht weniger notwendig für Deutschland als der Kultus jakobinischer Vernunft und der Ruhm cäsarischer Siege für Frankreich.

Jedes große Gefühl gebiert die Spannkraft der Ausdehnung, will alle Grenzen überschreiten, stürmt gegen die Ruhe, hat den Durst der Unersättlichkeit, will sich immer bestätigt sehen. Die Romantik rebelliert gegen das Spieß-

bürgertum deutscher Verhältnisse, ist ursprünglich auch „Sturm und Drang“. Ihre Verkünder sind Dichter gegen den Kosmopolitismus des achtzehnten Jahrhunderts, und trotzdem versauern sie nicht im engen Rahmen völkisch-eitler Befriedigung, in Gedanken und Willen begrenzender Selbstzufriedenheit. Sie sind ebenso freigebig wie schwärmerisch, wollen aus der deutschen Sprache ein Pantheon für das Geniale aller Nationen bauen. Irländer, Portugiesen, Basken, Spanier und Shakespeare werden übersetzt. Es entsteht eine Philosophie und eine Theorie der Übersetzung: ein geistiger, hochherziger Imperialismus.

Novalis will die mannigfaltigen Arten, aus denen die Existenz gemischt ist, sehen, verflucht den groben Eigennutz als das notwendige Resultat der Beschränktheit. Die durch Goethe begonnene Umformung der Sprache überwindet in mühevолlem Kampf alle Hindernisse, um der Nation einen bis jetzt unbekannten Spielraum zu schenken. Das ist entscheidender, als wenn Goethe Kriege reime gedichtet hätte. Die Macht seines Bewußtseins erweitert das Gebiet allgemeiner Tätigkeit.

Diese Gedankenarbeit brauchte keine Armee zu ihrer Vollendung, keine Tirailleurs zu ihrer Verteidigung, keinen militärischen Generalstab zu ihrem Angriff. Ein anderer Dichter, der die schärfsten politischen Formen fand, in dem Haß und Poesie unheimliche Töne bildeten, dessen Verse den Eindruck kriegigerischer Regimenter machen, der sich aber vom gewöhnlichen chauvinistischen Untertan dadurch unterschied, daß er gegen sich nicht weniger unerbittlich war als gegen den Feind; der wie wenige Menschen dieser Erde litt —: Kleist, der über Napoleon schrieb, er sei „der böse Geist, der Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten, ein Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht und den Engeln einst am Jüngsten Tage der Odem ausgehen wird, ein der Hölle entstiegener Vaternördergeist, der her-

umschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist“, — dieser Kleist schlich um das Boulogner Lager, um bei den Franzosen in Kriegsdienst zu treten. Sicherlich, er mochte seinem Teufel nicht helfen, England zu besiegen, sehnte sich vielmehr nach dem eigenen Tod, glaubte, die Armee des Kaiserreichs würde im Kanal oder vor der feindlichen Küste gänzlich vernichtet werden; — und der Dichter wollte seinen Platz in einem feierlichen Untergang.

Das Werk romantischer Untersuchung und Empfindung, das gedankliche Gewebe forschender, sich widersprechender Individuen, die in der praktischen Politik mit Mühe einige Sätze stammelten, war an sich, losgelöst von allen Bindungen betrachtet, so unkriegerisch wie das des pazifistischen Rousseau, dessen Schriften das heilige Buch aller siegreichen Soldaten einer Generation wurden. So unkriegerisch die Arbeit der Romantiker aber auch war, so notwendig und unersetzbar wurde sie für die Geburt des neuen kriegerischen Geistes. Die Idee allein kann einigen Menschen das Glück und die Sicherheit des reichen Bewußtseins schenken, vermag aber nicht, einen Weltzustand zu ändern; denn sie ähnelt dem Gebet, das auch nicht ohne die Fäuste der Individuen Wünsche zu verwirklichen vermag, wohl aber die Bereitwilligkeit der Individuen zum Werk, zur Lösung der Aufgabe gebiert. Der Gedanke allein ist immer nur ein Vorsatz, etwas nicht Verwirklichtes, ein Versprechen, das dem Gewissen der Menschen keine Ruhe gibt, sie zur Tat, trotz aller angeborener Faulheit, förmlich zwingt.

Die Natur ist mit ihrer gedankenreichsten Kreatur so verschwenderisch wie mit dem Blütenstaub der Blumen, wie der Feldherr mit den Soldaten auf dem Schlachtfeld. Vor einer großen Wendung der Geschichte gebiert sie unzählige geistig vollendete Individuen, formt schöne Menschen mit

großer klarer Stirn, mit leuchtenden Augen, mit witziger Regsamkeit, mit Phantasie, mit erstaunlicher Empfindsamkeit für Bildung und läßt sie dann elendiglich — als ob die neidischen Götter des Olymps noch nicht gestorben wären — zerschellen, wie Kleist, wie Novalis, wie Hölderlin, wie Dietrich von Bülow.

„Es ist in der Tat — schreibt Karl Marx — nur durch die ungeheuerste Verschwendung von individueller Entwicklung, daß die Entwicklung der Menschheit überhaupt gesichert und durchgeführt wird in der Geschichtsepoche, die der bewußten Rekonstruktion der menschlichen Gesellschaft unmittelbar vorausgeht.“

Auf dieser reichen Bahn, auf diesem Tummelplatz der Individuen kommt es auf die Farbe angenommener Parteiung nicht an, sondern nur auf den Einflußkreis und den Gehalt des Einzelnen. Die Wirkung des sogenannten Konterrevolutionärs Rivarol, des sogenannten Mystikers Joseph de Maistre war im allgemeinen Ergebnis nicht geringer als die des Materialisten de la Mettrie oder des Jakobiners St. Just. „Es sind — heißt es im Korinther — mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allem.“

In diesen Zeiten beseelt die meisten Denkenden — wenn sie es auch nicht formulieren — etwas von der Ich-Lehre Fichtes. Sie schwärmen im Glauben an die Allmacht des Geistes. Da nach Fichte das Bewußtsein bestimmt, ist auch das, was uns Nicht-Ich zu sein scheint, eine persönliche Vorstellung. Jeder Mensch hat seine Einbildungskraft, die Welten zaubert, Himmel, Erde, Sterne und Gedanken zeugt. Deshalb ist das All eine Wirksamkeit des Ichs. Das Ich soll die gesamte Wirklichkeit enthalten, trachtet, alle Schranken zu überwinden, die Gesamtheit zu verändern. „Erst durch das Ich kommt Ordnung und Harmonie in die tote, formlose Masse. Allein vom Menschen aus verbreitet sich Regelmäßigkeit rund um ihn herum bis an die Grenze seiner Be-

trachtung . . . Das ist der Mensch, das ist jeder, der sich sagen kann: ich bin Mensch. Sollte er nicht eine heilige Ehrfurcht vor sich selbst tragen und schaudern und erbeben vor seiner eigenen Majestät?“ In seiner zweiten Rede an die deutsche Nation meint Fichte, die alte Religion sei untergegangen; in der neuen Zeit breche die Ewigkeit nicht erst jenseits des Grabes an, sondern herrsche mitten in der Gegenwart.

Alle Romantiker erklärten, „Gott“ ähneln zu wollen — dem von ihnen konstruierten Idealbild ihres eigenen Wissens, Temperamentes und ihrer eigenen Empfindung. Diese Sehnsucht charakterisiert sie und nicht die gern angenommenen Einladungen bei reichen jüdischen Bankiers.

Die Gottähnlichkeit, die Übertreibung des Willens und der Möglichkeiten, die Wunschpoesie, diese große Enttäuschung über Rationalismus, Revolution, Cäsarismus und Terrorismus gaben dem Menschen die Kraft, nicht nur die traditionelle Ohnmacht zu überwinden, sondern auch trotz der militärischen Übermacht Frankreichs an nationale Rebellion und Armee zu denken. Wie jeder vom geliebten Gegenstand Enttäuschte sich für gewöhnlich enttäuscht erklärt, weil angeblich das Angebetete die Schönheit verlor, so waren auch die Romantiker über die Revolution erbost, weil sie die von ihnen ersehnte Unschuld fallen ließ. Novalis entschuldigt seinen ursprünglichen Radikalismus, indem er meint: „Vielleicht lieben wir alle in gewissen Jahren Revolutionen, freie Konkurrenz, Wettkämpfe und dergleichen demokratische Erscheinungen, aber diese Jahre gehen bei den meisten vorüber . . .“ Schlegel ist die französische Revolution zu platt, nicht phantastisch, großartig genug; die wahre Revolution könne nur noch im Innern Asiens herrschen.

Wie die Jakobiner den römischen Menschen zu kopieren vermeinten, die vorchristliche Gesellschaft ersehnten, die Büsten Cäsars, Catos und Brutus' bekränzten, in antikem Wortgewand sprachen und trotzdem einen Staat aufbauten,

dessen Grundlage nicht der Sklavendienst, sondern das Lohnproletariat war, und die Arbeit der modernen bürgerlichen Gesellschaft ermöglichte, so erdichteten auch jene Romantiker die mittelalterliche Saga, die den deutschen Reformern die Impulse schenkte zu ihrem Werk, das nichts mehr mit der ursprünglichen poetischen Farbe gemeinsam haben sollte. Den Schwung für die Vernichtung der Reste feudaler Bindungen, für den Durchbruch der Physiokraten, für die Arbeit des Freiherrn vom Stein, für die Bauernemanzipation, für die Mitbestimmung des dritten Standes, für die einheitliche Verwaltung, für die bürgerliche Gesetzgebung, für die moderne Armee gab das willkürliche Bild des wiederentdeckten Mittelalters.

Die Individuen, die die praktische Gewalt handhaben, können nicht weiter gehen als die Kette der Notwendigkeit reicht, an die sie gebunden sind. Aber der veränderte Weltzustand mit seinem Chor von Illusionen beseelt ihren Willen, zeigt das Ziel.

„Nichts ist so wichtig bei einem höheren Staatsbeamten als, welchen Begriff er eigentlich nach allen Richtungen hin von der Menschheit hat . . . wie er sich die Menschheit in concreto vorstellt, welchen Grad der Achtung oder Nichtachtung er für die niederen Volksklassen hegt, wie er bürgerlich gesinnt ist, den Menschen mit Gleichgültigkeit in der Staatsform untergehen oder im Gegenteil diese sich in Freiheit der Individuen auflösen sieht . . .“ Wilhelm von Humboldt ist der hohe Staatsbeamte, der diese Zeilen schreibt. Er wohnt nicht mehr als preußischer Vertreter in Rom, wo „um die sieben Hügel auf einmal das ganze Gemälde der Weltgeschichte sich rundet“, sondern im „schrecklich langweiligen“ Königsberg. „Die Leute essen schlecht und lachen gar nicht, und dabei macht man nichts Vernünftiges. Es scheint ein kalter, trockener und uninteressanter Ernst zu herrschen.“ Hier findet der Freiherr großen Gefallen an

Scharnhorst, meint, dieser Offizier sei „von liebenswürdigem und großem Charakter, der unter einem beinahe träumerischen Aussehen sehr viel verbirgt.“

Die Arbeit Humboldts im Staat zeigt den siegreichen Durchbruch des bürgerlichen Geistes, die Unumgänglichkeit der Bildung für die veränderte Verwaltung und Armee. Das Abc der Volksschule ersetzt die Prügelstrafe im Heer. Seine Persönlichkeit symbolisiert die Notwendigkeit des Überflusses. Wie in der Geschichte Berge von Ereignissen, ungeheure Energien sich vereinigen, damit in der starren Masse der Beharrlichkeit Veränderungen eintreten und neue gesellschaftliche Formen die Menschen binden und kneten, so muß in diesem besonderen Fall ein Mann, der sich mit Goethe messen kann, wirken, damit magere Lehrer in überfüllten Schulzimmern vor Kindern dozieren dürfen. „Ich bringe jetzt — schreibt Humboldt seiner Gattin aus Königsberg nach Rom — manchmal ganze Vormittage in bloßen Elementarschulen zu. Bisher taten das die Minister nicht und blieben der Sache und die Sache ihnen fremd. Ich komme, ohne daß man es weiß; die Lehrer bleiben in Furcht, wenn sie schlecht sind, da ich, wie noch heute bei einem, der keinen Vers in Homer richtig übersetzte, mitfrage und korrigiere, und finden sich durch den Anteil erfreut, wo sie gut sind. Dann ist's immer amüsanter als Akten lesen. Man hört doch schöne Töne; höre ich freilich, daß die arme Jugend in einer dunklen, jämmerlichen Stube (die Schulzimmer sind hier fürchterlich) vom Soracte und Tiber lesen, so wird mir wunderbar zumute, daß ich ehemals da sein konnte und nun in eine so dumpfe Öde gebannt bin. Aber auch das gibt hübsche gotische Gefühle, kurz, ich bleibe immer dabei, glücklich muß man immer sein, und immer nur durchs Schöne; ist's nicht durch Genuß, so ist es durch Sehnsucht.“

Die siegende Notwendigkeit wird durch phantastischen

Reichtum geistiger Formen begleitet, die sich in einer Persönlichkeit scheinbar einen Treffpunkt gegeben haben. Wilhelm von Humboldt wandert an den Ufern seiner Zeit. Erlebnishunger und die Sehnsucht nach der Idee treiben ihn vorwärts. Er will aber durch den Gedanken nicht als Asket in der Zelle einer Theorie gefangen werden und sich vom Oberpriester der Lehre, der als Kerkermeister kontrolliert, Brot und Wasser geben lassen. Auch die Abstraktion muß Freuden gebären, Lust schenken, die Phantasie, die Empfindung bereichern. „Man ist einer Sache nicht wert, die man nicht ganz genießt.“ Das Leben muß leicht getragen, tief und ruhig genossen werden. Bei den französischen Materialisten stört ihn, daß ihre Jünger die Idee nicht ebenso wie andere Freuden reizt. „Das Individuum aber darf — sagt Humboldt — nichts Reizendes unbemerkt lassen.“ Was er auch immer unternimmt, welche Stimmung ihn auch bedrückt oder erhebt, ob er liebt, denkt, diplomatisiert, reist, betrachtet, immer bleibt er dem Gegenstand seines augenblicklichen Interesses tief ergeben, vermeidet jede Oberflächlichkeit, die ihn verletzt.

Als junger Adliger reist er in bequemer Karosse durch Europa. Wäre der Kavalier nicht von Geblüt, hätten seine Ahnen keine Burg in der Mark erbaut, dann würden seine Wanderungen abenteuerlich erscheinen. So sind aber die neugierigen Fahrten Erkundigungen nach den mannigfaltigen Bewegungen des vorrevolutionären Europa. Humboldt scheint in Paris, in London, in Rom ein Ziel zu suchen, wie Sammler seltene Gegenstände, und hat dann, als er nach Deutschland zurückkehrt, die sichere und deshalb vornehme Überlegenheit gegenüber den Duodezfürsten, die er besucht. In Paris verkehrt er mit den Nachfolgern der Enzyklopädisten, ist mit Sieyès befreundet, lernt den jungen General Bonaparte kennen, dessen schlechte Manieren und streberisches Benehmen ihn abstoßen.

Napoleon gehört zu jener unruhigen Generation von Revolutionären, die den Schauplatz der Welt neu betreten und deshalb keine Zeit zum Betrachten haben, die schreiend denken, in Krieg, Aufruhr und Plakaten ihr Leben verbringen. Das mußte der Freiherr Humboldt als etwas Anarchisches, Unfertiges, Chaotisches, Ungeformtes bedrücken.

Sieyès imponiert ihm. Er sieht in diesem Staatsmann den Schüler Montesquieus, den von Philosophie belasteten Politiker, einen Gegner fixer Ideen, mathematischer Formeln allgemeiner Weltbefreiung. Beide prophezeien, daß die Tatsachen sich um die Ideen nicht kümmern, vielmehr die Systeme so stören werden wie die Straßenmeuterer elegante Interieurs. Humboldt ist indes frei von der Angst seiner Kaste. In wohlhabender, wenn auch nicht reicher Umgebung geboren und erzogen, schätzt er den Besitz nicht so hoch ein, wie Schnorrer, die gegen Schlösser und Güter dramatisch polemisieren. Er hat überhaupt keine Furcht, keine Nervosität, keinen Haß, schützt sich vor Widerwärtigem durch gemäßigte, von Nachdenken gezügelte Verachtung.

In der Revolution erblickt Humboldt sofort das Bleibende: die nationale Einheit, das Repräsentativsystem und die neue Einteilung des Landes in Departements. Er glaubt, daß vieles nur von der neuen Verwaltung abhängen werde. Da werde sich erst zeigen, ob die Aufgeregten nach ihrem Triumph auch arbeiten können. Das revolutionäre Paris gefällt ihm sogar; denn das neue politische Getriebe zeigt doch ein verändertes Gesicht, und der Grundsatz — schreibt er — „daß man in vielen Lagen aller Art gewesen sein müsse, ist so fest in mir, daß mir jede, in der ich noch nicht war, schon darum angenehm ist“.

Humboldt steht in Korrespondenz mit Goethe und Schiller, erzählt den beiden Gefangenen der Literaturdörfer, Weimar

und Jena, von den Weltereignissen, entwirft Charakteristiken und Skizzen aller führenden Pariser Männer. Sein eigener Erlebnishunger läßt ihn die Einsamkeit der heimatlichen Freunde fühlen; er möchte deutsche Gelehrte nach Paris bringen, verhandelt in dieser Richtung.

Der Junker arbeitet an sich selbst wie ein Maler an seinem eigenen Portrait, kokettiert aber nicht mit seiner Geistigkeit, ist nur in das Betrachten verliebt. Sieht er eine neue Form eines Gedankens, so verläßt er sie schwer; denn das Neue hat unzählige Aussichten. Das Meer des Begrifflichen ergreift ihn wegen der unendlichen Ausdehnung, der Unbestimmtheit aller Dinge, der Fragwürdigkeit so vieler Ursachen und Folgen. Er blättert in der Vergangenheit der Kultur, um sich selbst zu definieren, um einen Platz für sich zu finden.

„Mir heißt ins Große und Ganze wirken, — schreibt Humboldt — auf den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloß auf sich wirkt.“

Er hat die preußische Vertretung am Vatikan übernommen, um vom Kapitol aus die Zeit zu betrachten. Die italienische und spanische Erde bleibt immer die Heimat seiner Farbenliebe und seines historischen Sinns. Hier, von edlen Trümmern aus, meint dieser einzigartige Diplomat Revolution und Konterrevolution, Krieg und Frieden in richtiger Entfernung sehen zu können. Seine Berliner Instruktion, die noch aus der Zeit vor Jena datiert, ist ein glänzendes Zeugnis für die Männer des alten Regimes; sie zeigt, daß Reformen und Revolutionen wohl die Volksbildung, aber nicht die Intelligenz im allgemeinen und die der Diplomatie im besonderen vermehrt haben. Er solle — heißt es im offiziellen Schreiben — „auf der einen Seite die Fortschritte des Geistes der Zeit und dessen, was von demselben gut und was nicht gut ist; ferner die Fortschritte der Aufklärung, der Philosophie, der Wissenschaft, die dem Katholizismus,

der Hierarchie, dem Klosterwesen widrige Wirkung...“ beobachten.

Humboldt hat den Ausspruch Goethes, daß der Handelnde immer gewissenlos sei und niemand als der Betrachtende Gewissen habe, von frühester Jugend an tief empfunden. Dieser Gedanke, der ihn stets bis gegen das vierzigste Lebensjahr hemmt, verdunkelt jedes Beginnen durch zu viele gesehene Möglichkeiten. Seine Jugend verträumt er deshalb etwas. Als Student hatte der Baron die Zuchthäuser des Landes besucht und war erschrocken aus dem Bereich amtlicher Tätigkeit geflohen. Als einer der ersten stellte er indes den Strafvollzug zur Diskussion. Als er Richter werden sollte, schien ihm dieser Gedanke so unfassbar, quälend, als ob man ihn gleich zum Henker ernennen wollte. Wie durfte er, der an so viele Empfindungen, Schattierungen glaubte, über andere urteilen? „Aus einem ungeschickten Stück Akten will ich wissen — sagt der Junker — wie der Mensch ist, in seinen Ideen, Gefühlen und noch dazu meistens ein Mensch, der in so verschiedener Lage mit mir lebt, daß es mich, auch wenn ich ihn um mich hätte, Studium kosten würde, in ihn hineinzusehen.“ Er empfindet wie wenige seiner Zeit das Soziale. Humboldt wird aber nicht zum glühenden Fanatiker gegen die bestehende Rechtsprechung wie ein anderer unzufriedener Jurist seiner Tage, der zur selben Zeit in einer französischen Provinzstadt lebte und sagte: „Ich bin ein Mensch, seit längerer Zeit damit beschäftigt, die furchtbaren Mißgeschicke, die die anderen Menschen treffen, zu beobachten. Ich bin einer, der genau die tausend geheimen Wege, auf denen die menschliche Niedertracht gegen die Armen wandert, kennt; und ich bin des öfteren verpflichtet, zu schweigen, weil alle diese Tatsachen keine Beweise in den Augen der Justiz sind und vor allem keine Mittel in einem Plaidoyer. Ich bin verletzt, ich bin verwundet, ich bin getroffen...“ — wie Robes-

pierre. Denn Humboldt glaubt nicht an die allgemeine Idee der Vernunft. Alles ist ihm ein Resultat des Kampfes zwischen Zufall, Tradition und Vernunft.

In Rom erfaßt den Freiherrn erst recht eine tiefe Gleichgültigkeit gegen das, was Menschen Erfolg nennen. Der klare, reine Grund des Daseins ist ihm die Muße, „über die hin der ganze Ballast des Lebens, Geschäfte, Zwecke, Verhältnisse schwimmt“. Er fragt, ob dem „Handeln überhaupt Wichtigkeit“ beizumessen sei und meint, im Palast der Päpste, der dieselbe Majestät, denselben Ernst wie das vergangene Kapitol habe, sei alles ein „Hinrinnen des Lebens“. Die Staaten da draußen, die schreienden Menschen, ihre unangenehm wirkende Sicherheit verletzen ihn. „Unsere Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht bloß in einer Sehnsucht nach der vormaligen und in einem Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem hilflosesten aller Zustände sucht Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt . . .“ Seines Freundes Goethe Begeisterung für Napoleon ist ihm nicht angenehmer. „Goethe — schreibt er seiner Gattin — hat eine lange Unterredung mit dem französischen Kaiser gehabt, von der er sehr voll ist. Schlicht historisches Erzählen ist, weißt du, seine Sache nicht . . . Er . . . versichert . . . der beste Rat, der zu geben sei, sei, die Deutschen wie die Juden in alle Welt zu zerstreuen; nur auswärts seien sie noch erträglich. Ich habe ihm gesagt, daß ich für mich das schon angefangen habe, und daß er nur zu uns kommen dürfe, um es auch an seinem Teil zu vollenden.“

Gerade dieser komplizierte Mensch, dieser Romantiker der Empfindung, dieser Klassiker des Gedankens, dem es vor dem Himmel des Nordens graut, soll aus Königsberg die Fülle seiner Empfindung, seinen Drang nach Kultur über das platte Land und verarmte Städte ausgießen, auch wenn sich im Prozeß dieser Übertragung vieles verliert und nur Tropfen übrigbleiben.

Vielleicht kann man am besten mit der Sehnsucht nach etwas ganz anderem schaffen als nach der Arbeit, die man gerade vollbringt.

Die historische Notwendigkeit zwingt die Menschen, praktisch zu handeln. Die Armut zwingt Berlin, den römischen Posten zu liquidieren. Freiherr vom Stein entscheidet kurz: „Herrn von Humboldt kann ich nicht loslassen. Der Aufenthalt in Rom mag angenehm sein, aber das Gesandtenverhältnis ist jetzt dem Staat wenig nützlich.“ Und nur ein Mensch, der wie Humboldt in der Idee lebt, deshalb, trotz aller Skepsis, vieles Unerreichbare als erreichbar betrachtet, kann in der allgemeinen Misere des preußischen Landes den universalen Erziehungsplan für die neu zu erschaffende Berliner Universität durchführen.

Im Lexikon großer Versprechungen des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts glänzt verlockend das Wort „Volksschule“. Vorher kannte die deutsche Sprache dieses Wort nicht; nur von Stadt- oder Landschule war die Rede. Im französischen Konvent beschrieben die Jakobiner die kommenden Wunder dieser Institution. Robespierre, Marat und Danton schrien nach Waffen, Brot und nach dem Alphabet für die vielen. Der Volksunterricht wurde in glühenden Farben gemalt. Hier konnte die Vernunft, der Rationalismus, hemmungslos Wunder der Aufklärung „beweisen“, mathematisch prophezeien; um so sicherer über kommende Jahrhunderte verfügen, als die Gegenwart, von Hunger, Krieg und Guillotine zerstört, den Aufbau des Eden aufs neue jeden Tag verzögerte. Neben der Tyrannei sogenannter Despoten erschien auch die Unwissenheit als Ursache des absolut Bösen.

Der bürgerliche Staat brauchte für die neue Herrschaftskrone neue Wurzeln. Er übernahm die Sorge für den Unterricht, disziplinierte und leitete den anarchischen Menschen, verpönte das Recht auf Faulheit als Kapitalsverlust; er-

zwang durch die Schule den Gehorsam, ermöglichte durch ein verändertes Menschenmaterial die einheitliche Verwaltung, die Freiwilligkeit des Gehorsams.

Im protestantischen Deutschland hatte die Schule der Armen eine große Tradition nationaler Vergangenheit. Hier prägte die Philosophie den stolzen Begriff der „Freiheit des Christenmenschen“. Hier war die Bibel das Volksalphabet im Kampf gegen die Weisheit und Toleranz des Katholizismus. Jedermann durfte das Buch der Bücher gegen die Gelehrten des Papstes, wenn auch nicht gegen die des Oberkonsistorialrates, auslegen. Das Monopol der Bibeldeutung wurde durchbrochen, und mit der Verbreitung des Alphabetes wurde neben Pietismus und Puritanismus auch die freie Arbeit des Kapitalismus gefördert. Ein guter Protestant mußte die „Schrift“ lesen und mit Zitaten daraus seinen Glauben rechtfertigen können.

In dem Reformdekret nach Tilsit lautete dann der klare und eindeutige Satz einer aus dem Leben entsprungenen neuen Lehre: „Die Erziehung und der Unterricht sind Aufgabe der Nation.“ In der Reorganisations-Kommission der Armee entwarfen Scharnhorst und Gneisenau einen Unterrichtsplan für die Volksschule. Wenn der Ausspruch Warnerys „Die preußischen Soldaten sind wie die Stockfische, die um so besser werden, je mehr man sie ausklopft“ nicht mehr wahr sein sollte, so mußte die Disziplin schon den Abc-Kindern, wenn nicht eingebläut, so doch bewiesen werden. Scharnhorst, der schon seit zwei Jahrzehnten auf die Bedeutung der Schule für die Armee immer wieder hingewiesen hatte, verlangte ein Schulprogramm, daß die Ausbildung der Urteilskraft forderte. Er versuchte mit allen Mitteln, aber vergebens, die Kadettenschulen, als eine Institution des Kastenwesens, als ein ideelles Hemmnis der Volksbewaffnung, abzuschaffen; ihre Aufgaben sollten einfach die Schulen im allgemeinen und besondere Pensionate

der höheren Lehranstalten in den Großstädten übernehmen.

Aber auch der Kapitalismus hat nicht, wie seine primitiven Freunde und Feinde meinen, das widerspruchslose Leben paradiesischer Einseitigkeit; er braucht nicht nur den Gehorsam, sondern auch die Freiheit. Er will sich ausdehnen, suchen, erfinden, entdecken, will nicht nur Soldaten- und Beamtenfabriken, sondern auch Forschungsstätten. In der Zelle des Reglements, die nicht zur Vollkommenheit, sondern zum normalen Durchschnitt verpflichtet, kann keine Wissenschaft und auch nicht das mannigfaltige Wissen vom Militärischen Neues gebären. Hier gilt, was Scharnhorst in einer Polemik seiner Zeitschrift noch in Hannover gegen einen Widersacher schrieb: „Er meint, es wäre unschicklich, etwas Wahres über ein Buch, das ein Oberst geschrieben haben soll, zu sagen, solange man nicht selbst Oberster ist.“

In Frankreich unterwirft Napoleon, der jeden Tag seine Partie von neuem gewinnen muß und deshalb täglich zu neuem Spiel bereit ist, alles der Schlagfertigkeit seiner Armee, die jetzt das Prinzip der allgemeinen Dienstpflicht verlassen hat. Die kaiserliche Universität Bonapartes, zur selben Zeit wie die Berliner gegründet, sieht in ihrem Programm vor allem Disziplin und Gleichartigkeit vor. Sie ist eine Art Orden Neureicher. Das napoleonische Genie der Einfachheit sieht geometrisch, unkompliziert, nur materiell, unromantisch, und deshalb scheinbar in nicht mehr zu übertreffender Klarheit. Das durch den Herrscher diktierte offizielle Unterrichtsprogramm träumt, daß „an dem und dem Tag, zu der und der Stunde in allen Schulen der gleiche lateinische Text übersetzt wird“. Schüler und Studenten sollen die cäsarische Uniform der Gleichheit tragen, die Exerzierübungen der Garde nachahmen. Sie gehen in des „Kaisers Rock“, und die Pausen werden mit Trommelwirbel angekündet. Napoleon, der die „Ideologen“ haßt, will nicht

selbst welche erziehen. Dem Institut de France streicht er das Budget der Abteilung für Politik und Moralphilosophie. Er sieht da Deserteure! Die glänzenden Erziehungsinstitute der Revolution, das Polytechnische Institut, das Collège de France, leben in offener Rebellion gegen den Monarchen, der seinem Lande auf keinem Gebiet mehr als auf dem des Unterrichts geschadet hat. Erst das Zweite Kaiserreich und die Dritte Republik sollten Frankreichs Schulwesen von Grund auf reformieren.

Humboldt sieht die Dinge komplizierter und nicht so klar von einander geschieden. Sieyès hatte einst in Paris dem preußischen Freiherrn, ein optisches Instrument in der Hand, die deutsche Philosophie erklärt. Die germanischen Metaphysiker, meinte der Franzose, kehren das Fernglas um und blicken durch die verkehrte Seite; sie entfernen so die Gegenstände, statt sich ihnen zu nähern, und glauben deshalb, tief zu sein.

Diese Entfernung von den Dingen ist indes nur die Vorsicht des Betrachters vor dem Chaos der Erscheinungen. Humboldt definiert poetisch die Aufgabe des Unterrichts im bürgerlichen Staat: Volksschulen, Gymnasien für Soldaten oder Beamte und Möglichkeit freier Forschung, um die Grundlagen des Seins durch das Denken zu erweitern. Der Glaube an die Idee, die große, ebenso melancholische wie romantische Sehnsucht ermöglichten ihm dieses Sehen. Der Zweifel sollte praktischer als jede Sicherheit sein. Er erklärte, man könne und dürfe der Wissenschaft durch keine Regeln und keine Vorschriften gebieten, die Persönlichkeit nicht verletzen. Die Forschung und die fix und fertige Lehre begegnen sich in der Wechselwirkung. Der Staat soll für die Erbauung dieses Rendez-vous-Platzes nur die Mittel geben; denn tut er das, dann ist seine moralische Wirkung groß genug. Indirekt verschafft er sich einen sicheren Raum des Einflusses, der Durchdringung, bekommt und gibt hier

neue Impulse. Nach der Niederlage kann Preußen erst recht nicht auf eine solche Wirkung verzichten.

Der Gelehrte brauche Einsamkeit und Freiheit, der Mensch könne aber trotzdem nur im Zusammenwirken mit anderen gedeihen. Man müsse eine Organisation — die Universität — schaffen, die allen diesen Eigenarten, dieser Zusammengesetztheit entspreche. „... Die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem zu behandeln und immer im Forschen bleiben. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher. Der erstere ist nicht für den letzteren, beide sind für die Wissenschaft da.“

Die napoleonische Diktatur indes brauchte auf allen Gebieten sofortige Resultate, ohne Zweifel und ohne Untersuchung, da der Staat auch einen sofortigen täglichen Zweck hatte: Napoleon selbst. Das Bürgertum kapitulierte noch vor diesem Sieger, nimmt er doch Rücksicht auf die Neureichen. Er verlangt von der Aristokratie des Geldes keinen Waffendienst, befreit sie von der Blutlast des Ruhmes, schenkt ihn ohne Opfer. Wohlhabende konnten sich leicht vom Militärdienst befreien, wenn sie Ersatzmänner stellten. Das Prinzip des Sieges erster Revolutionsjahre wurde dadurch verlassen. Diese Idee entstand und lebte nun in einem anderen bedrohten Land: in Preußen. Unmerklich für das Auge der Gegenwärtigen, vertrat Preußen, im Bewußtsein der Reformer, das nationale Prinzip, das auf der Tagesordnung der ersten Verfassunggebenden Versammlung Frankreichs gestanden hatte. Bonaparte meinte, Carnot sei ein ganz tüchtiger General, sogar ein sehr begabter Kriegsminister gewesen, aber ein unverbesserlicher Ideologe.

In Königsberg war dieser Ideologe Scharnhorst.

Er glaubte jetzt, die Arbeit des einst von ihm beneideten Generalissimus der Jakobiner durchführen zu können, irrte jedoch in der Meinung, die inneren Widerstände seien gefallen.

Wie Humboldt auf unbebautem Terrain wirken konnte — denn es gab ja vor ihm keine Universität in Berlin —, so wähnte auch Scharnhorst, die rückständigen Trümmer der alten Armee leicht hinwegräumen zu können. Das Militär- und das Wissenschaftsprogramm sind Äußerungen derselben Ursachen, gehorchen demselben obersten Gesichtspunkt, demselben Kriterium, auch wenn jedes seine eigenen, besonderen Wurzeln hat.

Den Regenten dachte Scharnhorst durch Bauernschlaueheit zu besiegen. Er hatte — schreibt von der Marwitz — „ein eigenes Talent, mit dem König umzugehen. Wenn dieser eine Sache zurückwies, so schwieg er und brachte sie am anderen Tag wieder vor und den dritten Tag wieder. Und wenn der König sagte: Schon hundertmal gesagt, will nicht haben! oder: Mir damit vom Halse bleiben, gar nicht weiter davon reden hören! so schwieg Scharnhorst wieder und rückte nach vierzehn Tagen oder drei Wochen aufs neue damit hervor, bis der König, in dem Gedanken, es möchte doch wohl gut sein, weil Scharnhorst darauf so versessen sei, zuhörte und nachgab. Auch war er ganz unermüdet, arbeitssam und dachte an nichts anderes als an seine Geschäfte.“

Die moderne, durch Humboldt neu formulierte Methode der Wissenschaft verletzte indes nicht gleich Interessen, wollte keine Vorrechte beschlagnahmen, schickte keine Steuerbeamte in die Häuser der Privilegierten, verpflichtete sie auch nicht, Gesetze zu beobachten. Die Theorien und Begriffe dieses wirkenden Staatsmannes entsprachen zwar auch Tatsachen; seine Ideen jedoch brauchten längere, nur von wenigen verstandene, dem gewöhnlichen Auge verborgenen Wege in Dingen, die eine Reform von Staat, Armee und Verwaltung betrafen. Der Gedanke der Neuerung wurde aus Bedürfnissen geboren, die einander ergänzten; sie bildeten einen geschlossenen geistigen Kreis, ein System, erzeugten deshalb eine Einheit in der praktisch-politischen

Aktion. Die Widerstände aber gegen die Verwirklichung waren verschieden. Das zu Überwindende hatte Schwächen und Stärken, Lebendiges und Totes. Das Neue indes konnte glänzen, als Manifest Phantasien sammeln, wie die Kommanden stets einer freundlichen Natur vertrauen und deshalb ohne zu lügen Unmögliches versprechen.

Der Feldmarschall Yorck sagt, die Reformer seien „Kosmopoliten und Raisonners“, die, von niemandem beauftragt, im Namen des Volkes aufträten. Er meint, die „Demokraten“ hätten ein glückliches Leben; denn sie witterten unter jedem Bauernkittel ein Talent, und möchten, weil Papst Pius der Fünfte in seiner Jugend ein Schweinehirt gewesen sei, jedes derartige Subjekt sorgsam behüten, aus Furcht, daß irgendein göttlicher Sauhirt verloren gehe. Die Neuerungen, glaubt Yorck, können nur in den Kontoren der Bankiers oder in den Stuben der Professoren, nicht aber von Soldaten ausgedacht worden sein. General Marwitz schreibt, „fast lauter Fremdlinge“ wollten reformieren, und das nur aus dem Grund, weil die „weltverbessernde Kohorte mit sich selbst sehr zufrieden ist“. Einige Junker erinnerten daran, sie wären lange vor den Hohenzollern in der Mark ansässig gewesen, zeigten ihre Pergamente von Otto dem Faulen; der König könne deshalb ihre Rechte nicht antasten. Sie wiesen auf ihre Vergangenheit hin, die diesen Staat geformt hätte. Scharnhorst unterstützte und finanzierte gegen seine Feinde in Königsberg eine Zeitung — „Der Volksfreund“ —, in der Gneisenau Artikel schrieb; sie lautete im Untertitel: „Eine Wochenschrift zur Erholung, Belehrung und Verbesserung des Zustandes des Volkes für das Volk und für diejenigen, denen sein Wohl aufrichtig am Herzen liegt“.

Die militärischen Möglichkeiten waren, auch abgesehen von allen inneren Widerständen materiell Betroffener, durch die gegebenen wirtschaftlichen und außenpolitischen Be-

dingungen begrenzt. Wenn die Hierarchie aus begeisterten Reformanhängern bestanden hätte, so wären die Aussichten auf eine sofortige Neuerung auch nicht viel größer gewesen. „Unbekannt — klagt Scharnhorst — mit der wolkigten, trüben Zukunft, leben wir hier in einem dumpfen Gefühl der Niedergedrücktheit hin . . . Der größte Teil der Offiziere stehet auf halbem Sold, und nur die vollständigen Regimenter erhalten Friedensbesoldung. Fünftausend Kavalleriepferde werden jetzt verkauft. — Die Train- oder Artilleriepferde sind dem Lande gegeben — das Land ist verheert, die Dörfer in Preußen sind theils so vernichtet, daß man nur noch ihre Stellen an den liegengebliebenen Steinen der Schornsteine siehet — die übrigen sind bis zur Hälfte ausgestorben. — Hunger und Kummer haben unheilbare Krankheiten aller Art erzeugt — Das ist unser Zustand.“

„Keiner wird in seine alten Verhältnisse zurücktreten, — schreibt Gneisenau — und alle müssen wir uns auf ein unruhiges, tumultuarisches, unsicheres Leben gefaßt machen . . . Die Armee wird nicht um die Hälfte, sondern um zwei Drittel kleiner. Wir werden auch unter den günstigsten Umständen zu ganz sonderbaren Mitteln schreiten müssen . . .“

Die feudale Opposition erregt die Reformer, läßt sie immer radikaler werden, zwingt sie, zum erstenmal in Preußen, in der Masse Verbündete zu sehen, veranlaßt Gneisenau, den von Yorck etwas unfreundlich betrachteten „Sauhirt“ zu verklären, ihm den frischen Blick, die reine Hülle und den Kranz aller unvollbrachten Taten zu schenken. „Welch unendlichen Kräfte — schreibt dieser durch Strategie gehemmte Poet — schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt. In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebenden Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Während ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem

elendsten Dorf ein Cäsar dem Pflug, und ein Epaminondas nährt sich karg vom Ertrag der Arbeit seiner Hände.“

Der einzelne Mensch, der das Bewußtsein der allgemeinen Notlage hat und verantwortlich handelt, fühlt sich wie in der Wüste verlassen. So leidet auch Scharnhorst Qualen der Einsamkeit, wird von tausend Zweifeln umgeben, selbst wenn er vor den Vielen die Maske der Sicherheit anlegt. „Wo es auf Gefühle, auf Neigungen ankommt — erklärt Scharnhorst seiner Tochter — da ist der Mensch was er ist, abgesondert von allem, was ihn umgibt. — Dazu kommt, ... daß ... Gefühle, Phantasien, wachende Träume oft ihr unbarmherziges Spiel mit uns treiben ...“

Dieser Stimmungsfluß findet erst vor dem Arbeitstisch einen Halt, hier verflüchtigen sich die Nebel der Empfindung; allmählich schwinden die Sorge, der Schmerz und alle Freuden, die nicht zum Werk gehören.

Der Mensch ist unbescheiden, weil er überhaupt etwas beginnt, und bescheiden, weil er sich begrenzt. So schreibt Scharnhorst an Clausewitz: „Ich ziehe mich sehr wenig ... in Betracht. Ich habe den besten Willen, zu wirken, wo ich kann ...“

Kann man durch innere Einrichtung den Geist der Nation heben, den Samen zu Früchten legen, welche dereinst unter glücklichen Umständen reifen können, so tut man alles, was der jetzige schwache, kranke Zustand erlaubt.“

Von der allgemeinen Idee aber bis zur Verwirklichung war noch ein langer Weg und das Problem so mannigfaltig wie die Möglichkeiten beschränkt erschienen. Ein in den Grundzügen richtiger Gedanke schenkt, wenn er nicht persönlich durchdacht wird, nur leere Vorstellungen, die die Dinge verschleiern, statt Umrisse zu zeigen.

Die allgemeine Wehrpflicht war das Gegebene und nicht Scharnhorsts Erfindung. In der eingesetzten Militär-Reorganisations-Kommission, in der er als Generalmajor



Humboldt.

Wilhelm von Humboldt

führte, stritten begeisterte Freunde mit entschlossenen Gegnern dieses Gedankens.

Im preußischen Staat sprachen die sozialen Fragen und Gegensätze aus den militärischen Formulierungen. Die Notwendigkeit redete soldatisch. Die Ideologien, die Träume, die Illusionen waren militärisch.

Immer kleiden sich allgemeine Fragen und gesellschaftliche Bedürfnisse in eine gemeinschaftliche geistige Uniform. Das Mittelalter spricht, wenn es sich um Bodenverteilung handelt, religiös; das zwanzigste Jahrhundert, wenn es sich um Arbeits- und Produktionsverhältnisse handelt, sozialistisch — weil der Mensch sein Interesse immer veredeln will und ohne ferne Lichter einer ersehnten Vollkommenheit nicht handeln kann; weil er romantisch fühlt.

In Preußen wurden die Möglichkeiten des weiteren Lebens, die Aussichten, Schwierigkeiten, Wünsche und Ängste zu Problemen des Heeres. Der bisherige Aufbau des Staates gebärte diese Form der Fragestellung. Das durch Revolution und Cäsarismus militarisierte Europa konnte den Reformern keine andere Richtung zeigen, bestärkte sie nur in diesem Glauben. Die Wirklichkeit prägte sich dem Denken ein, gab dem Geist ihre Richtung, ging in die Welt hinaus und ließ Hegel betonen, daß das Dasein auf Macht beruhe, daß Wehr und Staatsgewalt ein und dasselbe seien. „Eine Menschenmenge — schreibt er — kann sich nur einen Staat nennen, wenn sie zur gemeinschaftlichen Verteidigung der Gesamtheit ihres Eigentums verbunden ist. Es versteht sich hierbei eigentlich von selbst, aber es ist nötig, angemerkt zu werden, daß diese Verbindung nicht bloß die Absicht hat, sich zu verteidigen, sondern, daß sie die Macht und das Gelingen, mag sein welches es will, durch wirkliches Wehren sich verteidigt.“

Alle diese Notwendigkeiten standen auf der Tagesordnung der Beratungen der Militär-Reorganisations-Kom-

mission. Sie war ein „Gedankenstaat“. Die Interessen der Handelnden, die Bedürfnisse, die Tradition gestalteten ihren Geist, gaben ihr die Schwere, ermöglichten ihr die Wirkung.

Feldmarschall Kalckreuth meinte, die französische Fechtweise anzunehmen, würde eine nationale Entehrung bedeuten. Das Peletonfeuer sei das preußische Paladium, und nur die „schwachsinnigen Gazettenschreiber“ hätten das Feuer der Verwirrung, das Tiraillieren, erfunden, heute unglücklicherweise durch den Namen des Schlachtfeuers geehrt. Jede Reform, selbst im Organisationsrahmen der alten Armee, begegnete solchen Argumenten, die keinen militärischen, sondern politischen Beweggründen entsprachen.

Nicht nur in der Schlacht ist — wie Clausewitz sagt — „von einer rein militärischen Beurteilung eines großen strategischen Ganzen nicht die Rede“, sondern auch hier im Körper der Armee, vor der Schlacht und nach dem verlorenen Krieg, ist beinahe jede rein militärische Fragestellung ausgeschaltet; statt ihrer gibt es nur eine politische, die den Machtverhältnissen der einzelnen Bevölkerungsschichten entspricht.

Als Scharnhorst noch kurz vor Jena die Verminderung des Trosses verlangte, Tausende überflüssiger Pferde, Tausende überflüssiger Begleitmannschaft ausrechnete, empört auf die Equipagen der Offiziere hinwies und die Unbeweglichkeit des Heeres aus allen diesen Ursachen herleitete, antwortete das Oberkriegs-Collegie, es sei besser „etwas beschwerlicher zu marschieren und dagegen den Feind mit mehrerer Sicherheit zu schlagen, als leichter zu marschieren und den kürzeren zu ziehen“.

Seine heutigen Feinde in der Kommission hatten noch die Meinungen und Vorstellungen der Tage vor Jena. Es sei unmöglich, die Reitpferde der Unteroffiziere und Offiziere abzuschaffen; denn „der zahlreiche Adel, der bei uns als

Subalternoffizier dient . . . und den großen Vorzug unserer Armee ausmacht, würde sich durch eine Maßregel, die ihn dem gemeinen Mann gleichsetzt, gedemütigt, gekränkt . . . herabgewürdigt fühlen“. Die Abschaffung der Zelte und der Regimentsbrotwagen sei ebenfalls unmöglich. „Nur der französische Soldat läßt es sich gefallen, mehrere Tage ohne Brot, Monate und Jahre ohne Traktament zu sein.“

Als nach Jena die Reformarbeit des Königs und seiner intimen Freunde aus der Reorganisations-Kommission in Reformierung der Uniformen bestand, schrieb Gneisenau wütend seinem Freund Hauptmann Wiesner: „... Überhaupt werden Sie den preußischen Offizier kaum mehr in seiner neuen Tracht kennen. Ein mit Ketten, edlen Metallen und Quasten verzierter Tschako ziert das Hahnenkammhaupt; die Finger vertreten die Stelle des Kamms; ein küssendick ausgepolsterter, nur bis an das Ende des Gesäßes reichender Rock, an dem der Kragen mehr Tuchaufwand erfordert als die Schöße, umschnürt den Leib; dann folgt eine enge, schwarze, mit vierzehn Dutzend Knöpfen verzierte Reithose als großes Kostüm. Ein affektierter Gang; eine in hohen Tönen intonierte Rede, Verachtung der übrigen Welt; reine Unwissenheit in allen wissenswerten Dingen und hohe Prätenzionen: dies sind die Bezeichnungen eines großen Teils der Offiziere, die noch auf den Beinen stehen.“

Als Generaladjutant erreichte Scharnhorst die Entfernung seiner Gegner aus der Reorganisations-Kommission. Mit dem kühnen, kritischen, tief gebildeten Gneisenau, dessen Phantasie sich mit der Kleists messen konnte, dem jakobinisch entschlossenen Grolmann, dem kantischen Philosophen Boyen, dem historischen Dialektiker Clausewitz, die nun als Mitglieder der Kommission arbeiten sollten, verfügte er über einen wahrlich einzigartigen Stab gleichgesinnter, ergebener und trotzdem selbstdenkender Freunde. Hatte

einst die preußische Armee die meisten und besten Beine der Welt, so besaß sie jetzt nur einige Regimenter, dafür aber die besten Köpfe. Trotz den vielen Abbildungen in Schulbüchern, trotz allen schlechten Versen für geplagte Kinder hat keiner dieser Männer je ein selbständiges Kommando — das Ziel ihrer persönlichen Sehnsucht — in der preußischen Armee führen dürfen. Dazu reichte die Macht des Ernennenden, des Monarchen, nicht aus. Die brandenburgischen Feudalen erwiesen sich als stärker und übernahmen das von ihnen zumeist erst bekämpfte moderne Heer. Ihre wirtschaftspolitische Vormacht wurde bedroht, untergraben, verletzt, aber nicht ganz gebrochen. Die agrarischen und die städtischen Reformen trugen den zwiespältigen Charakter der kommenden Kriege, die einerseits durch die bewaffnete Nation den fremden Despotismus vernichteten, andererseits aber den Sieg für ein Jahrhundert an die Fahnen von zweiunddreißig Dynastien hefteten. Eine unter ihnen ließ sofort nach 1814 dichten:

„Napoleon, du Schustergesell!

Kujon, was läufst du so schnell?

Hättest du mit Darmstadt Frieden gemacht,

Du hättest es wahrlich weiter gebracht.“

„Die preußische Agrarreform — schreibt der erfolgreichste Vernichter des Feudalismus auf dem platten Lande, Lenin — ist dahin charakterisiert, daß die mittelalterlichen Landbesitzverhältnisse nicht mit einem Male liquidiert, sondern allmählich dem Kapitalismus angepaßt wurden, bei dem noch lange halb feudale Züge wirksam sind. Die bürgerliche Revolution hat den preußischen, junkerlichen Landbesitz nicht zerschlagen, sondern nach oben abgerundet; und er ist die Grundlage der Junkerwirtschaft geworden, die, ihrem Wesen nach kapitalistisch, doch ohne eine gewisse Abhängigkeit der Dorfbevölkerung nach Art der ‚Gesindeordnung‘ nicht auskommt. Darauf beruht auch die soziale

und politische Herrschaft der Junker, die noch lange Jahrzehnte nach 1848 andauerte.“

Gerade dieser Feudalismus, der im verklärten Licht der Romantik sterben sollte, gab einem seiner begeisterten Verkünder die wirklichen Ziele einer nur einjährigen Herrschaft. Das Wirken des Freiherrn vom Stein war die Voraussetzung für die geduldige Weiterarbeit Scharnhorsts. Scharnhorst war der einzige aus dem Freundeskreis, der nicht in fremde Dienste trat. Nicht weil er borussischer, ostelbischer, brandenburgischer, hohenzollernscher als seine Verbündeten war; allein er glaubte an die Krönung der Beharrlichkeit, erhob keine Vorwürfe, daß Gneisenau in englische, Grolmann in spanische, Clausewitz und Boyen in russische Dienste traten. Was jedoch ihn selbst anginge, so meinte er, gerade als Nichtpreuße die ihm anvertraute Stelle nicht verlassen zu dürfen, fürchtete, die mühselig erungene Wurzelhaftigkeit wieder zu verlieren. Das eigentlich Konservative, Langsame, nicht seines Denkens, aber seines Charakters, hielt ihn in Königsberg und Berlin fest. „Scharnhorst — schreibt Stein aus der Verbannung — ist es gelungen, durch eine . . . vorsichtige Haltung . . . einen . . . Einfluß zu bewahren, viel Gutes zu tun und viel Übles zu verhindern.“ Der Verbannte polemisierte in diesem Lob gegen sich selbst. Er kannte keine Geduld, seine Sprache war immer von Streit erfüllt, sein Tadel immer eine Beleidigung, sein Wille mußte immer sofort durchdringen, er polterte bei jedem Widerstand. Seine Unterbeamten hüteten sich, ein durch ihn verkündetes Gesetz zu sabotieren. In dieser Kraft der Durchführung liegt auch seine Bedeutung. Dieser Minister, Gebieter über alle Beamten, charakterisierte sie in vernichtender Rhetorik, nannte die Untergebenen Burrallisten. Sie sind ihm „interesselos, denn sie stehen mit keiner der den Staat ausmachenden Bürgerklasse in Verbindung; sie sind eine Kaste für sich, die Schreiberkaste;

eigentumslos, also alle Bewegungen des Eigentums treffen sie nicht; es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre althergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen, man theoretisiere alle Bauern zu Tagelöhnern und substituiere an die Stelle der Hörigkeit an die Gutsherrn die Hörigkeit an die Juden und die Wucherer; alles das kümmert sie nicht — sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Türen versehenen Bureau, ohnbekannt, ohnbemerkt, ohngerühmt und ziehen ihre Kinder weiter zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen“.

Es war dieselbe Rebellion, die den Romantiker und alt-preußisch denkenden Patrioten August Wilhelm von Schlegel zu einer ähnlichen, gereimten Klagerede des Hasses trieb:

„So beruht auch meine Staatsverwaltung
 Bloß auf der Rechnungsbücherhaltung.
 Ich hab' erfunden die Statistik
 Samt allen Künsten der Kameralistik.
 Die Menschen sind Ziffern zu dieser Frist,
 Der Staatsmann ist der Algebraist:
 Er schöpft die Weisheit an den Quellen,
 Geburts- und Moralitätstabellen.
 Da ist nichts so groß oder so klein,
 Es kommt mit in die Rechnung hinein.
 Mit Patriotismus bewirtschaften wir die Wälder,
 Mit Moralität düngen wir die Felder;
 Auf die Gedanken legen wir Taxen,
 So müssen unsere Einkünfte wachsen;
 Und küßt wer sein Liebchen heut oder morgen,
 Muß er uns für die Bevölkerung sorgen . . .
 Bei euch macht Helden der bunte Rock,
 Ein bißchen Löhnung und sehr viel Stock.“

Stein, der im Gegensatz zu Schlegel den Staat, und sei es auch nur für ein Jahr, führen durfte, hatte den Willen, die

Hierarchie zu zerschlagen. Da er sich nicht an die Spitze eines Aufruhrs — weil keiner da war — stellen konnte, so gedachte der Freiherr, diese Tätigkeit als stärkster Mann der königlichen Regierung durchzuführen. Er wollte als der Chef einer ganz anderen Verwaltung sterben, als die es war, welche ihn an die Spitze ihrer Geschäfte berufen hatte. „Eine Maschinerie — schreibt dieser revolutionär-feudal-bürgerliche Defaitist — sah ich fallen, 1806, den 14. Oktober, vielleicht wird auch die Schreibmaschinerie ihren 14. Oktober haben.“

Er sah die Gebärde mittelalterlicher Kaiserpracht, glaubte, den Chor der Toten zu hören, bewunderte die Schiffe der freien Hansa, die, nicht durch Untertanen, sondern durch freie Bürger in Bau gegeben, vom Stapel gelassen, ausgerüstet, den grauen Nebel besiegten. Er glaubte, die Wiedergeburt in der Selbstverwaltung der Städte, die ihm die Selbstverwaltung der Menschen war, durchführen zu können. Ihm wird vom König, wie einem Lakaïen, der Silberlöffel gestohlen hat, die Tür gewiesen. Friedrich Wilhelm meint, dieser Minister sei vielleicht begabt, sicher aber wahnsinnig, jedenfalls ein „trotziger, ungehorsamer Staatsdiener“. Stein jedoch will keinen Gehorsam, sondern Verantwortung. Er erfindet sie gleichsam für den preußischen Staat, wie Scharnhorst die Selbständigkeit der Unterführung für die Armee. Der Freiherr kämpft für die Verantwortung der Minister, gegen das unverantwortliche Kabinett und für die Verantwortung jedes einzelnen Bürgers in den Städten. In der Wahl der Stadtverordneten sollen sich die städtischen Korporationen konzentrieren. Jeder Eingesessene müsse wählen. „Die Regierung, — schreibt er — weit entfernt, Ursache zu haben, über den Einfluß der Klasse der Eigentümer . . . etwas befürchten zu müssen, vervielfältigt die Quellen ihrer Erkenntnis von den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft und gewinnt an Stärke in den Mitteln der Ausführung.“

Ursprünglich wendet er sich gegen die geheime Wahl, damit der verängstigte Pfahlbürger sich erst einmal in Zivilcourage übe, sich daran gewöhne, der Meinung der anderen zu widerstehen. Sein Mitarbeiter, der kantische Polizeidirektor Frey aus Königsberg, sagt ihm jedoch, daß öffentliche Abstimmung nur ein Luxus des unabhängigen Reichthums sein könne. Der Mensch trägt zwar, wie Stein zu glauben scheint, viel Humanität in der Brust, kann den gestirnten Himmel bewundern, der nächtlich seit vielen Jahrtausenden eine Galabeleuchtung der Natur befiehlt, damit die Kreatur auf dem Erdball sich ihres Bewußtseins, ihrer Poesie und Astronomie erfreue; nichtsdestoweniger unterliegt er einem Gulden des Reichen und einem Auf-die-Schulter-klopfen des Vornehmen.

Der reichsunmittelbare Aristokrat schenkt den Bürgern die Selbstverwaltung, nach der sie nie gestrebt haben, die nicht einmal in Frankreich, trotz Revolution und Terrorismus, erobert wurde. Die guten Bürger verstehen gar nicht den Wert der Gabe. Da hatten die Junker in Preußen ein ganz anderes Selbstbewußtsein. Ihre Vorherrschaft war kein ministerielles Geschenk, sondern ein täglich neu erobertes Gut, das sie, obwohl die Entwicklung der Dinge gegen sie sprach, lange behielten; deshalb schenkten sie dem Lande so viele Persönlichkeiten, die gegen ihren eigenen Stand auftraten, weil das Bürgertum selbst nichts tat.

Stein wand der Aristokratie durch die Städteordnung, wenn auch nicht die individuelle Vorherrschaft, so doch das willige Menschenmaterial aus den Händen; denn ausschlaggebendes Element der Armee sollte nicht mehr das willige, verängstigte, verprügelte Bauerntum, sondern der Städter werden. Stein war Mitglied der Militär-Reorganisations-Kommission, hatte hier Sitz und Stimme. Vor allem drang er mit Scharnhorst darauf, daß die Befreiung der Stadtbewohner vom Kriegsdienst aufhöre. Erst diese neue, so

geborene Infanterie konnte die Söldner ersetzen; ihre Taktik und Strategie würde dann über einheimische und fremde Widersacher siegen. „Die militärische Disziplin — schreibt Max Weber — bedeutet den Sieg der Demokratie, weil man damit, daß man die nicht ritterliche Masse heranziehen mußte und wollte, ihnen die Waffen und damit die politische Macht in Händen gab.“

Aber auch diese theoretische Regel hat nicht, wie gerade das französische Beispiel von Republik zum Kaiserreich zeigt, die Gültigkeit des Gravitationsgesetzes; vielmehr wird der Mensch von der Macht angezogen wie alle Gegenstände vom Mittelpunkt der Erde. Entscheidende Siege krönen zu- meist nicht die Masse der Bewaffneten, sondern ihre Führer und Organisatoren, für deren Existenz und Erfolg die Demokratie Voraussetzung ist, und die nun auf dem eroberten Schlachtfeld in ihr Gegenteil umschlägt.

Jeder Cäsar beginnt als demokratischer Parteigänger, schon darum, weil jeder Cäsar die Ziegel zu seinem Gebäude, die Menschen, kennenlernen muß. Der Wille der Individuen darf sich eben von dem bequemen Polster der Unterwürfigkeit, von den Flöten und Kränzen des Triumphators nicht verlocken lassen und muß selbst nach Macht streben.

Stein besitzt diesen Willen und liebt die Stärke bis zur Schwäche. Wie er mit Friedrich Wilhelm redet, spricht für den Monarchen; denn er beugt sich oft vor Grobheiten seines Ministers. Ich bin zufrieden, wie mich der König fürchtet, erklärt Stein. Als der Regent vier Millionen, die man ihm angeblich schuldete, sofort aus der Staatskasse erheben will, schreibt Stein: „... Ich mag meinen Namen zur Sanktionierung solcher Verschwendungen nicht hergeben. Übernehme die Verwaltung der Seehandlung wer da will und helfe plündern so gut er kann.“ Stein spricht nicht als Bürger, sondern als reichsunmittelbarer Ritter, mittelalterlicher Grande, und sieht in der Demokratie der Bewaffnung

die Quellen nicht nur staatlicher, sondern auch individueller Unabhängigkeit.

Diese „Freiheit des Christenmenschen“ — stets durch Geburt, Tradition und Ökonomie bedingt —; diese gewaltige Deklamation und dennoch Lebensquell europäischer Gedanken, Anstrengungen und Ergebnisse; dieses Pathos deutscher Geschichte und Philosophie seit dem vierzehnten Jahrhundert; diese Freiheit, die im Mund des Königs absolute Monarchie, in dem der Fürsten Landesverrat zugunsten der Bourbonen, in dem der Feudalherren das Bauernlegen, in dem des Bourgeois einmal Schutzzoll, das andere Mal freier Handel bedeutet, ist in Scharnhorsts Bewußtsein, als individuelle Unabhängigkeit aufgefaßt, die seelische Voraussetzung der erträumten Armee. „Es scheint bei der jetzigen Lage der Dinge darauf anzukommen, — berichtet die Militär-Reorganisations-Kommission — daß die Nation mit der Regierung aufs innigste vereinigt werde; daß die Regierung mit der Nation ein Bündnis schließt, welches Zutrauen und Liebe zur Verfassung erzeugt und ihr eine unabhängige Lage wert macht. Dieser Geist kann nicht ohne einige Freiheit in der Herbeischaffung und Zubereitung der Mittel zur Erhaltung der Selbständigkeit stattfinden.“

Die Aussöhnung soll ein militärisches Fest sein, sich bewaffnet vollziehen, die alten reduzierten Kaders sollen sich mit der Menge verbinden, förmlich in der Masse verrinnen, damit die neue Heeresform ihre Macht offenbaren kann. Wie aber diesen Prozeß durchführen, den Weg finden? Die Neubewaffnung muß mit der Entwaffnung beginnen. „Unsere Reorganisation der Armee — schreibt Scharnhorst — besteht bis dahin in Organisation der Einschränkungen. Wir haben unsere Armeekorps von 60000 bis auf 42000 eingeschränkt.“ Dieser Pazifismus war durch den Gegner befohlen und hieß: Sei du ohnmächtig, damit ich stark; sei du friedlich, damit ich kriegerisch sein kann. Trotzdem er-

leichterte dieser feindliche Zwang die Arbeit der Militärkommission. Die Reformer hätten sonst nicht so viel hohe und höchste Offiziere kassieren können, hätten nicht die Macht gehabt, tief eingewurzelte Kasteninteressen zu überwinden, so viele geistig und körperlich Invalide — durch Pergamente des Privilegs geschützt — im Spital der Einflußlosigkeit abzuschließen. Scharnhorst erreichte, daß von „143 Generälen, die das Heer 1806 geführt hatten, 1812 nur noch 8 aktiv waren“. Die Armeeverfassung, die napoleonische Siege begründet hatte, drang durch, konnte nicht französisches Staatsgeheimnis bleiben; Bonaparte vermochte den Besiegten ebensowenig mittelalterliche Ritterheere aufzudrängen, wie im zwanzigsten Jahrhundert ein Triumphator den Unterworfenen die Eisenbahn verbieten und die Postkutsche diktieren könnte. Das „Geheimnis“ der Kriegführung ist zumeist ein eitles Geheimnis der Stäbe. Das Wesentliche, das Entscheidende liegt auf der Straße; man sieht es ohne Kundschafter. Die Voraussetzung dieser Erkenntnis ist nur Selbstüberwindung, der schwierige Verzicht auf eigene Unfehlbarkeit. Oft begreifen die Besiegten eher die Grundlagen der gegen sie angewandten Kriegführung als ihre Überwinder; wie auch der Preuße Clausewitz den Aufbau der französischen Macht genauer als die Franzosen erkannte. Hier herrscht die freie Konkurrenz des Geistes und nicht die Zahlenmystik pythagoreischer Sekten.

Und trotzdem war die Idee der allgemeinen Wehrpflicht für Preußen noch ein unbestimmter Begriff. Die Aufgabe bleibt immer eine besondere, verlangt genaue Beschreibung und exakte Zergliederung, die theoretische Trennung ewig wiederkehrender Elemente von neu entstandenen, von den scheinbaren Zufällen der Glücks- und Unglückstage.

Ein Mensch, ein persönliches Leben mußte sie durchdenken. Seine Vergangenheit durfte nicht nur die Wanderung durch die Abstraktion, sondern mußte auch das schwere

Atmen der Angst, die Freude über den Erfolg, die Tränen über die Niederlage, das Kriechen auf der Erde, Staub, Hunger und Durst, die selbstverständliche Überheblichkeit der Vorgesetzten, den Neid der Untergebenen, die Verleumdung Gleichgestellter, alles, was die soldatische Aktion begleitet, enthalten. Trotz allen Hypothesen, allen schlecht bezahlten und unbezahlten Anstrengungen, trotz allen Fleißes, trotz allen Chroniken, Sammlungen und Museen, wird die Geschichtsschreibung immer nur ein Versuch, ein gelungener oder mißlungener Essay bleiben, weil das Persönliche der individuellen Anstrengung im Urwald des Werdens versinkt; weil der genaue Einfluß, die genaue Wirkung des Einzelnen, das Ungeschriebene und Unbeschreibbare des Wirkenden nicht abgrenzbar ist, auf Nachfolger unbemerkt übergeht, von Geschlecht zu Geschlecht das verborgendste Feuer der Gedanken anzündet.

Die Unlust und die Freude einer langen Kette persönlicher Erinnerungen, die ganze Last dieses furchtbar abhängigen Lebens, das Spiel langer Jahre, die Überraschung und die Routine wiederkehrender Tage scheinen ein Individuum für die Zwecke der Geschichte zu formen, obwohl sie keine hat, oder man wenigstens keine erkennen kann, sondern nur Schichten, Klassen und Nationen für ihre Auslegung des Werdens kämpfen und durch die Aktion den Stempel ihrer Gedanken einzuprägen versuchen.

Scharnhorst wurde durch sein ganzes Leben für diese „Einprägung“ vorbereitet. Alle Feldzüge, an denen er teilnahm — der holländische im Dienste Hannovers; der preussische des Jahres 1806 — endeten mit entscheidenden Niederlagen. Die Unlust dieser Jahre bildete seine denkende Melancholie, befestigte seinen Glauben an das allgemeine Aufgebot. Er hatte es zweimal gesehen, und es hatte deshalb für ihn nicht nur das Unbestimmte der Verheißung.

Auf deutschem Territorium hatte der Graf zu Lippe vier

Jahrzehnte vor der französischen Revolution, wie, um den an sich fragwürdigen Satz Pascals: „Der Mensch ist zum Denken geboren . . .“ zu beweisen, nicht nur die Burg im Steinhuder Meer gebaut, sondern auch die allgemeine Dienstpflicht eingeführt. Er nahm seinen Untertanen einen Eid ab, nicht in fremden Heeren zu dienen. „Meine Absicht — schreibt der regierende Graf zu Schaumburg-Lippe — war zunächst die, den fremden Werbungen und der Auswanderung vieler junger unüberlegender Menschen zuvorzukommen, welche in Hoffnung auf großen Gewinn ihre Heimat verlassen . . . dadurch das Land berauben.“

„Jährlich — führt Max Lehmann aus — hatten die Geistlichen ein Verzeichnis derer, welche in das vierzehnte Lebensjahr eingetreten waren, den Ämtern zu übergeben. Diese vervollständigten daraus die Rolle der ‚Reserve‘ . . . und berichteten über die Zahl der Dienstbrauchbaren und der mit Schießgewehr Ausgerüsteten in ihrem Bezirk. Denn das Verbot, Feuerwaffen zu besitzen, in dem der Gedanke eines abgesonderten Soldatenstandes sich vollendet, war aufgehoben . . . Sie wurden an den Sonntagen der drei Frühlings- und Herbstmonate uniformiert, unter die Kriegsartikel gestellt und exerziert, namentlich in Scheibenschießen geübt.“

Diese lippische Verordnung, einzigartig im damaligen Europa, galt dort, wo sie bemerkt wurde, für die Ausgeburtsphantasie eines Duodezfürsten; und da Beispiele, wenn sie nicht durch Notwendigkeiten befohlen werden, höchstens „interessant“ erscheinen, aber keine weiteren Folgen haben, blieb auch das Wirken des Grafen nichts als eine Anekdote in der bunten Absonderlichkeit deutscher Fürstenhöfe.

Scharnhorst spendete dem Grafen begeisterte Hymnen. Mit der Zeit wurden indes auch ihm die Anstrengungen seines Meisters zur idealisierten Jugenderinnerung. Sie verlor sich im Unbestimmten der Vergangenheit. Im holländischen

Feldzug erst wurde das Beispiel lebendig und nach Jena zum inneren Gebot. Die französische Revolution brachte zwar die allgemeine Wehrpflicht, aber nicht nach Berechnung in den Kanzleien, sondern durch den gebietenden Imperativ der Selbstverteidigung in einem bis dahin unbekannten tödlichen Ringen. In Preußen gab es keinen Elan von unten, und die Hierarchie, die oberste Führung, der Monarch und seine Freunde, betrauten zwar die Niederlage, trösteten sich aber schließlich über die Katastrophe mit dem geretteten Besitz des eigenen Lebens.

Der Monarch vertraute der Reorganisations-Kommission, weil ihre Mitglieder nach Jena keine Festungen übergeben, Scharnhorst, Grolman, Gneisenau und Boyen während der allgemeinen Niederlage sich nicht unterworfen hatten. Wenn er auch nicht viel vom Militärischen begriff, so sagte ihm doch der gewöhnliche Verstand, daß Menschen, die im Krieg am zähesten widerstehen, bessere Soldaten als die anderen sein mußten. Diese Rechnung war der einzige Grund seiner zögernden Sympathie für die Reformer. Scharnhorst sprach immer, als ob jede Änderung nichts anderes als eine Erfüllung suchender Gedanken Seiner Majestät wäre. Deshalb empfand der König oft die militärische Sabotage gegen die Armee reform als eine Beeinträchtigung seiner Rechte, an denen er ebenso zäh wie am Althergebrachten hing. Er schwankte sehr oft, er schwankte immer. Jede große Änderung mußte von ihm durch hysterisches Benehmen, durch Tränen, Beschwörungen, Ekstase und Niedergedrücktheit förmlich erbettelt werden. In seiner näheren Umgebung befand sich niemand aus dem Kreis der Militärkommission. Sie mieden die Zimmer des Palastes.

Scharnhorst lebte wie immer ganz zurückgezogen. „Meine Geschäfte sind . . . jetzt derart, — schreibt er seiner Tochter aus Königsberg — daß ich den ganzen Tag zu Haus bin, nur des Morgens bin ich drei Stunden im Vortrage. Ich

wohne am Walle bei einer Frau, die einen schönen Garten hat; ich bin fast auf dem Land; ich trete aus der Stube in den Garten, aus der Haustür auf den Wall und ins Feld.“ Wie immer setzte er auch jetzt dem Monarchen auseinander, daß die Reformen nichts Neues bedeuteten und Aufzeichnungen aus vergessenen Hohenzollernarchiven entsprächen. Das stehende Heer sollte auf einer ganz anderen Basis fortleben. Die Miliz müßte jedoch das große, unerschöpfliche Menschenreservoir darstellen; die allgemeine Wehrpflicht könnte jetzt nur in Form dieser Zweiheit durchgeführt werden. Bei der gegebenen Finanzlage — der Etat für die ersten drei Monate des Jahres 1808 sah Einnahmen in der Höhe von 386 000 und Ausgaben von 2 586 000 Talern vor — mußten die Kaders des stehenden Heeres geringfügig sein. Alle Waffenfähigen konnten nicht im regulären Heere dienen. Die Armee war auch die unpopulärste Institution in Preußen, der Soldat ein verachtetes, verprügeltes Individuum, immer bereit, die empfangenen Fußtritte an Zivilisten und sonstige Unbewaffnete weiter zu leiten. Die Bewaffnung mußte in anderen Formen organisiert werden; die neuen Rekruten sollten die Organisation selbst leiten. Die Miliz sollte aus allen Waffenfähigen bestehen, die sich selbst ihre Ausrüstung kaufen und sich während der Übungszeit unterhalten würden. Die Wehrmänner durften bei der Wahl der Offiziere mitbestimmen. Die Offiziere der Miliz „haben gleichen Rang und gleiche Vorrechte“ wie die der stehenden Armee. Diese Bewaffneten und Begüterten sollten jährlich vier Wochen exerzieren, anfangs — bis die neue Organisation funktionieren würde — unter Führung der Offiziere des stehenden Heeres, denen man das Prügelrecht nahm und freundliches Benehmen vorschrieb.

Die große Auslese, die Auswahl zwischen stehender Armee und Miliz, sollte in der Kommune geschehen. Hier wurde jeder Neunzehnjährige nicht nur gemessen, sondern auch

sein Geldbeutel gewogen. Denn nur die Armen, die sich kein Gewehr und keinen Soldatenrock kaufen konnten, und die Freiwilligen sollten das stehende Heer bilden.

Die militärische Hierarchie, die feudale Opposition und die reichen Bürger der Städte fürchteten die Menschen ohne Brot und mit Gewehren. Diese Verbindung gefiel ihnen nicht. Besonders die Junker überschätzten den dienenden Stand, wenn sie annahmen, daß die Vielen denselben Willen zur Macht wie sie haben würden, übersahen, daß dieser Wille nur Ergebnis eines langen historischen Prozesses und nicht ein Akt des Aufruhrs sein kann. Die Reorganisations-Kommission mußte ihre Gegner mit allen Mitteln beruhigen. „Man darf sich nicht fürchten — heißt es in der Promemoria über die Einrichtung der Nationalmiliz —, daß eine solche Miliz gefährlich wird, wenn sie aus der bemittelten Klasse der Untertanen besteht. Als England seine Grundeigentümer und Hausbesitzer bewaffnete, verschwand der Gedanke an Revolte und innere Revolution. Nur eine Miliz aus der niederen Klasse kann Bedenklichkeiten veranlassen.“

Scharnhorst und die Mitglieder der Kommission waren bereit, jedes Kompromiß zu schließen, um der Idee der allgemeinen Wehrpflicht, in welcher Form auch immer, die Wirkung zu ermöglichen. Ihre Abstammung ließ sie das Vorrecht der Reichen, nicht in der Armee dienen zu müssen, unbegreiflich erscheinen. Der alte Adel mit seiner Kastenmoral des Schlachtfeldes, mit der Poesie des Rittertums erschien ihnen entschuldbarer, trotz allen Privilegien, als die reichen Bürger, denen der Besitz die Ruhe der Sicherheit, des ewigen Friedens schenkt. Alle fünf Offiziere der Reform waren arm und blieben arm bis an ihr Lebensende. Sie hatten auch keine Gelegenheit, ihren Ursprung zu vergessen, da ihnen nicht, wie den Feldwebeln der französischen Republik, mit Thronen gedankt wurde. Das

persönliche Milieu der Militärkommission drang in die Armeeverfassung ein. Vom Kapitän und Rittmeister aufwärts kürzte Scharnhorst die Einnahmen, erhöhte sie dagegen den Leutnants und Premierleutnants erheblich, trotz aller Sparmaßnahmen. Die Armut wurde zur idealisierten Tugend, zum kategorischen Imperativ bescheidener Leute mit fixer, aber mäßiger Besoldung. Boyen sagt von den Reichen: „Bey mehrsten ist die Tugend in so viel Baumwolle eingebettet, daß sie selten zur Tätigkeit kommt.“ Clausewitz war der Sohn einer armen Theologenfamilie, der die Hälfte seines Lebens Not litt, dessen Jugend unter dem Druck der Armut beinahe verkrüppelt wäre. Zu Gneisenau kam der Feldmarschall des Schicksals, der Gerichtsvollzieher, und stattete seinen autoritativen Besuch ab. „Meine Karriere — schreibt Scharnhorst — ist ganz mein eigen Werk vom zehnten Jahre an . . . Das Klavier lernte ich nicht, weil ich fürchtete, man machte mich zum Organisten.“ Diese von den Eltern geerbte Entbehrung sollte ihn bis zum letzten Jahrzehnt seines Lebens nicht verlassen.

Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und Grolman — nicht Clausewitz — hätten, trotz allem, was sie von den Jakobinern trennte, die Konventreden Robespierres über diese „fetten Egoisten, infamen Verschwörer, die Schätze aufspeichern und gegen das Vaterland intrigieren, dem Volke nur das Elend und die himmlische Gerechtigkeit lassen“, selbst halten können. Sie schwärmen, wie er, für die Tugend, die in ökonomischer Schwäche Uneigennützigkeit sieht. Der Geplagte aus dem Volk trägt nicht nur volle schwere Säcke der Armut auf dem Rücken, sondern seufzt auch unter der Unmöglichkeit, sich für das Vaterland opfern zu dürfen. Die Stärke wohnt bei den Schwachen, die innere Reinheit im Lager der Ungepflegten, die Kraft bei den Dienenden.

Das war auch der Glaube besitzloser französischer Seminaristen, Intellektueller, die am Vorabend der Revolution

in ihrem Klassenzimmer Worte römischer Dichter, Schritte römischer Legionen hörten und den Ausspruch Racines: „Unter einem König, der Bürger ist, sind alle Bürger Könige“ stolz wie zur Übung für spätere Volksversammlungen deklamierten.

Jetzt beginnt erst die Geschichte des „Vernunftmenschen“. Von allen Vorurteilen befreit, erkennt er die Wahrheit, die in China, Afrika oder Frankreich dasselbe wunderliche Alphabet hat. Diese entdeckte Wahrheit muß auf allen Kontinenten politische Verfassung werden! Wer ihr widersteht, ist vogelfrei, hat in Gedanken gemordet, muß gelyncht werden. Die Fackel der Vernunft, in den Händen ihrer neuen Ausleger, bedeutet Aufruhr in allen Städten, Brand in allen Dörfern Frankreichs. Dieselbe jakobinische Vernunft läßt Bonaparte aus Ägypten stolz dem Direktorium berichten: „Der Brigadekommandeur LeFebvre . . . stellt sich im Karree auf und schießt den ganzen Tag auf die Unsinnigen, die sich nicht von ihrem Irrtum überzeugen lassen wollen . . . Erst in der Nacht, als sie ihre Toten und Verwundeten zählen — es waren mehr als tausend Tote — sehen diese Fanatiker ein, daß Gott kein Wunder mehr tut.“ Dieselbe Vernunft, dieselbe Geometrie des Glücks militarisiert Europa, wird jetzt von Napoleon am Vorabend des spanischen Aufruhrs erläutert: „Schreibe ich — sagt er zu Madame de Remusat — auf meine Fahne die Worte Freiheit, Vernichtung des Aberglaubens, Vernichtung des Adels, so wird man mich wie in Italien empfangen . . . Ich werde das Volk aus seiner Dumpfheit erwecken, die Fortschritte der Industrie, die den Reichtum befördert, unterstützen, und Sie werden sehen, Madame, man erblickt in mir den Befreier Spaniens.“

Dieser Bedingungslosigkeit des politischen Willens, dieser nicht mehr zu übertreffenden Einseitigkeit, die zum Zwecke des Handelns die historische und animalische Vergangenheit

des Menschen vergißt und das Funktionieren des Verstandes mit der Regelmäßigkeit einer Uhr verwechselt, entspricht die straffe, meisterhaft konzentrierte Strategie. Sie erscheint Napoleons Anhängern und vielen seiner Zeitgenossen als ein intellektueller Genuß. Er popularisiert ihre Gedanken durch seine Feldzüge. Als ein General ein ebenso verwirrtes wie gelehrtes Buch über Kriegführung schreibt, wundert sich der Kaiser nicht über den Autor, fragt aber, wie die Setzer, die doch Soldaten gewesen seien, solch eine Schrift hätten drucken können.

Seine Schlachtmaximen waren zur Popularisierung ebenso geeignet wie die abstrakten Sätze der Jakobiner. Auch sie erhoben die Unglücklichen, die seit sechzig Generationen, über ihr Werkzeug gebückt, für andere dienten, stachelten sie auf, für den eigenen Genuß, für das eigene Bedürfnis Güter zu erraffen und schenkten ihnen die Möglichkeiten dazu. Wie in der allgemeinen Politik Napoleon die Vielen nur als Mittel zu seinen Zwecken sah, so auch in der Kriegführung. „Es gibt in Europa — sagt der Kaiser — viele gute Generäle, aber sie sehen alle zu viel. Ich sehe nur die Masse.“

Wie es aber keinen „Idealstaat“ geben kann, so auch keine ideale Strategie. Die Strategie ist in keine Zauberformel, die alles ermöglicht, zu bannen; sie dient, wie alles auf der Welt, endlichen, beschränkten Zwecken, kann nicht den gegebenen politischen Rahmen sprengen, vermag nur, ihn für kurze Zeit zu überschreiten, und bricht zusammen, wenn der Führer die Bedingtheit seiner Armeeverfassung, die daraus sich ergebenden Möglichkeiten und Unmöglichkeiten vergißt.

Der gehobene Mensch aber, selbst der an der Spitze, unterscheidet sich schließlich nur im Nebensächlichen vom gewöhnlichen Individuum. Er kann nicht die ganze Wahrheit, das heißt alle Erscheinungen der Dinge, erkennen; mit ängstlicher Neugierde blickt er um sich, spricht vom Schick-

sal, und Schicksal heißt zumeist nur das Unvermögen, die Zukunft zu erraten.

Die jakobinisch-cäsarische Strategie sollte nur Mittel zum Zweck der Bildung nationaler Staaten sein; sie mußte indes, wie die revolutionäre Politik, ihre Ziele überschreiten, um Dauerndes zu hinterlassen.

Napoleon übersteigerte den Nationalstaat, erstrebte — durch den Kampf mit England gezwungen — die Weltherrschaft. Er mußte aus militärischen Gründen — um die Sicherheit seiner Erfolge besorgt — alle Küsten Europas überwachen, überall dort, wo das Meer die Erde berührt, einen Damm aufrichten. Er war ein Korsar auf dem festen Boden, wie England auf dem Meere. Um einen Feldzug zu beenden, unternahm er den nächsten.

Um den Krieg gegen England zu bezahlen — schreibt Georg Sorel, — Krieg gegen die Türkei. Um diesen Krieg zu beenden, Krieg gegen Portugal, das die Blockade verletzt; Krieg gegen Spanien, weil es sich weigert, Portugal zu bedrängen. Krieg gegen Österreich, weil die Donaumonarchie, erschrocken durch das Übergewicht, rüsten mußte.

Die Strategie bleibt hinter den Weltereignissen, hinter dem napoleonischen universalen Vorherrschaftsversuch zurück; denn sie ist das Reale, der Boden kriegesischer Tat, der eiserne Zwang. Die Politik ist der Wille, die Strategie das Können!

Wie die Jakobiner die absolut vollkommene Gesellschaft wollten, in der, nach einer Konventrede St. Justs, die „Frauen Götter gebären“ und, nach der Meinung eines Vorläufers des modernen Sozialismus, Fouriers, alle Meere zu Limonadenwasser werden, so ersehnte Napoleon die absolute Weltherrschaft. Er konnte sagen und hat es oft gesagt, ihr Ziel sei das allgemeine Glück des ewigen Friedens. Revolutionären und sonstigen Kriegern kommt es auf den Eintrittspreis ins Paradies nicht an!

Napoleon hat in Spanien zur Erreichung seines Endzieles das kaiserliche Dekor und die silbernen Tafelgeschirre mit ihrem aus schwerem Gold geprägten „N“ vergessen, hat nicht nur kommandiert, sondern selbst, mit dem Degen in der Hand, im winterlichen Hochgebirge gekämpft. „Wir befanden uns — schreibt ein Augenzeuge, Gormeville, — „einige Schritte hinter dem Kaiser, der wie wir zu Fuß marschierte . . . Die Soldaten stießen die furchtbarsten Drohungen gegen den Kaiser aus, machten sich gegenseitig Mut, ihn mit einem Schuß niederzustrecken, klagten sich der Feigheit an, weil sie es nicht taten. Er hörte das alles so gut wie wir.“

François Rabelais, dessen Romanheld seine Jugend „trinkend, essend und schlafend; essend, schlafend und trinkend; schlafend, trinkend und essend“ verbringt und der, um den Durst seines ersten Jahres zu stillen, die Milch von 17913 Kühen braucht, aus der Wiege sich erhebt und einen Bären erwürgt, läßt ihn, kaum ein Knabe geworden, unter anderem auch Europa, Asien und Afrika erobern wollen. Das begabte Kind zieht den Feldzugsplan aus der Tasche und zeigt, wie seine Ritter aus Frankreich ausziehen werden, um Syrien, Armenien, Albanien, Rußland und noch viele, viele andere Länder zu erobern. Ein Neugieriger fragt ihn, warum er sich solchen Strapazen unterwerfen wolle. Um später nach Hause zu kommen und auszuruhen, antwortet der Unternehmungslustige.

So kehrt auch scheinbar die revolutionäre Strategie zu den politischen Verhältnissen zurück, von denen sie ausgegangen ist. Sie hatte die alten Monarchien vernichtet, Könige und Bischöfe, Feldmarschälle und Duodezfürsten ins Ungewisse hinabgeworfen, die vergoldete Ruhe des alten Glaubens gestört, um dann Königen und Bischöfen, Feldmarschällen und Duodezfürsten eine nie geahnte Stärke zu schenken. Hinter spanischen Hügeln, aus Dörfern und Vor-

städten ertönt das Gebet des frommen Volkes. Nackte und Ausgeplünderte, Verfolgte und Darbende glauben, frohe Tage nur in der durch keinen äußeren Feind berührten Heimat zu sehen. Fürchterlich erheben sich die Jakobiner der heiligen Jungfrau, die Terroristen Gottes, die Sansculotten der Dreieinigkeit, zünden ihre Scheiterhaufen an, wie einst die Jünger Robespierres ihre Guillotine aufstellten.

Der nationale Krieg Spaniens siegt im Zeichen der Ketzergerichte, wie früher die Franzosen unter dem Schutz der Revolutionstribunale. Die Spanier verkünden die große Lichtmeß, von großer Blutreinigung begleitet, wie einst die Republikaner ihre Weltbefreiung, erklären sich für unbesiegbar, denken so wenig an Niederlage wie die Sansculotten. Die empörten Kommunen leiten die Insurrektion; ihre Gerichte organisieren den Kleinkrieg und die militärische Taktik der Überraschung, die dieselbe Selbständigkeit der Unterführung voraussetzt wie die Strategie des Kaisers.

Die Vernunftsuhr scheint bei den Spaniern doch anders als bei den Parisern zu schlagen. Die napoleonischen Manifeste wiederholen vergebens die ganze Reihenfolge der „Menschenrechte“. Das Madrider Dekret der französischen cäsarischen Revolution verschenkt alle Schätze aus der jakobinischen Bundeslade: „Alles was sich eurem Fortschritt und eurer Größe entgegenstellt — verkündet Bonaparte —, habe ich vernichtet. Ich habe alle Ketten, die das Volk bedrücken, zerrissen. Eine liberale Gesetzgebung gibt euch an Stelle einer absoluten eine verfassungsmäßige Monarchie.“

Die neuen Worte können ebensowenig siegen wie die neue Strategie. Die neue Strategie scheint förmlich auf andere übergegangen zu sein, aber so umgewandelt, oftmals gar in die Form alter Kriegführung sich versteckend, daß man sie nicht erkennt.

Jetzt sind es nicht mehr das Wetter, der graue Himmel des Nordens, der Schlamm und die Kälte, die, wie bei Puls

und Preußisch-Eylau, Bonaparte ins Leere schlagen ließen, sondern die feindlichen Menschen. Sie liefern keine Schlacht, verbergen sich. Sie vermeiden sie aber nicht, weil die Strategie der alten Schule es einst so vorschrieb, sondern aus entgegengesetzten Gründen. Sie wollen kämpfen, den Feind vernichten. Die Armee des Kaisers marschiert vorwärts, der Feind umzingelt einzelne französische Posten. Spanische Banden machen die von ihrem Gegner eroberten Gebiete zur Hölle. Die Kriegführung der jakobinisch-cäsarischen Strategie muß ihre Grundsätze verlassen, Magazine aufbauen und um das Hinterland besorgt sein. Weder die eingenommene Hauptstadt noch das besetzte Land bringen den Erfolg.

Die Strategie der Revolution scheint wie der Wind über Berge zu wehen; aber die Felsen, die Abhänge, die Flüsse bleiben, und der Sturm vergeht. Die fremde Revolution hat die Masse mit ihren traditionellen Führern versöhnt und nach ungeheuerlichen Anstrengungen das Gegenteil ihres Ziels erreicht, — der Boden der spanischen Politik vermengt sich mit der spanischen Erde und gebiert eine nationale Kriegführung für die Spanier.

Die Romantiker siegen auf der Pyrenäischen Halbinsel über die Rationalisten. Andere als die von den Vernunftgläubigen übersehene Elemente des Menschen empören sich. Das Mittelalter scheint ein neues Band zu malen, die Tradition neue Blätter zu färben, den alten Göttern einen neuen Frühling zu schenken. Das Exotische, oft Gruselige, nicht selten Bizarre, scheinbar Unwahrscheinliche romantischer Literatur und Empfindung bemächtigt sich der Seelen; die Illusion bleibt Illusion, aber sie ändert ihre Richtung; alle Kampf- und Widerstandsideen weisen auf die Vergangenheit hin. Die Mystik des Wortes erhält einen Sinn. Mittelalterliche Träume und Vorstellungen zeigen sich nicht weniger lebendig als die Deklamationen jakobinischer

Konkurrenten, begleiten auch die Märsche einer Armee, spenden den Soldaten den Glauben an den Sieg, die Munterkeit des Erfolgs.

„Jede Zivilisation — meint der innig an den Papst gläubende Joseph de Maistre — beginnt durch Wunder. Ob sie an sich wahr oder falsch sind, ist ganz nebensächlich.“

In Madrid liest Napoleon den abgefangenen Brief Steins: „Die spanischen Angelegenheiten machen einen sehr lebhaften Eindruck und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten vermuten sollen. Es wird sehr nützlich sein, sie möglichst auf eine vorsichtige Art zu verbreiten.“

Der Kaiser vermutet auf den weiten Flächen seiner Eroberungen die Gefahr ebenso zerstreuter wie zäher Aufstände. In feierlichem Manifest erklärt er den Freiherrn vom Stein — als ersten seiner bisherigen Feinde — für vogelfrei, zeigt mit großer Geste auf den vertriebenen Minister, erhebt ihn damit zum ebenbürtigen Gegner.

Napoleon verbietet Preußen durch die Pariser Septemberkonvention, während der nächsten zehn Jahre mehr als 42000 Mann zu unterhalten, untersagt ausdrücklich die Milizbildung, verpflichtet sogar Berlin, im Falle eines französischen Feldzuges gegen Österreich Soldaten zu stellen. Sie sollen als Geisel für die Ruhe der Unterwerfung bürgen. Das Kaiserreich kann auf dem Kontinent nur Unterworfenen oder Mitschuldigen dulden. Wie die Revolution im Innern des Landes keine „Neutralität“ anerkannte, so auch der imperiale Cäsarismus in seiner äußeren Politik.

Scharnhorst war trotzdem entschlossen, das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht zu retten. Vor der neuen Situation, vor dem absoluten Gebot des Feindes änderte er mit kaum zu überbietender Schnelligkeit seine Taktik, verließ aber nicht die ursprüngliche Absicht. Die Frage: Miliz oder stehendes Heer — für Freund und Feind gleich entscheidend — wurde gerade für ihn zur Nebensächlichkeit, zu einer

reinen Formsache. Die Organisation an sich hat ihn nie gekümmert; ohne Zweck war sie nur eine Verwaltungshierarchie, eine sich zwar bewegende, aber dennoch auf demselben Platz verbleibende Maschinerie. Die Organisation — das hat er schon vor Jahren erklärt — ist nur ein Mittel, durch welches die innere lebendige Kraft große Aufgaben durchführen müsse.

Die Notwendigkeit stellte das Problem mit solcher Eindringlichkeit, daß ein Ausweg, ungeachtet der Form, sich finden mußte. Weil allgemeine Pläne, Zukunft, Politik, Vorsätze und Ereignisse immer verhüllt wurden, versuchte Scharnhorst, auch die Kaders der stehenden Armee zu verdecken, nur ihr Äußeres, nicht auch ihr Inneres zu zeigen, mit zudringlicher Absicht auf die erlaubte Fassade hinzuweisen, um so gründlicher, ungestörter die Inneneinrichtung zu verändern.

Er verstand dabei, Napoleon ebenso wie seinen König zu täuschen, redete Friedrich Wilhelm ein, diese Maßnahme stammte nicht von ihm, sondern von einem altgedienten, junkerlichen preußischen Offizier.

Die aus der Erfahrung der letzten drei Jahrzehnte gewonnene Lehre sagte, daß Soldaten auch ohne die vorgesehene zwanzigjährige Dienstpflicht zu kämpfen wüßten. Scharnhorst hatte gegen alte Soldaten die größte Abneigung. Die Wiederholung derselben Tätigkeit beschränkt nur den Geist, mechanisiert den Menschen, schenkt ihm den Dünkel und nicht auch die Vorteile des Berufs. Er dachte deshalb, daß eine kurze Ausbildung genüge; denn nicht lange Kasernennjahre, sondern öffentliche Meinung, Auszeichnung und Politik machten die Leute kriegerisch. Er hatte den Glauben eines Franzosen, der sich über die genaue Einteilung des Lebens entsetzt, meinte, daß die Liebe mit der Ehe, die Bildung mit der Schule und das kriegerische Gebot mit dem Eintritt in den Drill aufhöre. Diese Popularisierung, Politisierung der Waffe eröffneten einen breiten Weg der Möglichkeiten,

waren eine Revolution im Reich des „Moralischen“, eine Neuerung wie die Erfindung des Pulvers, ein Gebiet, auf dem man dem Gegner, auch mit viel beschränkteren materiellen Mitteln, Gleichwertiges entgegenstellen konnte. Die Armeefrage wurde zur Erziehungsfrage, hörte auf, ein Problem der Dressur zu sein. Es galt, die Freiwilligkeit zu wecken, den Willen Zehntausender in ein Bett zu leiten; die Individuen bildeten dann Tropfen eines Stromes, die sich nirgends aufhalten, ewig ins Meer sich ergießen — ewig in eine Willensbereitschaft zum Kampf münden. Die Staatsreserven sollten nicht mehr im Potsdamer Schatz, sondern im Hause jedes Bürgers sein. Diese Aufgabe konnte damals nur ein Mann begreifen und praktisch formulieren, der in den wechselnden Begebenheiten der Zeit, in dem Eroberer von heute, in seiner Übermacht und Überzahl, in seinen Adlern ungezählter Siege mehr die Kostüme des historischen Schauspiels als das Schauspiel selbst sah. Wie die Natur für den Sprung eines Flohs dieselbe Sorgfalt zeigt wie für die Windungen des Gehirns in einem Genie, so scheint auch für das historische Geschehen — wenn es nur seiner Richtung entspricht — nichts Großes und nichts Kleines zu existieren. Die Veränderung prüft den geistigen Gehalt einer Million Bajonette und den eines Menschen. Was schwerer ist, was mehr Notwendigkeiten in sich birgt, das siegt.

Beispiele solchen Sehens, das die Festungen gegnerischer Gewalt, die gegebene Macht des Augenblicks mit unbewaffnetem Auge durchdringt, sie förmlich mit Erkenntnis belagert, gebiert die Geschichte am Vorabend großer Veränderungen. Sie gehören zu den rätselhaften Vorgängen des Lebens, des Wachstums. Als der Kardinal Richelieu in La Rochelle trotz dem Siege den Entschluß seines Kompromisses mit den Protestanten und Städten faßte; als Carnot im achtzehnten Jahrhundert in einem anarchischen Ministerium, trotz den Trümmern einer Armee, die Grundlagen

der neuen Kriegführung legte; als Lenin im zwanzigsten Jahrhundert, trotz seiner Einsamkeit, aus einer Züricher Stube dem Weltkrieg den Weltkrieg erklärte: taten sie in anderer Situation und auf einer anderen Basis dasselbe wie Scharnhorst, als er sich zu seinem Krümpersystem entschloß.

Kompromisse der Ideen sind Formen ihrer Verwirklichung; der Gedanke selbst entsteht ja im Laufe der Ereignisse und hat nach Jahren eine ganz andere Form, oft auch einen anderen Inhalt als am ersten Tage seines Daseins.

In Preußen war das Kantonsystem gegeben; es war das Gegenteil der allgemeinen Wehrpflicht. Und jetzt, als Nothelf, wurde daraus der praktische Ausgangspunkt der allgemeinen Bewaffnung. Die Kompaniechefs hatten bisher ihre Soldaten beurlaubt; denn es waren zumeist ihre eigenen erbuntertägigen Bauern, die sie als stolze Helden mit langen weißen Zöpfen gegen den Feind und als sechzehn Stunden arbeitendes Gesinde auf den Gütern benutzten. Daraus war ein geregeltes System der Beurlaubung entstanden. Dieses persönliche Vorrecht der Kompaniechefs hob Scharnhorst auf, behielt jedoch das System der Beurlaubung weiter bei, um so viele Rekruten als möglich durch die Kaders des stehenden Heeres gehen zu lassen. Er beschlagnahmte die feudalen Vorrechte für die kriegerische Bereitschaft, enteignete eine Schicht für den allgemeinen Widerstand. Jede Kompanie wurde zu einer Durchgangsstation, durch die immer größere Teile aller Wehrfähigen passierten. „Hin und wieder — schreibt Boyen — war unter einzelnen Offizieren wohl das Gerede gewesen, daß man suchen müsse, durch häufiges Rekrutenexerzieren sich mehr ausgearbeitete Mannschaft zu verschaffen; doch blieb dies nur einzelnes, unzusammenhängendes Gerede. Scharnhorst faßte indes diesen Gedanken sogleich auf und gab ihm diejenige Richtung, durch welche er zur Wiedererhebung des preußischen Staates im Jahre 1813 so entschieden mitwirkte. Er gab mir nämlich den

Auftrag, einen Plan zu einer fortdauernd sich vermehrenden Augmentation der Armee doch so auszuarbeiten, daß derselbe so viel als möglich in der gewöhnlichen Heeresergänzung versteckt bliebe. Dies führte zu dem nachher sogenannten Krümpersystem: nach dem nämlich jeden Monat pro Kompanie fünf und pro Eskadron drei Mann exerzierte Soldaten beurlaubt und dagegen ebenso viele Rekruten wiederum eingezogen werden mußten, wodurch unbemerkt jene große Anzahl ausgebildeter Soldaten gesammelt wurde, die im Jahre 1813 die Errichtung der zahlreichen Reserve-regimenter und -bataillone möglich machte.“

Jetzt konnte Scharnhorst alle taktischen Reformen im Rahmen des Kaders durchführen, für die er schon seit Jahrzehnten stritt, die bisher den Kleinkampf seines Lebens gebildet hatten. Die alten Soldaten zeigten viel Ironie für die neuen Rekruten, mußten aber zugeben, daß man in kurzer Zeit den Mannschaften nicht die altpreußische Genauigkeit beibringen konnte. Die Umstände selbst revidierten und korrigierten. Was sonst unübersehbare Diskussionen, schwer zu überwindende Widerstände, labyrinthische Kabalen, Bibliotheken von Aktenstücken voraussetzte, persönliche Feindschaft und Freundschaft, Politik und Intrige, geschah nun einfach durch eine „vorläufige Instruktion für die Übung der Truppen“.

„Se. Majestät befehlen, — heißt es im Erlaß, der eine hundertjährige Kampfesweise aufhebt — daß . . . bei jedem . . . Manöver nie gefeuert werden soll, ohne daß ein Teil der Truppen den Feind repräsentiert, damit die jungen Offiziere, Unteroffiziere und Gemeinen lernen, wie sie auf Umstände, Entfernung der Gegner usw. Rücksicht zu nehmen haben. Auch soll bei dem Tiraillieren nie das Feuern von den oberen Befehlshabern kommandiert werden; sondern es soll den jüngeren Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen überlassen bleiben, die Umstände, unter denen gefeuert werden muß, selbst zu beurteilen . . . Bei diesen . . .

Manövern befehlen Se. Majestät, soviel die Umstände zulassen, den Truppen Unterricht in der wechselseitigen Unterstützung der verschiedenen Waffen zu geben und hierauf, als einen sehr wichtigen und bisher nicht genug geübten Gegenstand, eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu wenden.“

Die Waffe wurde jetzt so populär, wie sie früher unpopulär war. Die Übungen wirkten als sprechende Zeitung, verbreiteten das politische Abc, veränderten die Menschen, weckten neue Instinkte, Begierden und Hoffnungen. Das Gewehr oder nur der auf der Schulter getragene Stock, der es darstellte, symbolisierten den Aufstand, die Verschwörung, schenkten den Reiz der Neuheit, gaben Schwachen, Gewöhnlichen einen plötzlichen Glauben an sich selbst, erhoben die Gewalt zur Gottheit. Jünglinge fühlten sich als Männer, Männer als Jünglinge.

Diese versteckte Bewaffnung, die zumeist keine Bewaffnung, sondern eine Übung ohne Waffen war, glänzte im Licht der Romantik. Der Untertan, der dank der Militärkommission die „Freiheit des Rückens“ — wie Gneisenau das Verbot der Prügelstrafe nannte — bekam und jetzt mit „Sie“ angesprochen wurde, war stolz, fühlte sich sehr wichtig, ein Staatsgeheimnis mit der Regierung teilen zu dürfen, das Geheimnis seiner Bereitschaft gegen den Feind im Lande. Die Kreatur, die sich immer nach etwas Besserem sehnt, fühlt sich mit der Waffe in der Hand dem Paradiese näher.

Jeder Kriegsplan wurde im Zusammenhang mit einem Insurrektionsbeginn gedacht. Die Führer der militärischen Reorganisation besaßen deshalb, trotz ihrer Anerkennung der jakobinisch-cäsarischen Strategie, ihrer klassischen Geradlinigkeit, den Glauben an die mannigfaltige Ursprünglichkeit der Masse, an ihre vererbten seelischen Bindungen, an die Tradition, die diese Empfindungen erschuf. All dies ließ Gneisenau dem phlegmatischen König sagen: Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet!

DIE DREIEINIGKEIT DER POLITIK, DES FRIEDENS UND DES KRIEGES

„Ich lese . . . Clausewitz: Vom Kriege. Sonderbare Art zu philosophieren, der Sache nach aber sehr gut. Auf die Frage, ob es Kriegskunst oder Kriegswissenschaft heißen müsse, lautet die Antwort, daß der Krieg am meisten dem Handel gleiche. Das Gefecht ist im Kriege, was die bare Zahlung im Handel. So selten sie in der Wirklichkeit vorzukommen braucht, so zielt doch alles darauf hin; und am Ende muß sie doch erfolgen und entscheidet.“ Friedrich Engels an Karl Marx.

In den Jahren, als Napoleon Europa, England aber die Welt eroberte; die Kontinente sich immer enger verbanden, um Schauplatz desselben Kampfes zu werden; das flottenlose, zur See ohnmächtige Kaiserreich auf tausend geheimen Wegen seine Aufrufe und Sendboten, seine Offiziere und Gewehrladungen in die britischen Kolonien einschmuggelte; selbst Sultane, Maharadschas und asiatische Fürsten über „Menschenrechte“ sprachen; der mächtige indische Herrscher von Mysore, Tipu, sich ebenso stolz wie feierlich nur noch „Bürger Tipu“ nannte —, wurde im Innern Afrikas ein englischer Reisender von einem englisch sprechenden Stammeshäuptling gefangen und zum langsame[n] Opfertod verurteilt. Der Brite hatte aber Glück, er entkam und erzählte in den Sonntagsbeilagen heimatlicher Zeitungen die Meinung des schwarzen Prinzen über Europas Revolution: Für den Krieg haben die Götter diese Erde erbaut; alle Königreiche und alle Republiken haben ihre Schlachten gehabt; zu allen Zeiten und in allen Lagen ist, wenn auch auf Grund verschiedener Prinzipien, gekämpft worden.

Carl von Clausewitz sah in dieser Reihenfolge der Jahrhunderte, in diesem durch Buntheit eintönig wirkenden Panorama, auf dem alle Völker ihre bewaffneten Männer im Fieberdelirium, im Zauber der Angst siegen oder sterben lassen, immer wieder die Schlacht als einen gegebenen „Akt des menschlichen Verkehrs“. Rätselhaft wie die Leichtigkeit, mit der Kriege entstehen, ist der wirkende Gehorsam, den sie voraussetzen. Peter der Große hat, um die langen Bärte und Röcke seiner Untertanen etwas verkürzen zu lassen, schwere Hindernisse überwinden müssen. Sein späterer Nachfolger Paul, der in den runden Hüten seiner Untertanen „Jakobinismus“ vermutete, führte einen vergeblichen Kampf gegen diese Tracht. Um aber immer frische Armeen in die Schlacht führen zu können, brauchten beide nur eine einfache Verordnung zu unterschreiben. Keine Regierung — auch noch im zwanzigsten Jahrhundert — würde größeren Widerstand finden, wenn sie — bei einer günstigen Lage — den Krieg erklärte. Selbst unpopuläre Kriege werden leichter „volkstümlich“ als populäre „unvolkstümlich“. Alle Ratgeber wiesen Napoleon den Dritten auf die Unmöglichkeit des Krieges gegen Österreich hin, da die „öffentliche Meinung“ sich dagegen sträube. Kaum aber waren die ersten zweifelhaften Siege in Norditalien errungen, als schon das freudige Hochzeitsläuten des guten Pariser Volkes den Grabgesang der Po-Ebene über tönte.

Jede große gesellschaftliche Veränderung, jede entscheidende menschliche Erfindung, jede soziale Revolution, die angeblich den „Fortschritt“ verbürgen und den Krieg vernichten soll, macht ihn erst möglich, schenkt den neuen Schwung, die neue Kühnheit, das neue Hoffen, die neue Romantik. Jedes neue System erprobt und verankert sich erst auf dem Schlachtfeld. Wenn ein staatlicher Aufbau nicht mehr die Kraft zur bewaffneten Auseinandersetzung hat, vernichtet

ihn eine Umwälzung, als ob der unzufriedene, kranke, geschwächte Krieg sich rächen will, um zu genesen.

Den Schauplatz des Krieges und seine sich ins Grenzenlose verlierenden Ursachen, die Fläche, auf der gekämpft wird, und das Hinterland, von dem die Impulse kommen, die Linie der einzelnen Bewegungen, die Momente des Aktes und die unsichtbare Nervenreaktion, das, was an der Schlacht sichtbar und das, was nur durch Reflektieren erkennbar, fühlbar ist, den Lärm und die Ruhe nach dem Ende, die Wiedergeburt des Kampfes dank der französischen Revolution, hat Clausewitz als erster in ihrer Gesamtheit empfunden und beschrieben.

Als die jakobinischen Truppen Mainz besetzt hatten, lag er als Dreizehnjähriger in den Reihen eines preußischen Regiments vor dieser Stadt. Das Adelswappen seines Hauses war eher das Zeichen eines Bettlerordens als Symbol des Besitzes, des Vorrechtes oder der Bequemlichkeit. Pastoren und Professoren aus Halle und Leipzig waren die Ahnen und die noch lebenden Verwandten. Sein Vater hatte kurze Zeit unter Friedrich dem Zweiten gedient und als invalider Leutnant eine kleine, schlecht bezahlte Stellung als Steuerbeamter in Burg bei Magdeburg erhalten.

Zur Entlastung des Haushalts, um einen Mund weniger bei Tisch geöffnet zu sehen, wurde Carl von Clausewitz — er war der vierte Sohn — nach Potsdam geschickt. Hier ist er ganz auf sich gestellt, hat nur eine Sicherheit: von zu Hause kein Taschentuch, kein Hemd und keinen Taler zu bekommen. Trostloser als in Burg konnte es im Regiment nicht sein. In dieser Öde ist die Tradition das einzig Lebendige, die Pflicht die einzige Erlösung. — Wenn der Eremit in der Zelle den Gottesglauben verliert, dann stirbt er an der Qual des Nichts. Die Melancholie seiner Jugend verließ Clausewitz nie, färbte alle seine Empfindungen, stärkte die Einsamkeit im Betrachten, die Sicherheit der



Carl von Clausewitz

General Carl von Clausewitz

theoretischen Werke, gab selbst seiner Liebe die Geduld einer jahrzehntelang währenden, Ruhe und Trost spendenden Freundschaft zu einer einzigen Frau.

„Sein Vater — schreibt Clausewitz über sich selbst im Vorwort einer seiner Schriften — war ein Offizier des Siebenjährigen Krieges, voll der Vorurteile seines Standes. In seinem elterlichen Hause sah er fast nur Offiziere, und zwar nicht gerade die gebildetsten und vielseitigsten; mit dem zwölften Jahre wurde er selbst Soldat, machte die Feldzüge von 1793 und 1794 gegen Frankreich mit und zog in der ganzen ersten Zeit seines Dienstes bis zum Jahre 1800 keine anderen Meinungen ein, als die in der Armee zu Hause waren, von der überwiegenden Vortrefflichkeit des preußischen Heeres und seiner Einrichtungen . . . Das Kastengefühl war also in dem Verfasser von jeher so stark und festgewurzelt, wie es nur irgendwo werden kann durch die Erziehung, welche das Leben gibt.“

Den Krieg, den Clausewitz als Dreizehnjähriger mitmachte, konnte er noch nicht verstehen — weder seinen Hergang, noch seine Ursache, noch sein Ergebnis. Der Eindruck blieb aber tief eingeprägt, wie sich einem Kinde die Muttersprache förmlich ins Gehirn einritzt; wenn der Jüngling sie später vergessen will, um sie durch eine andere zu ersetzen, so plagt er sich um das Verlernen mehr, als er um jedes neue Lernen hätte kämpfen müssen. Das Bild des Gesehenen wurde im Bewußtsein des noch nicht ganz Sechzehnjährigen — als er in eine kleine Garnison versetzt wurde — nur noch lebendiger. Die anderen schmückten ihre Heldentaten und unterstrichen sich selbst in der Erzählung. Clausewitz aber verglich die bangen Tage des Feldzuges mit dem Gesicht der Kaserne und desertierte; nicht aus dem Regiment, denn er blieb in der Hierarchie, bewegte sich wie die anderen, gehorchte und lehrte Rekruten links und rechts unterscheiden; er desertierte geistig,

verlor täglich mehr vom Glauben an das gepriesene System, überwand Tradition, Erziehung und Umgebung, fühlte sich deshalb nur noch einsamer und verlassen. Das tägliche Handwerk erschien ihm zwecklos und deshalb quälend. Dieser Soldat lernte allein, ohne Hilfe, ohne Rat, verzweifelte vor Büchern, die er nicht sofort verstand, sperrte sich ein und erschien am nächsten Morgen auf dem Kasernenhof als halb Verträumter — alle gelesenen Sätze summten noch im Kopf.

Was die hohen Stäbe und die noch amtierenden Generäle Friedrichs des Zweiten nicht begriffen hatten, erfaßte ein Siebzehnjähriger. Das ist der Wert des Menschen! Er macht für sich allein die geistige Entwicklung einer ganzen Generation im voraus durch. Er macht in seinem Kopf wirkliche Weltgeschichte.

„Wie wäre es — beschreibt Clausewitz seine jugendlichen Eindrücke — nun bei einigem Nachdenken möglich gewesen, bei diesen Übungen der Potsdamer und Berliner Herbstmanöver nicht gleich auf den Gedanken zu kommen, daß davon in dem Krieg, welchen wir geführt haben, ja gar nichts vorgekommen sei. Am schmerzlichsten fiel es . . . auf, daß diese . . . Spiegelfechtereien von den ausgezeichneten Männern des Heeres . . . mit einem das ganze Leben absorbierenden Ernst, mit einer an Schwäche grenzenden Lebhaftigkeit betrieben wurden.“

Seine Garnisonstube in Neu-Ruppin wurde Schauplatz eines erbitterten Kampfes des Willens gegen das Bedrückende der Ohnmacht. Er sah nur Widerstände — die Hierarchie, auf deren langsam dahinfließendem Strom man lange Jahre demütig rudern mußte, um dann kraftlos und erschöpft, keiner weiteren Tätigkeit mehr fähig, zur ersehnten Stelle zu gelangen. Die Bücher, die ihren Sinn vor Uneingeübten, Unvorbereiteten verbergen, und die Bedürftigkeit der soldatischen Existenz wurden in seinem Bewußt-

sein zu einer Kette, die ihn an den Platz band, die Gegenwart vernichtete und den Traum der Zukunft bedrohte.

Als ein schlanker, blasser Jüngling mit weichen, mädchenhaften Zügen, in der Rede formvollendet, durch gewöhnliche Vertraulichkeit leicht verletzbar, allem Lärm abhold, unterschied sich Clausewitz schon rein äußerlich von der martialischen Umgebung, der Gott für alles, was ihr fehlte nur Gesundheit, einen unverwüstlichen Appetit und einen unauslöschlichen Durst gab. Sie hatte nicht einmal den Ehrgeiz ihres Berufes. Die jüngeren Offiziere wußten ihre Zukunft voraus; nach einigen Jahren würden sie doch eine Kompagnie erhalten.

Clausewitz konnte auch die Einsamkeit des stillen Denkens, die ihn für alles noch Unerreichte zu trösten suchte, nicht befriedigen. Je mehr er lernte, je mehr Bücher er las, desto größer wurde die Unruhe. Das ersehnte, eroberte Wissen bedrückte, weil keine Möglichkeit der Anwendung sich eröffnete. Derselbe Trieb zwang diesen geborenen Theoretiker zur Lehre und zum Handeln. „Auf welche Art — schreibt er — ich auch mein Leben an die übrige Welt anknüpfen wollte; immer führt mich mein Weg über einen großen Kampfplatz; ohne diesen zu betreten, blüht mir kein dauernd Glück. Vieles denke ich mir zu erstreben, mehr als ein gemeiner Mut hoffen läßt . . .“

Der Ehrgeiz, der bei jedem mit der Kampfidee, mit der Rebellion persönlicher Kräfte gegen sich selbst verbunden ist, trieb ihn nach Berlin. Der einundzwanzigjährige Autodidakt bestand die Aufnahmeprüfung in die allgemeine Kriegsschule. Aber schon nach den ersten Vorlesungen erfaßte ihn die Traurigkeit einer an Vernichtung grenzenden Verzweiflung. Erst jetzt überblickte er die großen Mängel seiner Kenntnisse. Vergeblich erschienen ihm nun die vergangenen Mühen, und die angewandte Energie war ihm ein

Spiel leerer Tage. Der Leiter der Schule, Scharnhorst, nahm sich seiner an. Nach dem ersten flüchtigen Blick, nach der ersten kurzen Unterredung kannte der Lehrer den Zögling. Alle Züge des Neulings erinnerten ihn an seine eigene Jugend, an seine eigene Verzweiflung, an seine eigene Armut, an sein eigenes Suchen; er sah sich förmlich wieder, durchlebte für Augenblicke die Sehnsucht eigener Vergangenheit. Scharnhorst, um fünfundzwanzig Jahre älter, wurde vom Pädagogen zum innigen, ergebenen Freund, klappte die Bücher zu und redete zum Menschen, damit der Jüngling die Scheu vor der Materie verliere, das Vertrauen zu sich selbst wiedergewinne, nannte ihn zwei Jahre später wegen der „seltenen richtigen Beurteilung des Ganzen“ seinen besten Schüler. Clausewitz meint, dieser Lehrer sei „der Vater seines Geistes“; Scharnhorst sagt, niemand stehe ihm außer seinen Kindern so nahe wie dieser Freund.

„Nur mit Ihnen — schreibt er gegen Ende seines Lebens seinem Schüler — verstehe ich mich; nur unsere Ideen vereinigen sich oder gehen in ruhiger Gemeinschaft nebeneinander, in unveränderter Richtung.“

Die beiden Männer blieben Zeit ihres Lebens Verbündete, Arbeiter derselben Idee, unterstützten einander, als ob sie dasselbe geliebte Kind aus dem brennenden Hause retten wollten; verstanden einander oft, ohne zu sprechen. Ihre Pläne und Gedanken waren die Ergebnisse eines Gehirns. Clausewitz' Theorie wäre ohne seinen Einblick in das Wirken Scharnhorsts unmöglich gewesen. Aus dem, was er bei seinem Lehrer sah, entwickelte er weitere Ideen, drang immer mehr in das Unbekannte ein, das Menschen und Vorsätze, Wissen und Meinen, Lebendiges und Totes gleichgültig, majestätisch umgibt. Das Buch „Vom Kriege“ ist der Geist, aus dem sie handeln, noch lange bevor es geschrieben ist.

Immer sind die Führer allein; sie haben Freunde, ergebene

Mitarbeiter, Anhänger, Anbeter; zu ihrem Werk aber gehört die Einsamkeit, die jedes große, den Tag überlebende Schaffen begleitet. Wenn sich Scharnhorst und Clausewitz trotzdem zur Einheit verbanden, so mußte sie mehr als die Idee anziehen. Es war das persönliche Schicksal: die Linie, der eine Kreatur im Durcheinander des Daseins folgen wird, sie aber noch nicht kennt. Beide waren große Erfolglose; beide fühlten sich von der Umgebung selten verstanden; beide durften nie ihre ganzen Gedanken sagen, ihre ganzen Pläne verwirklichen; bei beiden war Melancholie mit Willen verbunden; beide erweckten den Eindruck weltfremder Träumer. „Clausewitz — schreibt General von Brandt, der ihn im Felde gesehen hatte und ihm wohlwollte — würde als Stratege Außerordentliches geleistet haben. Auf dem Schlachtfeld würde er dagegen weniger am Platz gewesen sein. Es ging ihm die Kunst ab, *d'enlever les troupes*. Es war dies nicht allein Blödigkeit und Befangenheit — es war ein *manque d'habitude du commandement* —. Wenn man ihn bei den Truppen sah, so merkte man ihm ordentlich eine gewisse Unbehaglichkeit an, die sich verlor, wenn er sich von ihnen entfernte.“

Bei Auerstädt, wo Clausewitz — der dank der Fürsprache Scharnhorsts Adjutant des Prinzen August von Preußen ward — eine Schützenlinie führte und sich „der Verzweiflung in die Arme geworfen und mit ihrem falschen Würfel um den Tod oder eine unsterbliche Tat gespielt“ hatte, wurde er von den Franzosen gefangengenommen.

Ihn begleitete in der Schlacht ein eigentümliches poetisches Pathos: „... Jeder leuchtet — schreibt er seiner Braut — mit seiner Rüstung einzeln durch die grünen Zweige des jungen Waldes, und wenn schon der Mann den Augen entschwunden ist, blitzt noch seine Waffe durch die Wolke von Staub, die sich hoch über dem Rande des Tales erhebt und dem Entfernten des verborgenen Heeres Zug

verkündet. Selbst die Mühseligkeit, die aus der Anstrengung spricht, wenn sich die Reihen mit ihrem Geschütz und Gepäck langsam den Berg hinabziehen, gibt einen glücklichen Zug in dem Bilde . . .“

Ist es nicht eine unentwirrbare, unerklärliche Erscheinung, daß Menschen solcher Empfindungen, die jeden Ton und jede Farbe, selbst jeden Nachklang, immer den Schmerz der anderen fühlen, im persönlichen Dasein sich einer endlosen Skala ästhetischer Begriffe unterwerfen, rastlos, ruhelos nach der Idee und nach Vollendung streben, plötzlich als Soldaten gleich allen anderen werden, nie die Toten zählen; und kein Erbarmen kennen; daß alle individuellen Gefühle sich in brutalste primitive Energie ergießen? Wann herrscht eine größere Einheit als im Gemetzel? Es haben schon Armeen nach und vor der Schlacht rebelliert; während des Feuers aber, während des Sturmes der Kameraden noch nie. Wenn sie dabei sind, anderen den Tod zu geben oder ihn selbst zu empfangen, sind sie demütig wie zu einem Opfergang. Die Geschichte, die genauesten ökonomischen Gesetze, können die politischen Ursachen der Schlacht, aber nicht diese Hingabe im Morden selbst erklären.

Die politischen Ursachen der Schlacht versucht auch Clausewitz zu analysieren, nicht die rein individuellen. „Denn — sagt Joseph de Maistre — wenn der Mensch mit seiner Vernunft, seinen Gefühlen und Zuneigungen betrachtet wird, dann ist man gar nicht imstande, zu erklären, wie der Krieg, rein menschlich gesehen, möglich ist. Es gilt deshalb, nicht die Möglichkeit des Krieges darzustellen, sondern die Leichtigkeit seiner Wiederholungen.“

Gegebene Dinge kollektiver Existenz müssen als Erscheinungen der Natur hingenommen werden, wie sich auch jedermann mit dem Schlaf und dem Hunger abfinden muß; sonst rebelliert man dagegen in einem unhistorischen

Reich ästhetischen Scheins oder schreibt ein Buch über die Vorzüge des Jahres 2000. Die ästhetische Sphäre hat — wie alles was existiert — auch Berechtigung, hängt auch mit dem gesellschaftlichen Leben zusammen und wird in den friedlichen Epochen, die bald in kriegेरische münden, klassisch formuliert, wie es Schiller in der kosmopolitischen Blüte des deutschen Geisteslebens tat. Dann lebt das Individuum, wie Schiller als „Zeitgenosse aller Zeiten“. Ohne „menschliche Bedürftigkeit“ glaubt es, die materielle Masse, das Elend, die Schwere überwinden zu können. Die Ruhe seines Dorfes ist die Ohnmacht der Politik. Und um sie zu vergessen, idealisiert es die Ruhe und sagt wie Karl Moor: „Glück auf den Weg! Steig du auf Schandsäulen zum Gipfel des Ruhms. Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Amalia lockt mich ein edler Vergnügen!“

Die kriegेरische Epoche vernichtet indes bald die Zufriedenheit dieses Idylls, zwingt die Sterblichen, nur ihr zu folgen. Das Bestreben der Kosmopoliten, die traurigen Blößen der Menschheit zu bedecken, ist aber keine verlorene Energie, weil alles wirklich Empfundene, wirklich Gedachte, wirklich Gewollte — auch der fanatischste Pazifismus — zur geistigen und materiellen Veränderung gehören. Das Leben trägt auf der Stirn den Stempel des Todes, wie der Frieden den des Krieges. Aus dem gemalten Reich des philosophischen Idealismus, aus dieser Kühnheit der Phantasie und der Bildung entwenden die Romantiker einen Teil ihres Glanzes und kritisieren jene geistigen Ahnen. Hegel muß auch erst diese Bahn gehen, um die neue Richtung des Sehens: Die Betonung historischer Veränderungen, von der er den Geist nicht lösen will, zu finden. Er bespöttelt seine eigene Jugend, beschreibt seine Entwicklung, wenn er sagt: „Wer . . . mit den Worten, als da sind Aufklärung, Menschenkenntnis . . . Glückseligkeit, Vollkommenheit immer um sich wirft, ist weiter nichts als ein Schwätzer . . . der schale

Universalmedizin feilbietet . . . jeder wird vielleicht solche Beispiele um sich herum schnattern hören, mancher hat es vielleicht wohl an sich selbst erfahren; denn in unseren viel geschriebenen Zeiten ist dieser Gang der Bildung sehr häufig.“

Ihm zeigt erst Bonaparte die Bedeutung des „Wirklichen“, weil der Tag, der diesen Imperator krönt, ein Epilog des Jahrzehntes war, das alle Institutionen so zerlegte, wie die Chemiker im Laboratorium ihre Stoffe.

Die Philosophie sucht, was jedermann zu kennen meint: die Realität — erscheint deshalb unnütz, lebt als „fades Metier, gottlos ist sie obendrein und einbringen tut sie auch nichts“. Wenn man aber unter Wirklichkeit die wirkenden Kräfte versteht, dann sehen sie die Zeitgenossen nicht, auch dann nicht, wenn sie unter ihnen leiden. Sie erkennen die Mächte um so weniger, je mehr bestimmte gesellschaftliche Resultate, historische Faktoren sie quälen, fühlen wie die Fiebernden den Schmerz, erraten aber nur selten die Krankheit. Der Priester Salvien erzählt, daß zur Zeit der Barbareninvasion die abendländischen Gelehrten ohnmächtig, verzweifelt eine Erklärung für die Vernichtung der stolzen reichen Kultur suchten. „Warum — klagt der Chronist — werden Römer, warum werden Christen durch raubende, schmutzige Horden besiegt; warum wächst bei uns schon das Moos auf den Schwellen; warum bröckeln die Steine von unseren Kirchen und Palästen ab?“ Während der französischen Revolution ist der allgemeine Seufzer, der Klageruf des Tages, kein anderer: Wir verstehen nicht! Wie ist es möglich, daß die schuldigsten Menschen der Erde Europa befehlen? Jede besiegte Fraktion der Monarchisten und Republikaner fragt dasselbe.

Immer entdecken, erreichen oder sehen gerade solche Menschen Großes, die alle Umstände gegen sich haben. Es sprach alles dagegen, daß gerade ein korsischer Patriot,

der das Französische schlecht aussprach, Kaiser der Franzosen wurde; es sprach alles dagegen, daß gerade ein fremder, linkischer Bauernsohn der Armee Friedrichs des Zweiten eine neue Grundlage geben sollte; und es sprach alles dagegen, daß ein preußischer Offizier, Clausewitz, ohne historische Bildung, ohne ökonomische Studien, durch reines Nachdenken und Vergleichen die wirkenden Kräfte seiner Epoche, die Ursachen europäischer Veränderung wie kein anderer Mann seiner Jahrzehnte erkannte; und es spricht auch scheinbar alles dagegen, daß dieser Sprößling einer protestantischen Pastorenfamilie die Kräfte der Umwälzung dort erblickte, sie ebenso beschrieb wie drei Jahrzehnte nach seinem Tod der Nachkomme einer langen Ahnengalerie jüdischer Rabbiner — wie Karl Marx.

Diese beiden deutschen Philosophen beherrschen durch ihre Bücher und Gedanken seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den menschlichen Kulturkreis. Beide schöpften aus derselben Erfahrung, die der französischen Revolution, untersuchten sie mit dem kritischen Geist der deutschen Philosophie; beide wollten keine Gesetze abseits der Praxis entdecken, sich vom großen Strom des historischen Werdens nicht abstrakt absondern, prüften jede Erscheinung auf den Inhalt ihres Gegensatzes hin. Die weiteren Ereignisse bewiesen die „Diesseitigkeit“ ihres Denkens.

Weil sie über ihre Zeit weit hinausreichen, im zwanzigsten Jahrhundert noch politisch wirken, ihre Anhänger in verschiedenen Lagern stehen müssen, deshalb erscheint ihre gemeinsame Erwähnung „paradox“. Die Menschen, die müde und hoffnungsvoll auf ihrem Kampfplatz schreien, wollen die geschichtlichen Ereignisse so genau unterschieden sehen wie Soll und Haben in den Rechnungsbüchern eines guten Kaufmanns. Die handelnden und die geführten Individuen brauchen einfache Losungen, wie die

Soldaten Gewehre. „Tendenzen, — schreibt Clausewitz — Grundsätze, Ansichten, Absichten, Wünsche, Rechte, Pflichten, Willkür, Unterdrückung — um diese abstrakten Begriffe, ohne irgendeine Substanziierung derselben, dreht sich das ganze Wesen. Zwei andere Begriffe, welche die in der Welt am meisten mißbrauchten sind, die Zeit und das Volk, kommen noch hinzu und bilden den Kern, um welchen sich die übrigen wie Kristallnadeln anlegen . . .“

Auch Marx ließ die Abstraktion nur gelten im Bewußtsein, daß — wie er schreibt — „das Allgemeine oder das durch Vergleichung herausgesonderte Gemeinsame . . . selbst ein vielfach Gegliedertes, in verschiedenen Bestimmungen Auseinanderführendes“ ist. Beide kritisierten scharf die abstrakten Begriffe der Revolution und des politischen Kampfes, versuchten, das Wort zu entthronen, um den Grund zu sehen.

„Diese Philosophen — schreibt Clausewitz über die deutschen Anhänger der Enzyklopädisten — waren weder gewohnt noch geneigt, den gesellschaftlichen Zustand als ein Produkt historischer Entwicklung anzusehen. Sie gingen von den abstrakten Begriffen eines gesellschaftlichen Vertrages aus und fanden also überall nur namenlose Ungerechtigkeit und Verderbtheit. So erhitzen sie die Gemüter, und diese politische Schwärmerei tat hier die Wirkung, die zu anderen Zeiten religiöse Schwärmerei getan hat; sie wurde der Sauerteig, der die Masse in Gärung bringen sollte . . .“

Die Philosophen wollten alles auf die Menschenrechte gründen; sie sahen diese wie eine Macht an, die dem unumschränkten Könige entgegentrat und ihm notwendige Schranken setzte. In Wahrheit aber war das Bedürfnis der Revolution in diesem Punkte nur, die ungeheuren Mißbräuche der Administration abgeschafft und eine Garantie gegen ihre Rückkehr eingesetzt zu sehen . . .

In Deutschland waren die Verhältnisse etwas anders gewesen als in Frankreich. Die Geschichte des Landes und seiner Stände ist dieselbe; aber der vornehme Adel hatte sich zur Territorialhoheit emporgeschwungen und war dadurch in eine andere Klasse getreten . . .

Die Gelehrten, die sich in Deutschland zwischen ein paar griechischen und lateinischen Autoren umhertreiben und den Kopf voll von einer antiken Freiheit haben und von antiken Verfassungen, die sich nicht verstehen und die überhaupt nach 2—3000 Jahren niemand mehr versteht —; die Philosophen, die alles mit allgemeinen Begriffen abtun und zu vornehme Geister sind, um das Lokale und Historische zu würdigen: diese wurden von der Pariser Philosophie und Politik stark ergriffen . . .

In der Tat wünschten die Rheinländer mehr als alles die Errichtung einer cisrheinischen Republik . . . so mußten sie doch erfahren, daß sich die Dinge in der Welt immer in der Richtung der überwiegenden Interessen bewegen. Das französische Direktorium, schon im Besitz dieser Eroberungen, wollte sie nicht einer bloßen Idee aufopfern . . .“

„So hatten — schreibt Karl Marx — für die deutschen Philosophen des 18. Jahrhunderts die Forderungen der ersten französischen Revolution nur den Sinn, Forderungen der ‚praktischen Vernunft‘ im allgemeinen zu sein; und die Willensäußerungen der revolutionären französischen Bourgeoisie bedeuteten in ihren Augen die Gesetze des reinen Willens . . .“

Clausewitz, der die bestimmenden Faktoren der Umwälzung suchte, fand sie unter dem Begriff der „Menschheit“ versteckt, zeigte die Interessen, die, mit diesem Wort bewaffnet, den Sieg erhofften. „... die philosophischen Ansichten von den Grundzügen der Gesellschaft — schreibt Clausewitz — richteten sich zunächst auf den Begriff der Menschheit; diesem aber steht im einzelnen Staate der

Begriff des Volkes, d. i. der Mehrheit am nächsten. Es war also durchaus in dem Interesse dieser Ideen, den Unterschied des freien Bürgers vom adligen Untertanen ganz beiseite zu setzen, damit beide Stände, als eins gedacht, als ein um so größeres Ganzes erscheinen, die Bauern mit ihrer Zahl, der Mittelstand mit seiner Industrie und Bildung. Ebenso versäumten sie es absichtlich, den großen Unterschied, welcher sich schon im Bauernstande fand, zu berücksichtigen; und weil es noch in manchen Gegenden wahre Leibeigene oder Sklaven gab, so stellten sie am liebsten den ganzen Stand des Ackerbauenden als einen Sklavenstand dar . . . Nun war die Masse nach und nach in die Reihe der Zähler getreten, und der Mittelstand hatte sich ihr angeschlossen. *Le nouveau peuple* war nun 4—500 Mal so groß geworden wie *l'ancien peuple*, und diese ungeheure Majorität war in den Augen der Philosophie wie des gesunden Menschenverstandes der wichtigste Grund seiner Ansprüche.“

Die Zentralisation und einheitliche Verwaltung dieses Staates erklärt Clausewitz: „... Mit der Kultur stieg der Nationalreichtum, das Betriebskapital, und mit diesem unmittelbar die Gewalt der Fürsten. Das Geld ist wie ein Öl zu betrachten, was alle natürlichen Friktionen vermindert, also in alle Kräfte eine viel größere Teilung und Lebendigkeit bringt. Dadurch wurde es der obersten Staatsgewalt möglich, wie der Kern einer Kristallisation, diejenigen Kräfte, die sie zu ihrer Verstärkung brauchte, an sich zu ziehen . . .“

Daß Clausewitz unter Nationalreichtum nicht den Besitz der Masse oder das Wohlergehen der Vielen versteht, zeigt er, als er gelegentlich einer Hungersnot im Rheinland schreibt: „Bei unserem Kulturzustande ist nämlich der Mangel immer nur bei der letzten Klasse, bei der, welche gar kein Eigentum besitzt und von einem dürftigen Tage-

lohne lebt, bis auf diesen Punkt fühlbar. Alle übrigen helfen sich auf die eine oder andere Weise von selbst.“

Wenn Regimenter marschieren, haben die Zuschauer entweder den Soldatenkoller, oder sie werden durch freudige Impulse, kriegerische Vorstellungen, Phantasien eigenen Kommandowahns, erregt. Es gibt keine Institution, die mehr zur Parteilichkeit reizt als das Heer. Bei seinem Anblick meinen die Vielen, gleich Ursache und Wirkung, einen Kreis geschlossener Tatsachen zu sehen.

Diese Gefühle müssen in der napoleonischen Zeit, die Europa — nach den Religionskriegen zum erstenmal — durch das Schwert politisierte, die Lebendigkeit eines neuen, stark empfundenen Gedankens gehabt haben. Von allen Philosophen, Schriftstellern und Staatsmännern der Epoche hat keiner die einzelnen Elemente der Schlacht so objektiv, historisch, ökonomisch und seelisch gesehen, wie Clausewitz — trotz seinem Temperament und Enthusiasmus. Deshalb hat keiner weniger als er in militärischen Begriffen gedacht; deshalb war er der Erste, der die materielle und ideelle Basis der französischen Revolution verstand; deshalb, und nicht, weil er wie so Viele nur die Äußerungen der neuen Strategie kannte, vermochte dieser Offizier, das Gesicht des modernen Krieges zu beschreiben.

Die Konsequenz seiner Theorie eroberte ihm die Weite der Erkenntnis und verdamnte ihn zu persönlicher Erfolglosigkeit. Er hatte diesen Trieb zur Wahrhaftigkeit, der zwar nichts mit der gewöhnlichen Moral zu tun hat, aber mit jeder Kunst, mit jedem genialen Schaffen verbunden ist. Einzigartige Individuen des Denkens können nicht lügen, aus Angst, das Gebäude ihrer Lehre würde ihnen über dem Kopf zusammenbrechen. Sie sind die Abergläubischen der Wahrheit.

Friedrich Wilhelm wollte Clausewitz, nachdem er wie so viele preußische Offiziere in fremde Dienste gegen Na-

poleon getreten war, und nach dem Tode Scharnhorsts nicht mehr sehen.

Mit achtunddreißig Jahren wurde auch er, wie sein gefangener Feind Napoleon, verbannt. Der Ort seines Exils lag nicht auf einer tropischen Insel des Ozeans, vom Zentrum menschlicher Ereignisse entfernt, sondern an der dünn fließenden Spree. Der König ernannte Clausewitz zum Direktor der allgemeinen Kriegsschule. Nach dem Statut der Anstalt war er nur militärischer Vorgesetzter, durfte sich nicht um die wissenschaftliche Leitung, um den Unterricht kümmern. Der bis heute unerreichte Theoretiker des Krieges lebte zwölf Jahre lang als Verwaltungsbeamter einer militärischen Universität und hatte keine Möglichkeiten, über die hier vorgetragenen Probleme auch nur mitzureden. „Die Offiziere der allgemeinen Kriegsschule — schreibt Hans Delbrück — wußten von seiner Bedeutung so wenig, daß er bei ihnen seiner kupfrigen Nase wegen für einen Trinker galt.“

Er überwand den Ehrgeiz des tätigen Lebens, begrub während langer Tage und Nächte die Hoffnungen vergangener Zeiten, befreite sich vom eigenen Klagen, existierte nur noch im Denken. Clausewitz hatte schon von frühester Jugend an die stille Passion der Betrachtung gehabt. Schon dem Zwanzigjährigen hatte sie Umrisse der Wirklichkeiten gezeigt, die sonst niemand ahnte. Jetzt löste er sich gänzlich von der äußeren Welt, um sie in seinem Zimmer genau geistig zu sehen. Der Philosoph unternahm es, ein Buch „Vom Kriege“ zu schreiben, das jede Schlacht der Zukunft begleiten sollte. Der befangene, verkannte Offizier zwang eine ganze Reihe von Soldaten, in seinen Gedanken zu denken. Je einsamer er wurde, desto schüchterner; und doch hielt ihn das Gefühl des eigenen Wertes aufrecht, die Empfindung, daß erst die Nachwelt ihn werde verstehen können. Clausewitz hat keine seiner

Schriften veröffentlicht; er hatte auch nicht den Trieb zum Publizieren, der bei den Meisten der richtigen Erkenntnis entspringt, ihre Einfälle und Ansichten könnten einen bestimmten Tag nicht überleben.

Diese Hoffnung auf die Nachwelt ist für solche Menschen wie Clausewitz dasselbe, was das Paradies den Gläubigen bedeutet, weil sie dieselbe Gemütsruhe im Ertragen schenkt. In Wirklichkeit kann man allerdings die Welt zukünftiger Menschen noch weniger als die der Gegenwärtigen kennen. Und wenn man zwei Jahrzehnte nach Clausewitz' Tode anfang, ihn öfter zu nennen als während seines Daseins, so geschah es deshalb, weil das von ihm Beschriebene Realität wurde und plötzlich jedem sichtbar erschien. Man gab der neuen militärischen Wirklichkeit seinen Namen, wie man auch eine Straße nach einem Menschen taufen kann, ohne deshalb mit dem Geist des Gepriesenen Gemeinsames zu haben. Aus Clausewitz' Ansichten, daß die bestimmenden Momente jedes strategischen Entwurfes politischer Natur seien, der Kriegsplan dem ganzen Dasein des Staates entspringe, selbst aus den einzelnen Teilen des Feldzuges die Politik spreche, zogen die Heerführer zumeist den Schluß, sie eben seien die Berufenen der Staatsführung! Clausewitz selbst wurde nach seinem Tode als ein Wachtstubenheiliger eingesperrt, weil sein historisches Denken eine Methode der Erkenntnis voraussetzt, die sich durch kein Reglement erlernen läßt. Der Gefeierte wurde meist zum Inbegriff des schneidigen Vorgehens, obwohl er vor allem ein vergleichender Denker war und schon deshalb nicht die Offensive für alle Fälle empfohlen hat.

Von allen Erscheinungen ist keine in Geburt, Aufbau, Veränderung, Gegenwart und Zukunft so unbestimmt wie die, deren Ergebnisse für die Betroffenen am eindeutigsten wirken — wie der Krieg.

Ein siegreicher Soldat und ein Theoretiker des Krieges wissen das am besten. Der Feldherr kann ebenso wenig das Rezept seines Triumphes geben wie ein Künstler das seines vollendeten Werkes; er kann kein Buch schreiben mit dem Titel: Wie gewann ich das Glück?

Clausewitz vergißt nie, daß der militärische Führer handelt und der Theoretiker doch nur beschreibt, kombiniert, zitiert, betrachtet, vergleicht, nach Regeln und Ausnahmen sucht, nicht im Mittelpunkt der Aktion steht, nicht dort, wo tausendfältiges Drängen, tausendfältiges Ringen ineinanderfließen. Er beneidet den Mann der Entscheidung, die befehlende Persönlichkeit, um das „Wunder der Ausführung“, sieht da eine Vielfalt ungeahnter Wendungen; deshalb ist ihm vor dem Theoretisieren bange, wird er durch Bescheidenheit bedrückt. Kann man überhaupt den Denkprozeß des Imperators, der ihm selbst unklar ist, erraten? Die Menschen geben sich ja nie weniger Rechenschaft über sich selbst als gerade dann, wenn sie ihre und der anderen Zukunft entscheidend gestalten.

Beim Betrachten aller dieser Tatsachen, die eine eigene Lebensluft atmen, „überfällt uns — schreibt Clausewitz — die Besorgnis mit unwiderstehlicher Gewalt zu einem pedantischen Schulmeistertum hinabgerissen zu werden, in den unteren Räumen schwerfälliger Begriffe herumzukriechen und dem großen Feldherrn in seinem leichten Überblick also niemals zu begegnen . . . Und von der anderen Seite ist dieser leichte Überblick . . ., diese einfache Vorstellungskraft, diese Personifizierung des ganzen kriegerischen Handelns . . . der Kern jeder guten Kriegführung . . ., die nötig ist, wenn sie über die Ereignisse herrschen und nicht von ihnen überwältigt werden soll“.

Der Krieg hat kein vorgeschriebenes Bett, in dem er ungestört fließt. Dieser erstickte Jammer des Mordens hat die mannigfaltigsten Erscheinungen, als ob die nie ge-

zählten Individuen auf dem Schlachtfeld nicht nur ihr Blut, sondern alle ihre Rätsel, Stimmungen, Empfindungen und Gedanken, ihr ganzes Erinnern und alle die Träume ihrer Nächte vergießen würden; als ob gerade vor dem Tod das Leben wie zum Hohn seine Fülle des Ausdrucks nicht nur zeigen, sondern auch übertreiben möchte.

„Die Kriegführung — meint Clausewitz — verläuft sich nach allen Seiten hin ins Unbestimmte.“

Der Mensch, der das Morden zum Heldentum erhoben hat, der, wie Joseph de Maistre sagt, „um zu existieren, um sich zu ernähren, um sich zu kleiden, um sich zu schmücken, um anzugreifen, um sich zu verteidigen, um zu lernen, um sich zu erheitern, und auch nur, um zu töten — tötet“, nimmt doch auch wieder seine Gefühle in die Schlacht. Hemmende individuelle Empfindungen bedrängen ihn unter dem harten Zwang der Disziplin, zeigen für Augenblicke das dunkle Antlitz eigener Vergänglichkeit und die Pracht des Lebens.

Seine Unzulänglichkeiten begleiten den Menschen auch im physischen Kampfe. „Wir . . . müssen . . . zugeben — schreibt Clausewitz — daß der Krieg . . . auf einem Spiel von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück beruht . . . ein Ding sein kann, das bald mehr, bald weniger Krieg ist.“

„Wir werden uns verstehen müssen, — meint der Theoretiker — den Krieg, wie er sein soll, nicht an seinen bloßen Begriffen zu konstruieren, sondern allem Fremdartigen, was sich darin einmischt und daran ansetzt, seinen Platz zu lassen, aller natürlichen Schwere und Reibungen der Teile, der ganzen Inkonsequenz, Unklarheit und Verzagtheit des menschlichen Geistes; wir werden die Ansicht lassen müssen, daß der Krieg und die Gestalt, welche man ihm gibt, hervorgeht aus augenblicklich vorherrschenden Ideen, Gefühlen und Verhältnissen . . .“

„... Theoretisch klingt es ganz gut: Der Chef des Bataillons ist verantwortlich für die Ausführung des gegebenen Befehles ... Das Bataillon bleibt immer aus einer Anzahl Menschen zusammengesetzt, von denen, wenn der Zufall es will, der unbedeutendste imstande ist, einen Aufenthalt oder sonst eine Unregelmäßigkeit zu bewirken ...“

„... Durchschneidet nicht der Anblick dieser Mühseligkeit dieser armen hungernden und durstenden Kampfgenossen tausendmal das Herz der Führer und der obersten Führung?“

„... Außerdem hängt sich nun das ganze Gewicht des sinnlichen Menschen mit seinen Bedürfnissen und Schwächen um den Willen des Feldherrn. Alle die Tausende, welche unter seinem Befehle stehen, haben das Verlangen, die Schranken der Gefahr und Arbeit vorderhand geschlossen zu sehen ... Alle jene Tausende aber haben ihre Stimme im Rat des Feldherrn; denn durch die ganze Stufenfolge der übereinander gestellten Führer haben diese Interessen des sinnlichen Menschen ihren sicheren Leiter bis ins Herz des Feldherrn.“

Die Gesamtheit aller Momente, die eine ideale, absolute, das heißt hemmungslose Schlacht durchkreuzen, die individuellen Empfindungen in der Masse, die Stockungen im Mechanismus, die Konflikte, die Unebenheiten des Bodens und der Seele, das schlechte und das gute Wetter, den ununterbrochenen „Kontakt mit dem Zufall“ und alles, was dieser Philosoph nicht erklären kann, was sich seiner Berechnung entzieht, nennt Clausewitz die „Friktion im Kriege“. Sie ist die offene Tür seiner Lehre, durch die jede neue Beobachtung eintreten, durch die aber auch jede Ausrede entschlüpfen kann, sie ist die Grenze seiner Theorie.

Aber die Schlacht-, Heeres- und Kriegführung hat nicht nur mit dem Willen und den „Friktionen“ eigener Armeen zu rechnen, sondern auch mit denen der gegnerischen. Zwei

unbekannte Meere treffen sich, ergießen sich kämpfend ineinander; jedes wird von der ursprünglichen Farbe verlieren und dafür andere Farben annehmen, weil, wie Hegel sagt, auch das Feindliche als Leben gefühlt wird.

Was entsteht aus dieser Zerstörung; wie wird sich das Ufer der Ergebnisse gestalten?

„Bei jeder Operation — schreibt Moltke, der siegreiche Schüler von Clausewitz, — begegnet unserem Willen sehr bald der unabhängige Wille des Gegners . . . Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammenreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus. Nur der Laie glaubt, in dem Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines im voraus gefaßten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festzuhaltenden ursprünglichen Gedankens zu erblicken.“

Hier, wo Menschen ganz ohne jegliche Klügelei ihr Leben hingeben und damit verschwenderischer als mit ihren Worten umgehen, wo kein Ruhm, keine Wissenschaft, keine Philosophie, keine Dialektik, kein Widerspruch sie mehr werden erwecken können, herrscht scheinbar uneingeschränkt der Zweifel, die fragwürdigste Wahrscheinlichkeit, das Unbekannte, Ungewisse und die völlige Unsicherheit. — Der Wind hat die Begriffe hinweggetrieben, sie den endgültig verlorengegangenen Lebensläufen der letzten Schlacht nachgeweht.

Das pro et contra, meint Clausewitz, haben sich gegenseitig so verschlungen, „daß nicht einmal wie bei den beiden Löwen die Schwänze übrig bleiben“.

Wenn indessen das Relative mit solcher Bestimmtheit und Sicherheit relativ wäre, so könnte man sich in jedem Falle, nicht nur in dem des Krieges, darauf verlassen. Es würde dann ja nicht mehr relativ, sondern absolut sein, und alle Schwierigkeiten würden fallen. Das Berechenbare, die Diesseitigkeit, die Praxis, die Wirklichkeit, das Konkrete ergeben sich bei Menschen und Dingen aus ihren ursprüng-

lichen Anlagen, aus ihrem Charakter, aus ihren Gesetzen. Und Charakter, Zweck, Inhalt, ewiges Element des Krieges ist für Clausewitz, nachdem er die ganze Skala des Relativen gezeigt hat, um vor der Dogmatik zu warnen, die Entscheidung, die Schlacht. Der Wille ermöglicht und leitet sie, „überwindet diese Friktionen . . . zermalmt die Hindernisse . . . Wie ein Obelisk, auf den zu die Hauptstraßen eines Ortes geführt sind, steht in der Mitte der Kriegskunst, gebieterisch hervorragend, der feste Wille . . .“

Das „Wie“ und das „Wo“ der Schlacht verschwinden vor dem Gebot, sie zu wagen, sind wichtiger als die Sorge um die Rückzugslinie. Ohne Möglichkeiten der Rettung, mit verkehrter Front, auf ungünstigem Terrain, haben Feldherrn, wenn sie den Zweck der Schlacht, die Entscheidung, suchten, öfter Siege errungen, als wenn die Führer sich vor ihr verkrochen. Sie ist das Urelement des Kampfes; denn selbst die Manöverkriege hatten nur einen Sinn im Hinblick auf eine mögliche Schlacht.

Es ist Pflicht der Theorie — meint Clausewitz — „die absolute Gewalt des Krieges obenan zu stellen und sie als allgemeinen Richtpunkt zu brauchen; damit derjenige, der aus der Theorie etwas lernen will, sich gewöhne, sie nie aus den Augen zu verlieren, sie als das ursprüngliche Maß aller seiner Hoffnungen und Befürchtungen zu betrachten, um sich ihr zu nähern, wo er kann oder wo er muß“. Die allgemeine Lage, die Politik, wird manchmal die Verteidigung empfehlen, sie kann unter Umständen sogar die stärkste Form der Kriegführung sein; sie befreit aber nicht von der Schlacht: „Gegen einen entschlossenen Gegner, der selbst die Schlacht nicht scheut, gibt es kein Äquivalent für die Schlacht. Hat der Verteidiger sich in einer zu starken Stellung aufgestellt, so zwingt er den Angreifer, vorbeizugehen; in diesem Vorbeigehen liegt für den Verteidiger, wenn seine Stellung gut gelegen war, ein Vor-

teil; aber dieser Vorteil wird nur dann zur Realität, wenn er den Angreifenden in seinem Vorbeigehen ein flagrant *délicat*, wie Bonaparte sagt, angreift. Also ohne Schlacht kann es immer nicht abgehen.“

Der deutsche Philosoph schrieb hier die Theorie der französischen militärischen Praxis, ergriffen durch das politische Pathos der Zeit, die sich Herr über das Schicksal glaubte, Endgültiges zu gebären wähnte und in der Armee die große Siegerin, die Überwinderin, den ihren Interessen gehorchenden Gott sah. „... So kam er auch — erzählt Goethe von Napoleon — auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunkleren Zeit angehört. ‚Was‘, sagte er, ‚will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.‘“ Dieser oft zitierte Satz des Kaisers enthält auch die strategische und taktische Einsicht von Clausewitz. Die Schlachtentscheidung besiegt die Welt des Unbestimmten durch die Vernichtung des gegnerischen politischen Willens.

Diese Einseitigkeit beschränkt Clausewitz auf einige Sätze der Handlung im Kriege; denn die Theorie soll nur den Führer aus dem Wirrwarr der Begriffe lösen, ihm klare Vorstellungen geben. In der Strategie, meint er, ist alles sehr einfach, aber nicht alles sehr leicht. „Den einmal gefaßten Plan durchzuführen, das erfordert neben einer großen Stärke des Charakters eine hohe Klarheit und Sicherheit des Geistes.“

Die gelehrteste Kriegführung erinnert an die barbarischste, an die Feldzüge des russischen Generals Ssuworow, der in Italien dem Heer der Revolution widerstand, den Generalstab eine „Versammlung von Zöpfen“ nannte und dem österreichischen Vertreter sagte: Die sogenannten *Raisonneurs* können bei keiner Armee geduldet werden. Überblick, Geschwindigkeit, Nachdruck — das genügt! Ssuworow hatte die Einseitigkeit der Aktion im Kriege be-

griffen, sich förmlich in sie verbissen und durch Energie alle Fehler und Nachteile aufgehoben.

Die wunderliche Vielseitigkeit des Krieges erzeugt einige wenige Grundprinzipien, die aus seiner ewigen Natur und der sich stets wandelnden sozialen Zusammensetzung der Heere geformt werden. Hier, wo die Theorie — auf dem Boden einer teuer bezahlten Erfahrung — die blendende Mannigfaltigkeit zeigt und dennoch raschen Entschluß verlangt, muß ihr die Kritik jederzeit wie ein Schatten folgen, Die Kritik, die nicht jenseits der Dinge steht, gehört zum System. Sie darf an der Pforte der angenommenen Lehre nicht zurückbleiben; denn nur sie kann die Theorie lebendig erhalten. Die Kritik verbindet täglich mit der Erfahrung, mit allen Erscheinungen des Menschlichen, für die kein Dogma je eine schützende Kuppel erbauen kann.

„Wenn es in der Taktik — schreibt Clausewitz — eine ausgemachte Sache ist, daß in der allgemeinen Schlachordnung die Reiterei nicht neben, sondern hinter das Fußvolk gehört, so wäre es doch töricht, jede davon abweichende Anordnung deshalb zu verdammen; die Kritik soll die Gründe der Abweichung untersuchen, und nur, wenn diese unzureichend sind, hat sie ein Recht, sich auf die theoretische Feststellung zu berufen.“

Das Buch „Vom Kriege“ lehrt eine Methode ununterbrochener Untersuchung. Der Strom der Theorie würde hier versiegen ohne die Kritik, die sich in ihn ergießt. Es ist deshalb nicht nur ein Werk über die Schlacht, sondern ein Beispiel angewandter Philosophie, sogar der vollkommenste Beweis ihrer Diesseitigkeit. Die Lebendigkeit dieses verneinenden, keine Autorität, kein Herkommen kennenden geistigen Systems steht scheinbar im schroffen Widerspruch zu der Disziplin und Einförmigkeit, zu der Symmetrie und mechanischen Ordnung, zu der Genauig-

keit und Rücksichtslosigkeit des Militärischen — und bildet trotzdem dessen Voraussetzung.

Clausewitz' Erforschen des Widerspruchs in der Veränderung gesellschaftlicher Dinge — demselben Sehen wie das Hegels und Marx' entsprungen — gilt wenig in den offiziellen Handbüchern der Philosophie, weil es eben von einem Soldaten herrührt. „Anders — schreibt Schiller — ist der Studierplan, den sich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet . . . Jede Erweiterung seiner Brotwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet oder die vergangene unnütz macht . . . Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehilfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher als der Brotgelehrte.“

Ein geschichtlicher Prozeß wird zumeist insofern durch einige nur wenige Menschen symbolisiert, als die Betrachtenden Ursache und Wirkung klar, eindeutig sehen wollen; sie möchten Einzelne als die Verantwortlichen des Geschehens beim Namen nennen, ihr Bild im Zimmer aufhängen, ihre Biographie lesen.

Die lange Periode der Vorbereitung zu einer bestimmten Veränderung aber gleicht der Wetterbildung. Niemand kann die Wassertropfen zählen, die die Wolken bilden; und niemand vermag die stillen, unscheinbaren, unzähligen materiellen und geistigen Momente darzustellen, die oft keinen Namen haben, oft nicht mit Worten zu fassen sind, und die dann in dem allen sichtbaren Ereignis zusammenlaufen. Die Zeitbestimmung, die Zeitberechnung dieses anerkannten Romans, dieser manchmal lehrreichen Fabel, die man Geschichte nennt, ist indes eine notwendige Willkür, ähnlich dem einseitigen Gebot der Aktion in der Schlacht.

Clausewitz' politische Auffassung des Militärischen, mit der sich eine scheinbar plötzliche Wendung in der Theorie und

Geschichte des Heerwesens vollzog, erschien späteren Generationen verblüffender als der seinen. Seine Einsicht resultierte aus den Wechselbeziehungen der Ereignisse, ging darum aus dem „Geist des Zeitalters“ hervor. Und so erklärt auch der militärische Praktiker und Lehrer der Epoche, der „Kriegsgott“, wie Clausewitz Napoleon nannte, sein Stolz sei die „zivile Autorität, die ich ganz allmächtig in einem Reich, das ganz kriegerisch war, aufrecht zu erhalten wußte“.

Der Militarismus — aufgefaßt als das Gebot der Unterwerfung der politischen Gewalt unter die militärische — ist nicht nur ein demokratisches Gespenst, sondern oft auch ein verwirklichter Wunsch derjenigen hohen Offiziere, die das Glück haben, ihr ganzes Leben lang ebenso junge wie schneidige Leutnants zu bleiben. Sie werden nie der fremden, immer der eigenen Nation gefährlich; nicht sie aber, sondern die allgemeine Politik des Landes bleibt der Schuldige ihrer Freude und ihres Irrtums. Alles ist Kampf. Deshalb setzt die Zivilautorität die Zivilcourage voraus — sie ist zur kriegerischen Gesamtstärke ebenso unentbehrlich wie das Heer.

Napoleon hat zweiundzwanzig Jahre lang gekämpft; die drei letzten seiner Karriere haben ihm die Früchte der übrigen neunzehn geraubt. Die mit kostbaren Federn geschmückten Unterkönige mußten nach der Niederlage des Kaiserreichs ihre Thronsäle kampflos verlassen — wie Dienstboten, die, von der zurückgekehrten Herrschaft überrascht, aus den Salons beschämt flüchten. Seine zivile Verwaltung jedoch ist geblieben. Die Schreiber bonapartistischer Verwaltung saßen weiter an ihren Pulten; weder die heimgekehrten Bourbonen noch die Zweite Republik konnten sie entbehren.

Napoleon war der Gesalbte aller Nutznießer kaum vergangener revolutionärer Tage, der Auserwählte der zur

Ruhe Gekommenen, die eine gesetzmäßige Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft erstrebten und sich von schwärmerischen Terroristen, von halb kommunistischen Verschwörungen bedroht fühlten, in den Bourbonen aber Gerichtsvollzieher sahen, die den durch die Empörung Enteigneten zu ihrem „Recht“ verhelfen würden. Er war die goldene Mitte; sein Programm hieß: Unter keinen Bedingungen eine Reaktion! Eine Konsolidierung womöglich mit Unterstützung der beruhigten revolutionären Elemente. Je mehr Jakobiner in der Verwaltung, desto besser. Aber nicht nur Jakobiner, auch Royalisten; denn sie sind jetzt ungefährlich und dienen nur der Konsolidierung.

Das einzige ernste Hindernis auf dem Wege zur Diktatur war die Armee. Entgegen den demokratischen Versicherungen vieler Jahrzehnte ist das Heer nicht der „Hort“ dessen, was sie „Reaktion“ nennen. Die Soldaten verteidigen nur am entschlossensten die Symbole ihrer Siege und ihrer Mühen, weil sie noch am wenigsten zur Kabale und Intrigue neigen. Das französische Heer war das große Lager der Gleichheit, weil die Halbbrigade der Republik das monarchistische Europa besiegt hatte. Die Regimenter verließen ihre populärsten Führer, wandten sich gegen Bouillé, gegen Dumouriez und gegen Lafayette, als diese Generäle die Republik verrieten. Noch keine Revolution ist vom Heer des eigenen Landes besiegt worden — die Revolution schafft erst die Armee; und hat sie keine, so ist sie keine Revolution gewesen. In den Stäben aller Truppen der Republik, in Frankreich, in Italien und am Rhein arbeiteten junge, arme, revolutionäre Enthusiasten. Die Bataillonschefs erhielten acht Sous am Tag, und die Generäle besaßen keine zwei paar Hosen. Hier herrschte die Gleichheit der Not und die Freundschaft des gemeinsamen Ideals. Diese Stäbe bombardierten die Hauptstadt mit jakobinischen Proklamationen, die alle denselben Inhalt und Stil

haben, und die die „Feinde der Freiheit“ zum „Zittern“ einladen.

„Zittert Royalisten“, droht der Stab der Pyrenäenarmee Paris. „Zittert niederträchtige Intriganten . . . Wenn Ihr Euch nur zeigt, dann habt Ihr Euer Leben verwirkt“, läßt das Heer in Italien durch seinen kommandierenden General verkünden. Die neue Ehe mit der katholischen Kirche stieß auf entschlossenen Widerstand der Soldaten. Sie erklärten, bis jetzt ohne Heiligenbilder gesiegt zu haben und neben den Farben der Trikolore keine anderen Symbole dulden zu wollen. Als Napoleon als erster Konsul zum Ruhm des Konkordats ein feierliches Tedeum anstimmen ließ, wollte der Stab der Pariser Garnison nicht zur Zeremonie erscheinen. Einen Tag vor der Feier bekam er den dienstlichen Befehl, in die Kirche zu kommen, benahm sich aber hier wie eine Rüpelbande, gähnte, sprach laut, lachte und verließ vor dem Ende der Vorstellung den Ort geheiligter napoleonischer Kompromißpolitik. „Es war — erklärte General Delmas nach dem Fest Bonaparte — eine gelungene Kapuzinade. Schade aber, daß die Millionen Menschen fehlten, die sich haben totschiessen lassen, um Das endgültig zu vernichten, was Sie wieder aufrichten.“

Die Soldaten waren die Proletarier der Revolution. Sie drangen in Kolonnen vor und starben; sie erfanden die Tirailleurtaktik und starben; sie erklommen die Alpen und starben; sie errichteten den siegreichen Wall der Verteidigung und schufen so freien, sicheren Raum für den neuen Reichtum. Das große Opfer flüsterte ihnen dann Worte einer eigenen Mission ein; sie wollten den Sinn dieser Revolution, das gesetzmäßige Funktionieren der bürgerlichen Gesellschaft nicht anerkennen, wähten, die Politik des Landes ihrem Willen unterwerfen zu können, offenbarten deshalb einen revolutionären Militarismus, der durch Napoleon gebrochen wurde.

Der Kaiser erklärte, sein Ziel sei, die gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs in Harmonie mit den Zuständen Europas zu bringen. Er korrumpierte zu diesem Zweck die Generäle der Republik, beschenkte sie, bis ihnen jede Lust zur politischen Deklamation verging. Er errichtete eine begüterte Aristokratie des Schwertes. Auch nach der französischen Revolution bestätigte sich der alte Erfahrungssatz Macchiavellis, der zwar die Menschen nie hindern wird, die Utopie zu ersehnen, der aber jede Utopie überlebt: „In allen Angelegenheiten der Menschen . . . läßt sich kein Übelstand beseitigen, ohne daß ein anderer daraus entstünde.“

Der Reichtum war noch zu neu, noch zu sehr nach Heeresaufträgen, nach Lebensmitteln, nach schlecht geliefertem Tuch, nach Schuhen mit Pappsohlen, nach verfälschtem Wein, nach Hausse und Baisse, um die Besitzenden mit dem Schmuck der Nobilität zu zieren. Als die Staatsräte Napoleon eine Liste für die neue Verteilung erblicher Titel vorzeigten, auf der sich viele wirtschaftlich Arrivierte befanden, sagte er: „Man kann keine Lieferantenaristokratie errichten . . . Ich spreche hier unter uns . . . Ich habe nichts gegen die Reichen . . . Ich will die Vermögenden beschützen . . . Man beleidigt aber das allgemeine Gefühl, wenn man sie adelt . . . Eine andere erbliche Aristokratie, deren Ursprung große Taten waren, . . . konnte sich nicht halten . . . Was will man also mit der neuen? . . . Die Unzufriedenheit mit dieser Maßnahme wird sich zuerst unter den Frauen zeigen . . .“

Immer aber bergen große entscheidende Veränderungen die mannigfaltigsten Widersprüche in sich, die dann als Widerspruch des jeweiligen siegreichen Individuums erscheinen. Napoleon brauchte das Konkordat, um mit Tropfen gesalbten Öles den Raub der Bauern, die siegreichen Plünderer zu segnen; und er ließ dann den Papst doch wie einen ertappten Ladendieb abführen. Er be-

schützte die neue Grundlage der modernen Gesellschaft und hob sie doch wieder auf, indem er den Staat dem Zwecke der Eroberungen unterwarf. Er ersetzte die „permanente Revolution durch den permanenten Krieg“; verlangte von der alle Zweige der Verwaltung beherrschenden Bourgeoisie unökonomische Feldzüge; verletzte ihre wesentlichsten Interessen in Handel und Industrie; beschimpfte sie, wenn die großen Handelsfirmen und Bankhäuser sabotierten; sprach voller Verachtung von den Hommes d'affaires, von den „Raubrittern“, ganz als ob sie „Ideologen“, „Metaphysiker“ oder sonstige Literaten gewesen wären.

Die gesellschaftlichen Elemente aber verschafften sich in langsamem, stillem Wühlen im Rücken des Ruhms Raum gegen Napoleon, trotz seinem Siege. Je reicher die Leute wurden, desto unzufriedener, desto liberaler sprachen sie. Die Finanzkontrolleure, die reichsten Gutsbesitzer, die höchsten Staatsbeamten, nicht nur die Privilegierten, sondern auch die Verhätschelten des Regimes, erklärten, der Kaiser verlange zu viel von den Menschen, von den Pferden und von den Kanonen. Sie strebten nach eigener politischer Betätigung, sprachen „freiheitlich“, wollten eigens für sie geschriebene Leitartikel lesen und nicht nur die Bulletins der großen Armee. Deshalb tauchten am ersten Tag der napoleonischen Niederlage so viele „Verräter“ auf; deshalb war sein engster Kreis eine Versammlung Unzufriedener; deshalb intrigierten die Brüder, die Schwestern, die ganze Sippschaft, seine Schützlinge, wie Talleyrand und Fouché; deshalb konspirierten seine eigenen Minister mit Österreich, Rußland und England. Am Ende seiner Herrschaft flüsterte man sich das geflügelte Wort zu — „L'empire sans l'empereur“. Dieser Satz wurde zur Wahrheit, zur Verfassung der nächsten hundert Jahre. Der innere Aufbau des Landes, der zentralisierte Staat, die zentralisierte Verwaltung, die Präfekten, die Kanzleischreiber blieben. Paris bestand

weiter als Metropole. Nur den goldenen Knauf der Turmspitze hatte die fremde Invasion heruntergeholt und in St. Helena begraben.

„Ich messe meine Kräfte gegen die Europas,“ sagte der Kaiser zu Fiévée. „Ihr aber meßt sie gegen den Geist der Revolution. Euer Ehrgeiz ist größer als der meine, ich habe größere Erfolgsaussichten als Ihr.“ Er hat indes nur die Könige besiegt und wurde von den Völkern niedergeworfen. Die alten Mächte hatten „Revolution gelernt“ und die neue Macht hatte zu revolutionieren verlernt.

Bonaparte glaubte, das fundamentale Problem staatlicher Führung, die Herstellung einer Harmonie in der Leitung ohne Hilfe regierender Schichten als Imperator lösen zu können, glaubte, die verschlungenen Wege zu diesem Ziel wie kein anderer zu überblicken. „Ich hätte vielleicht — sagt er während des österreichischen Krieges vom Jahre 1809 zum Wiener Vertreter Bubna — klüger gehandelt, wenn ich den Erzherzog Karl . . . verfolgt hätte, um Euch so keine Ruhe zu lassen. Als General kann man mir Vorwürfe machen . . . Einen Moment habe ich auch gezweifelt. Ich dachte aber dann gleich an die allgemeine Lage Europas, an den Eindruck des raschen Einzuges in Wien und entschloß mich deshalb zu diesem Schritt.“

Gneisenau erklärte, Bonaparte sei sein Lehrer gewesen. Scharnhorst pries den Kaiser als ersten Offizier des Zeitalters. Clausewitz sah in ihm die vergötterte Energie.

So waren auch die preußischen Armereformer in erster Linie Politiker, die zunächst alle Fragen eines modernen Staatsaufbaues beantworten mußten, ehe sie an das rein Kriegerische denken konnten. Sie besaßen zwar die Einsicht in militärische Dinge, aber nur Trümmer eines alten und geringe Ansätze eines neuen Heeres. Die Erkenntnis war ebenso groß, wie die tatsächliche Macht klein. Als Theoretiker erfaßten sie nicht nur die reine Taktik,

sondern den gesamten Kreis der Probleme, von der modernen „Bauchkriecherei“ des einfachen Soldaten bis zur neu gestellten Frage der obersten Führung, die Bonaparte diktatorisch löste. Sie mußten von Napoleon lernen, weil er die Wirklichkeit war und weil die Wunder militärischer Lösungen aus den ersten jakobinischen Jahren vom Kaiser in Erbpacht genommen, von ihm förmlich annektiert und erfolgreichst angewandt wurden. Bonaparte hatte den berühmten Diamanten der Bourbonen, „den Regenten“ aus der Krone genommen und ihn an seinem Degengriff blitzen lassen. Diese Symbolik begriffen die preußischen Reformer: die Herrschaft hatte sich von allen altväterlichen Verhältnissen, von allem patriarchalischen Heiligschein getrennt; denn sie beruhte — wie jede neu begründete — vor allem auf Macht, deren Voraussetzung die Erfassung der gesamten Bevölkerung zum Zwecke der Schlacht und damit zum Zwecke der Politik war. Im Kriege lernen die Völker noch schneller voneinander als im Frieden. Die blutige Umarmung des Kampfes erzeugt die Frucht eigener politischer und militärischer Veränderung, die zur Hälfte vom Gegner auf dem Schlachtfeld geschenkt wird.

Die Losungen und Richtungen, die die Vernunft gab, wiesen auf die Aufhebung der gesellschaftlichen und materiellen Beschränkungen und Bedingungen hin, unter denen diese Militärs arbeiten mußten.

Scharnhorst wollte die Gesamtheit der neuen Probleme einer Generation von Stabsoffizieren eindringlich auf seine bildliche, konkrete Art zeigen. Der Trieb, zu lehren, verließ diesen Offizier nie; er hatte, wie die meisten praktisch wirkenden Menschen, den Drang und die ausgesprochene Befähigung zum Organisatorischen, zur Sammlung und Leitung der Schüler.

An die Spitze aller neuen militärischen Bildungsanstalten stellte er den von ihm geleiteten Generalstab, dessen Mit-

glieder aus der Militärakademie ausgewählt wurden. In ihn berief Scharnhorst sogleich seinen besten Freund, Clausewitz. Schon von Memel aus, als die Realisierung der Reorganisationspläne noch fragwürdig war, schrieb er ihm: „... Wir machen jetzt einen Entwurf zur Organisation des Generalstabes. Wir wollen ihn aber anders nennen. Darin wird auf Sie gerechnet.“

Clausewitz hatte als Lehrer das Buch „Vom Kriege“ noch nicht geschrieben, — erst später, nach dem Tode Scharnhorsts, als besserer Verwaltungsinspektor der Militärakademie sollte er es vollenden. Solche Werke werden nicht auf Bestellung einer vorgesetzten Behörde oder einer Verlagsanstalt verfaßt; sie reflektieren historische Veränderungen und bilden selbst ein Stück Geschichte. Was Clausewitz sah, wußte der engste Freundeskreis auch. Seine Notizen zum Unterricht des preußischen Thronfolgers enthalten die spätere Gesamtauffassung, die schon jetzt die Vortragenden lehrten. Am Anfang einer sich vollziehenden gesellschaftlichen Veränderung sehen manche Menschen oft die Richtung der neuen Kräfte besser als die späteren Betrachter, weil die neuen Elemente noch frei von weiteren Folgen und Komplikationen des kommenden Lebens sind; weil der Strom noch die Klarheit der Quelle hat, noch ungetrübt fließt, das weite Land ihn noch nicht zwang, Nebenflüsse in sich aufzunehmen. So wurde Stendhals Roman „Lucian Leuwen“, die genaueste Beschreibung der parlamentarischen Bankaristokratie, am Anfang des Parlamentarismus geschrieben; und so hat auch Karl Marx „das Kapital“ in den Anfängen des Kapitalismus verfaßt.

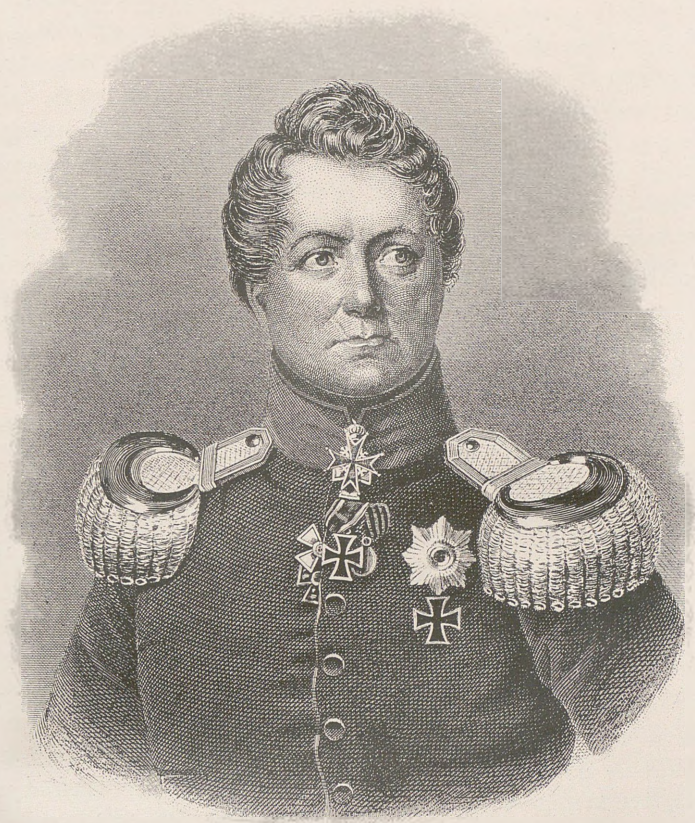
„Einige Leute — bemerkt Clausewitz in seinen Unterrichtsnotizen — meinen: die Theorie riete immer zum Vorsichtigsten. Das ist falsch! Wenn die Theorie etwas rät, so liegt es in der Natur des Krieges, daß sie das Entscheidende, also das Kühnste raten würde ...

... 1. Es gibt beim Kriegführen drei Hauptzwecke:

- a) die feindliche bewaffnete Macht zu besiegen und aufzureiben;
- b) sich in den Besitz der toten Streitkräfte und der anderen Quellen der feindlichen Armee zu setzen, und
- c) die öffentliche Meinung zu gewinnen.

... Darum ist das Studium der Kriegsgeschichte so wichtig, weil man durch dasselbe die Dinge selbst kennenlernt, den Hergang selbst sieht ... Freilich muß man nicht ... sich an das Raisonement der Geschichtsschreiber halten ... Denn die Geschichtsschreiber haben selten die höchste Wahrheit in der Darstellung zum Zweck; gewöhnlich wollen sie die Taten ihrer Armeen verschönern ... Sie machen die Geschichte, anstatt sie zu schreiben ... Es ist deshalb nützlicher, mehr einzelne Relationen und Tagebücher zu lesen ... Ein Muster einer solchen Relation, das nicht übertroffen werden kann, ist die Beschreibung der Verteidigung von Menin ... des Generals von Scharnhorst ...“

Durch die Schüler des Generalstabes, in dem auch Clausewitz wirkte, hoffte Scharnhorst, die ihm feindlichen höheren Offiziere zu beeinflussen, den Geist der ganzen Armee indirekt zu beherrschen, da den Brigadegenerälen und den Militärgouverneuren schon im Frieden Generalstabsoffiziere zugeteilt wurden. Er vertraute den Menschen mehr als der papiernen Verordnung. Die alten Offiziere waren durch königlichen Befehl verpflichtet, die neue Taktik zu üben. Würde sich aber die jahrzehntelange Gewohnheit nicht stärker zeigen als das eben erhaltene Befehlsschreiben? Die persönliche Wirkung der jungen Offiziere sollte die alte Umgebung durchsetzen, jeder unter ihnen durch eigene Lebendigkeit die Lebendigkeit der vorgeschriebenen Maßnahmen erläutern und beweisen. Er betrachtete seine Schüler nicht als Kontrolleure, sondern als Propagandisten. Seinem eigenen, endlich durchgesetzten Exerzierreglement



Gest. v. H. Sagert.

J. v. M. Gneisenau & Co.

Feldmarschall Graf Neithardt von Gneisenau

vertraute Scharnhorst nicht, weil er aus Erfahrung den langen Weg vom Schreibtisch des diktierenden Vorgesetzten bis zum Kasernenhof kannte. Wird — schreibt er — „der alten Auffassung ... nicht aus allen Köpfen entgegengearbeitet, so triumphieren von neuem die mechanischen Köpfe über alles, was Geist und Gemüt hat!“.

Dieser Geduldige findet unzählige Wege, um in das Gebäude der alten Armeehierarchie, an den Stellen, wo er es nicht vernichten konnte, einzudringen. Er verschafft sich Einfluß wie Wasser, das durch alle noch so schmalen Öffnungen hindurchsickert.

Aber selbst die Vernichtung der bestehenden Hierarchie löst noch lange nicht alle Probleme der Kriegführung. Das offen daliegende Feld der erst jetzt sichtbaren militärischen Notwendigkeiten überschreitet bei weitem den Rahmen der Reorganisation. In dieser Epoche der Vorbereitung künden sich schon alle Fragen an, die auch im nächsten Jahrhundert noch nicht beantwortet werden sollen. Vielleicht herrscht hier die von Clausewitz festgestellte „Friktion“ als „Friktion in der Führung“; denn hier muß das Unbestimmte, das schwer Vorauszusehende mindestens so klar erkannt werden, als ob es schon Wirklichkeit wäre. Napoleon vereinigte in sich alle Gewalten. Die Voraussetzung dazu, die bonapartistische Verwaltung, erschien Stein als eine Maschine, „die alle Nationalität zerstört und verkrüppelt und die Leitung aller großen Angelegenheiten des Menschengeschlechts einer Bureaukratie, die von einem entfernten fremden Regenten die endliche Richtung erhält, überläßt“.

Dieser Gedanke der obersten Führung in einer Person, die die Staatspolitik während des kriegesischen Aktes leitet, erschien den Reformern noch als ideal und ungefährlich; denn Preußen steht erst am Anfang der Nationalität, hat deshalb noch eine antiimperiale Moral und besitzt noch nicht die ökonomische und materielle Macht eines anderen Ethos,

das nach Welthegeemonie strebt, vom Universalreich träumt. Preußen befindet sich auf einer nationalen Stufe, die Frankreich zu den Zeiten des Kardinals Richelieu einnahm. So beantwortete denn auch Clausewitz das Problem ähnlich wie der Kardinal: „Deutschland kann nur auf einem Weg zur politischen Einheit gelangen; dieser ist das Schwert; wenn einer seiner Staaten alle anderen unterjocht ...“

„Soll der Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen, — schreibt Clausewitz, so bleibt, wo Staatsmann und Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig: nämlich den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetts zu machen ...“

Alle Erscheinungen der Geschichte, die materiellen und die ideellen, durchdringen sich gegenseitig und wirken nur gemeinsam; deshalb hat jede Institution, für sich betrachtet, etwas von einem toten Körper, den man wohl anatomisch zerlegen kann, der aber kein Leben besitzt, und so hängt auch die höchste Heeresführung mittelbar mit dem gesamten inneren Aufbau des Landes und unmittelbar mit der prosaischen Armeeverwaltung und -bureaukratie zusammen.

Dieser bewaffnete Heereskörper, der eine eigene Schwere hat, wird immer danach streben, eigenes Leben zu behalten. Das bedingt schon, ganz abgesehen vom Politischen, das rein Menschliche, das ihm als Gemeinschaft innewohnt. Deshalb muß die zivile Staatspolitik gleichsam wie ein gigantischer Magnet das Eisen der Bajonette und der Kanonen immer anziehen und ihm die Richtung weisen. Wie ein Schmied mit seinem Blasebalg das Feuer entfacht, so muß sie das geistige Leben in den Kasernen erzeugen und gleichsam für die Luftzufuhr in den stickigen Stuben des Drills sorgen.

Und unten an der Basis der Armeehierarchie — nicht nur in der imperatorischen Spitze —, von der kleinsten Militär-

kanzlei an, muß der Gegensatz zwischen Zivil und Militär überwunden werden.

Die Magazine und die Waffenkammern, die Artillerie- und Proviantpferde, alles, was zur Einrichtung und Erhaltung des Militärs dient und seine rein materielle Grundlage bildet, ist eine Maschine, deren Schnelligkeit durch einige Handgriffe der Leitung geregelt wird. Das richtige Funktionieren ist in gewöhnlichen Zeiten, für das ja alle Berechnungen zumeist gelten, die Voraussetzung zur Lösung aller anderen Probleme der Führung.

Während die Spitze alle ihre bekannten Faktoren der Geschichte berücksichtigen muß: die politische Tradition, die Geographie, das Militärtechnische, das ganze Spiel der Sicherheit mit der Unsicherheit, aus dem ein Entschluß resultiert, — so braucht, im Gegensatz dazu, die Hierarchie der Verwaltung diesen Überblick nicht; sie, die nur die Naht am militärischen Gewand darstellt, die bei der Parade und auf dem Manöverfeld unsichtbar ist, funktioniert sogar in dieser Beschränkung um so sicherer.

Jene Verwaltungsarbeit sollte das von Scharnhorst vorgeschlagene und durchgesetzte Kriegsministerium leisten, das an die Stelle aller anderen militärischen Oberbehörden trat, als eine der fünf Abteilungen, in welche das Gesamtministerium zerfiel. Das Kriegsministerium sollte indes nicht nur dieses rein Verwaltungsmäßige, Technische übersehen und leiten, sondern auch oberste Behörde aller militärischen Formationen sein.

Scharnhorst hatte seinen alten Plan der Armeeinteilung in Divisionen verwirklicht. Aus außenpolitischen Gründen und weil diese Divisionen verhältnismäßig klein waren, erhielten sie die Bezeichnung „Brigaden“ und wurden nach den sechs Provinzen: Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Brandenburg, Niederschlesien und Oberschlesien benannt.

Die zentralisierte militärische Verwaltung strebte da-

nach, nicht nur die Schlagfertigkeit zu heben, sondern auch die Willkür auf ein Minimum zu reduzieren. Es gelang Scharnhorst, durchzudrücken, daß die Stellen der Brigadegeneräle und Regimentskommandeure ohne Rücksicht auf das Dienstalter besetzt wurden. Er wollte möglichst junge Offiziere auf diesen Plätzen sehen.

„Die logische und richtige Einteilung der Geschäfte — schreibt er in einer Denkschrift — ist bei einer Organisation derselben äußerst wichtig; denn dadurch wird eine bleibende, in der Natur der Dinge gegründete Anordnung bewirkt, welche in der Folge den größten Einfluß auf die Ausführung der Geschäfte und die Besetzung der Stellen hat, indem sie gleichsam die richtige Ansicht über diese Gegenstände fortdauernd leitet.“

Scharnhorsts Plan aber verletzte auch hier das Leben einer militärischen Verwaltung, die über ein Jahrhundert lang gedient hatte und deshalb ihre Verteidiger stellen mußte. Die Selbständigkeit und Machtfülle einer solchen Militärspitze erschreckte den König; denn sie durchschnitt Fäden vertrauter Verhältnisse, gab dem neuen Gebäude einfache, gerade Konturen. Der Kriegsminister konnte wie ein König wirken. Die neue Institution löste eine heftige Opposition der materiell Verletzten aus. Unter ihrem Einfluß ernannte der Monarch neben den Brigadegenerälen sechs Gouverneure, denen jene untergeordnet sein sollten.

Der Kampf der Instanzen tobte. In dieser geräuschlosen, entscheidenden Schlacht der Verwaltung war die Festung der Reformer das Ministerium, die ihrer Gegner der Palast des Gouverneurs. Die neue Institution Scharnhorsts hätte dadurch leicht ihre Wirkung verlieren können; endlich gelang es ihm aber, auch die Gouverneure unter die Autorität des Ministeriums zu bringen.

Diese Maßnahme, die so viele Interessen, Gewohnheiten und persönliche Bedürfnisse verletzte, lenkte von der Neue-

rung selbst ab und ließ dafür nur ein sündiges Gesicht, das Scharnhorsts erscheinen. „... ich bin fast gewiß — schreibt er an einen Freund — „daß neidische Preußen mich hier dem Gesandten denunziert haben, um mich aus meiner Stelle zu verdrängen. Sie dachten, nach meinem Abgange würden die Greuel, welche in der Armee ehemals herrschten, als z. B. das Freiwächtersystem, die Besorgung der Waffen und kleinen Montierungen durch die Kompagniechefs, die Besetzung der höheren Stellen im Militär und den Kommandanturen durch abgelebte Greise, sowie der niederen durch Kinder usw. sich wieder einführen lassen ... Dabei sah ich voraus, daß ein großer Teil der höheren Offiziere außer Aktivität kommen mußte, daß Beschränkungen des Einkommens unvermeidlich würden, daß alle Familien und anderen Konnexionen aufhören mußten, und daß die nächsten Umgebungen des Königs aus allen diesen und hundert anderen Ursachen gegen mich aufgebracht sein würden. Alles dieses lag vor mir, dabei mein isolierter Stand, ohne Verwandtschaft, ohne Konnexionen, ohne alles ...“

Scharnhorsts Verhältnis zum Monarchen mußte um so gespannter werden, je mehr die Militarisierung Deutschlands durch Napoleon fortschritt, je mehr Preußen zur Auffahrtsstraße sich bekämpfender europäischer Interessen wurde. Es stand am Wege sich suchender feindlicher Armeen und mußte deshalb, trotz allen Freundlichkeiten nach allen Seiten, trotz allen sich widersprechenden Liebeserklärungen, eine Entscheidung treffen. Der Regent war die Ruhe selbst. Er blieb auch in diesen, durch die Nervosität der Ungewißheit erregten Tagen stets derselbe, dachte ärgerlich an seine Ratgeber, die ihn schon einmal nach Jena getrieben hatten, und vermutete in dem beharrlichen kriegerischen Drängen Scharnhorsts eine Verschwörung der inneren Politik. Die durch die zivile und militärische Reform Geschädigten folgten nur ihren Angst-

phantasien, wenn sie Fabel nach Fabel um diesen Minister spinnen. Gerüchte und halbe Andeutungen drangen bis zum Regenten und durch an Türen fleißig horchende Lakaien bis an den Stammtisch in der Kneipe. Das Geflüster unbeschäftigter Menschen, die sich in den Salons oppositioneller Aristokraten trafen, erzählte, Scharnhorst sei das Haupt eines Komplotts, das den Prinzen Wilhelm zum König ausrufen wolle. Selbst als das Ministerium Friedrich Wilhelms die Haltlosigkeit dieser Verdächtigung bewies, schrieb er seinem Großkanzler, man mag die Anschuldigung „ansehen wie man will; so bleibt es immer äußerst bedenklich und verdient sehr ernste Überlegung“.

Der Instinkt sagte indes dem König doch die Wahrheit, auch wenn die Anklagen ebenso unbestimmt wie ungenau waren. Die Politik seines Ministers stand im Gegensatz zu seinen eigenen Ansichten. Scharnhorst brauchte aber keine Palastverschwörung und keine Kabalen in verborgenen Ecken anzuzetteln; sein Ziel war dafür zu groß, überschritt die Vorzimmer des Thronsaales und suchte die ganze Masse kriegerisch zu beeinflussen.

Der König symbolisiert in dieser Epoche die beharrende Kraft, die Trägheit, die Tradition, die Angst vor neuen Wegen hat, die Skepsis, die besorgt fragt: Warum einen Zustand, der zwar mit Schlechtem verbunden ist, unter dem man aber dennoch leben kann, gegen einen ganz unbestimmten, der die gänzliche Vernichtung nicht ausschließt, vertauschen? Hätte aber dieser schwache Friedrich Wilhelm nicht existiert, so hätte er erfunden werden müssen. Denn, wenn man die Geschichte betrachtet, so löst sich eine große Zärtlichkeit für alle Illusionen und ein tiefes Mitleid für alle Betroffenen einer Katastrophe aus. Der König hielt die Überzeugten vom ungewissen Losschlagen zurück. Die Überzeugten aber ermöglichten den augenblicklichen Widerstand im Frieden und die nächste Offensive im Krieg.

Die Politik der Reformer brachte die ersten praktischen Resultate. Ohne ihre Propaganda wäre Preußen gezwungen gewesen, Napoleon in dem nun beginnenden Feldzug gegen Österreich Hilfstruppen zu stellen. Nach der unterzeichneten Konvention war Berlin dazu verpflichtet. Infolge der starken Opposition aber wagte der Kaiser nicht, die fällige Menschenrate einzukassieren. „... Der König von Preußen — schreibt Napoleon an Jérôme — hat aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Anteil an diesen Bewegungen... Der Herzog von Valmy wird ganz unbemerkt eine gute Division bei Hanau aufstellen...“

Diese Division war ein Geschenk Scharnhorsts an Wien.

Die Aussichten seiner Politik überschritten bei weitem die durch die augenblicklichen materiellen Mittel gezogenen Grenzen. Die Politik wäre aber eine sehr einfache Sache, ein Rechenexempel für Volksschulen, ein Kreuzworträtsel für Unbeschäftigte, wenn ihre Schritte der Anzahl der gegnerischen Bajonette genau entsprechen würden — diese Primitivität ist noch lange keine Realpolitik. Scharnhorst glaubte, daß angesichts der allgemeinen Lage Europas die von allen Seiten furchtbar drohenden Gefahren imstande sein würden, auch die militärischen Kräfte zu gebären. Die Strategie deckte sich bei ihm mit der Politik. Solange England widerstand, hielt er noch nichts für verloren. „Nur England — schreibt Scharnhorst — ist der Staat, der unbezwunglich Napoleon widerstehen wird, und der seinen Verbindungen getreu bleibt und getreu bleiben kann.“ Er und seine Freunde wären keine Schüler der jakobinisch-cäsarischen Armeetaktik, wenn sie nicht die weitesten Aussichten gehabt, nicht die Berge und Engen der augenblicklichen Lage zwar nicht übersehen, aber doch geistig überwunden hätten. Clausewitz, der im Auftrage der Reformer ihre wichtigsten Denkschriften schrieb und als Pressechef Scharnhorsts — ohne diesen Titel zu führen — im Mini-

sterium arbeitete, sagt in seinen persönlichen Aufzeichnungen: „Sie wollen die Revolution. — Ich habe nichts dagegen; aber wird diese Revolution in der bürgerlichen und Staatsverfassung sich nicht weit leichter machen in den Bewegungen und Schwingungen aller Teile, welche der Krieg hervorbringt? . . . In der praktischen Welt muß gehandelt werden; ich bin für das Handeln. Wo eine Wahl des Zweckes ist, mag man sich bedenken und die Mittel beachten; wo nur ein Zweck sein kann, sind die vorhandenen Mittel die richtigen . . . Wer, versessen auf gewisse Formen, die Gelegenheit in der flüchtigen Erscheinung nicht erkennt und zu ergreifen weiß, kommt in der praktischen Welt nicht von der Stelle . . . Diese Bemerkung ist vor dem österreichischen Kriege und auf seine Veranlassung gemacht; niedergeschrieben aber ist sie nach dem Kriege; und ich behaupte, sie bleibt wahr trotz dem Kriege und gültig für alle Lagen, in welchen noch ein Krieg denkbar ist . . .“

Wenn Scharnhorst die zwar nicht formelle, aber tatsächliche Aufhebung der Konvention mit Frankreich, die Einstellung der Kontributionszahlungen, die Arbeit der von ihm geleiteten Rüstungskommission tröstet, so reibt ihn der persönliche Kampf um die eigene Wirkungsmöglichkeit auf. Er sieht seine besten Freunde in den österreichischen Dienst treten, fühlt sich dadurch in seiner Position geschwächt, entscheidet sich trotzdem, zu bleiben. Friedrich Wilhelm macht ihn für alle Drohungen Napoleons verantwortlich, grollt ihm wie noch nie zuvor, erwartet sehnsüchtig die Demission seines Ministers, der sie aber nicht einreicht. „Diese Verhältnisse — schreibt Boyen — wirkten auf Scharnhorst so nachteilig . . . daß ein galliges Nervenfieber ihn an den Rand des Grabes brachte; nur die äußersten Anstrengungen der Ärzte . . . konnten ihn . . . retten . . . Doch trug der . . . Mann von da ab den Keim der zerstörten Gesundheit in sich.“

Gerade einen so schüchternen Menschen wie ihn muß es stündlich verletzen, daß ihm die Pflicht gebietet, an seinem Amt bis zum äußersten festzuhalten. Er liest aus jedem Gesicht die neugierige, schadenfrohe Frage: Wann gehst du endlich weg? Das Unerquickliche zehrt an seiner Widerstandskraft, tötet die innere Freude — diese Verbündete jeder großen Arbeit. Scharnhorst hat nicht die Rücksichtslosigkeit Steins, der, als er einmal hörte, daß in der Nähe Königsbergs wieder eine zahlreiche Gesellschaft Pläne gegen ihn beriet, „obgleich schon spät“ — wie Boyen erzählt — „sogleich anspannen ließ, ... herausfuhr und durch sein plötzliches Erscheinen . . . bey seinen Feinden ein unangenehmes Erstaunen erregte, indem zu dem vorgehabten Zwecke Kuchen und Braten nun umsonst angeschafft waren“. Stein ist aber jetzt schon lange nicht mehr in Preußen, wettet aus Prag und Wien gegen Berlin. Die Radikalen fangen an, Scharnhorst für zu unentschlossen zu halten. Er selbst sieht den österreichischen Kriegsplan gegen Frankreich mit ungläubigen Augen und ist auf seinem Krankenlager zuweilen der Resignation nah. Zweifel verlassen ihn auch jetzt nicht, und während der Genesung seufzt er: „Die Aussichten sind unendlich verschieden“.

Was Scharnhorst in Preußen erstrebt, die militärische Erfassung der Bevölkerung, die allgemeine Dienstpflicht, das führt im Westen Deutschlands, Jérôme, König von Napoleons Gnaden, leicht und unter allgemeinem Beifall der Bevölkerung durch. Die Eingezogenen sind nicht weniger stolz auf ihr Soldatentum als die Krümper der versteckten Bewaffnung. Die Offiziere freuen sich, unter Napoleon kämpfen zu dürfen; der Glanz seines Namens, der nun schon zwei Jahrzehnte füllt, erhebt die Herzen der Legionen. Das Jahrhundert soll den Waffen gehören, und alle Anstrengungen — auch wenn sie von entgegengesetzten Motiven diktiert sind — führen zu demselben kriegerischen Er-

gebnis. Am Rhein bricht der Kaiser die feudale Armeeverfassung, führt die Arbeit der preußischen Reformer durch, errichtet einen Konkurrenzliberalismus gegen Stein und Hardenberg. Scharnhorst meint, er wolle Napoleon zu Liebe die Konskription einführen; denn der Kaiser könne nicht gegen ein Gesetz sein, das er den Rheinbund-Staaten und allen Verbündeten auferlegt habe.

Bonaparte schlägt Österreich an der Spitze einer Armee, die beinahe zur Hälfte aus Deutschen besteht. Man muß den Soldaten nur Siege geben; sie sind, ganz gleich welcher Rasse und welcher Nationalität, Menschen, und der Erfolg verklärt ihnen deshalb die Fahnen, macht sie weich und willig. Der Kaiser hat an der Spitze eines aus Fremden zusammengesetzten Heeres keinen Augenblick der Unentschlossenheit, des Zauderns, fühlt sich seiner Mannschaft sicher, denkt nicht daran, daß sie rebellieren könnte. Nur sein König in Westfalen stört ihn; denn er hat, kaum auf deutschem Boden angelangt, schon die Manieren einheimischer Duodezfürsten angenommen, mit dem Lande auch dessen Sitten und Kriegführung annektiert. „... Sie sind König und Bruder des Kaisers — schreibt ihm Napoleon —, das sind aber nur lächerliche Eigenschaften im Kriege. Man muß Soldat sein, und wieder Soldat und noch einmal Soldat. Wozu haben Sie in Ihrem Lager Minister, ein diplomatisches Korps und Luxus? Bei Ihrer Vorhut müssen Sie biwakieren, Tag und Nacht auf dem Pferde sitzen, mit der Vorhut marschieren . . . oder lieber gleich zu Hause in Ihrem Palast bleiben! Sie führen Krieg wie ein Satrap. Mein Gott, haben Sie denn das von mir gelernt . . . ?“

Den anderen deutschen Monarchen schreibt er freundlicher, aber nicht unbestimmter: „... Ich bitte . . . Eure Majestät — teilt er dem König von Sachsen mit — mich auf jeden Fall wissen zu lassen, wieviel Soldaten Sie zur Verfügung haben, damit ich weiß, mit welcher Stärke ich rechnen kann.“

„... Unter diesen Umständen — heißt es in seiner Erklärung an den König von Bayern — schreibe ich direkt an Eure Majestät, weil ich genau wissen möchte, wieviel Tage Sie brauchen, um Ihre Truppen: Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Munitionswagen usw. in Kriegsbereitschaft zu setzen, und wieviel Mannschaften und Pferde Sie stellen können . . . Wenn Österreich Anstrengungen macht, müssen wir gleichfalls alles tun, um Bayern vor dem Unglück eines Einfalls seiner Erzfeinde zu schützen.“

Über nichts ist deshalb Paris mehr erstaunt als über den versteckten Widerstand der Preußen; und über nichts ist Napoleon mehr erstaunt als über das auf ihn verübte Attentat eines Jünglings in Schönbrunn. Der Kaiser fragt selbst den Schuldigen aus, und dieser nennt ihn einen Tyrannen. Der Kaiser schüttelt verwundert den Kopf: Seit wann töten denn die Deutschen Tyrannen!

Die Jahrzehnte der Umwälzung haben mit einem wunderbaren Versuch zum ewigen Frieden begonnen. Noch nie zuvor und nie nachher ist ein Prinzip so sehnstüchtig wie von den Jakobinern verkündet worden: „... Derjenige — sagt das Buch ihrer Verfassung — welcher eine einzige Nation unterdrückt, erklärt sich für einen Feind aller . . .“

Clausewitz, der, wie sein Vorgänger Berenhorst, immer gegen leere Begriffe ist, gegen „Vorstellungen ohne Wirklichkeit“, die er Phrasen nennt, meint trotzdem, klein und eng sei der Verstand, der mit der Größe nicht zu rechnen weiß.

Wie zur Strafe aber, als ob sich dieser Globus empörte, daß die Menschlein so sicher über ihre Zukunft sprächen, als ob die Geschichte ihre pathetischen Helden züchtigen wollte, weil sie in der Begeisterung die Bahn gewöhnlichen Werdens verließen, bewegte sich die Politik entlang dem kriegerischen Abgrund, an dem die Nationen ihre Arsenalen bauen und ihre Regimenter einexerzieren.

Die Mehrheit der deutschen Länder ließ — halb freiwillig und halb gezwungen — ihre neu entstandenen Brigaden in der Armee des Kaisers marschieren. Er lehrte sie das Tiraillieren, nahm für ein glänzendes militärisches Schauspiel eine große Summe aus der Kasse. Keinem Lande wird eine Entwicklung, eine Veränderung geschenkt, als Gabe des Nachbarn ins Haus gebracht. Keine Nation kann sich abseits der Geschichte stellen. Aus großen Ereignissen, die eine Auslösung starker Energien sind, vermag niemand zu desertieren.

Der Geist des Einzelnen und der Gesamtheit haben sich auf deutschem Boden durch die napoleonischen Bündnisse und Kriege, durch seinen Haß und seine Freundschaft, geändert. Während einer Revolution bemerkt man schwer und selten wie sich die an der Spitze Handelnden ändern; denn die sozialen Kräfte sind in fortwährender Umwälzung. Auch der Sinn der napoleonischen Feldzüge änderte sich in seinem letzten Jahrzehnt. Am Vorabend seines Sturzes schloß Bonaparte ein Kompromiß mit den gedemüthigten Fürsten, brachte das Prinzip der bürgerlichen Reform, aber die Völker rief er nicht zur freien Mitarbeit auf. Die Massen fühlten sich verletzt, empfanden nur den Schmerz, die nationale Niederlage, wollten die Rache. Es war — schreibt von der Marwitz über die Empörung der Völker gegen das fremde Kaiserreich — „ganz einfach die Rache und die Begierde, ferneren Verlust und Not abzuwenden“.

In den Augen der Mächtigen erschien dann Napoleon als die Ordnung, als die Macht der Notwendigkeit. Je größer seine Armeen wurden, desto mehr entfernte sich der Caesar von den Vielen. Er wurde der einsame Sieger. In Spanien hatte Bonaparte dem König befohlen: „... Die anständigen Leute bedürfen der Aufmunterung, und die ist nur möglich, wenn man den Pöbel im Zaume hält. Hier

hat man alles mögliche getan, um Gnade für die verurteilten Schurken zu erlangen. Ich habe . . . die Kerle aufhängen lassen . . . Ich halte es für nötig, daß Sie . . . etwas Strenge gegen den Pöbel zeigen . . .“

Aus Dresden befiehlt er dem Generalstabschef der großen Armee: „Schreiben Sie an den Herzog von Padua, daß Leipzig unbedingt entwaffnet werden müsse . . . Darauf soll er eine Bürgerwehr . . . organisieren . . . Diese Bürgerwehr soll aus den reichsten Bürgern, denen am meisten an der Aufrechterhaltung der Ordnung gelegen ist, zusammengesetzt sein . . .“

Die nationale Folge dieser kriegerischen Züge sah Bonaparte nicht. Deutschland war für ihn, wie nach Jena und nach Austerlitz, eine gegebene geographische Größe von unveränderlicher politischer Ohnmacht. Als man von einem neuen Deutschland in seiner Gegenwart sprach, meinte er: „... Dummheiten! . . . Die Kleinen wollen da vor den Großen geschützt werden und die Großen nach ihrer Phantasie regieren . . .“

Alles, was sich gegen Frankreich bewegte, empfand er als Intrige; und der Herd aller Kabale war ihm gerade nach der letzten Niederlage Österreichs: Preußen. „Ist es denn nicht — fragt Clausewitz nach dem verlorenen Krieg der Donaumonarchie — in der Natur aller menschlichen Leidenschaften, einem Zweck um so glühender nachzustreben, je mehr man ihm schon vergeblich geopfert hat?“

„... Vielleicht hätten uns — schreibt Sainte-Beuve — weder die Millionen Englands, noch die Kälte Rußlands vernichtet, wenn ihnen nicht der Charakter Steins, Gneisenaus und Scharnhorsts zu Hilfe gekommen wäre.“

Schließlich hatte Preußen einen Vertrag gebrochen, Kontributionszahlungen eingestellt, gerüstet, gedroht. Es machte wenig aus, daß Friedrich Wilhelm nachträglich in Paris zum Sieg an der Donau als Biedermann gratulieren ließ. Schwache

dürfen das „Recht“ nicht verletzen; sie können sich ja nur auf das „Recht“ berufen, und „Recht“ ist in der Politik die Resultante aus den gegebenen Machtfaktoren. Der Starke gebraucht das Recht, um zu nehmen; der Schwache, um zu weinen und protestieren. Die Staaten, die siegreich sind, verkünden das meiste „Recht“; sie zerlegen es in ebenso konkrete, wie für sie praktische Rechte. Die Eroberer brauchen die Jurisprudenz wie die Kanonen, um Bewegungen der Schwachen auch moralisch, ohne Munitionsverschwendung, verdammen zu können. Deshalb entstanden die ersten Anfänge des internationalen Rechtes im siegreichen Rom und nicht im anarchischen Griechenland.

Die zivile Gesetzgebung und das internationale Recht haben denselben Ursprung und denselben Geist. Der Eroberer Napoleon hat in seinem Reich den Code Napoléon verkündet, das bürgerliche Gesetzbuch. Nach den Artikeln 414 bis 416 ist jede Koalition der Arbeitnehmer strafbar, weil, wie die offiziellen Juristen es begründeten, Vereinigungen solcher Art den freien Willen der Arbeitgeber verletzen könnten; der Staat aber sei Bürge für den freien Willen Aller. Die Koalition sei nur ein Akt der Selbstverteidigung, ähnlich wie die Blutrache bei wilden Völkern. Bis zum Jahre 1868 war noch im Code Napoléon der Artikel zu lesen: „Die Aussage des Meisters ist unter allen Umständen entscheidend; ob es sich um die Höhe des Lohnes, um die Bezahlung des vorjährigen Gehaltes, oder ob es sich um die Berechnungen der Zahlungen handelt, die im laufenden Jahr geleistet worden sind.“

In der äußeren Politik konnte das Recht, Schwachen gegenüber, kein anderes Gesicht haben. Auch deshalb ist Clausewitz die Verbindung zwischen Krieg und Politik gegeben; denn der Krieg, meint er, hat zwar „seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik“. Im Krieg, wie

im Recht und in der Politik gilt ihm die simple Forderung: „... immer recht stark zu sein, zuerst überhaupt und demnächst auf dem entscheidenden Punkt.“

Deshalb brauchte Napoleon gar kein Shylock zu sein, sondern handelte nur auf dem anerkannten Boden, wenn er von den Preußen die sofortige Zahlung der fälligen Kontributionen verlangte und sogar auf die Wege hinwies, die Berlin offen standen, um ihm zu zahlen. Die Soldatenspielerereien, sagte er zum preußischen Bevollmächtigten, General Krusemarck, seien eine Potsdamer Lächerlichkeit. Wozu eine Armee von 40 000 Mann unterhalten? 6000 zum Beispiel seien mehr als genug.

Scharnhorsts persönliche Eigenschaften, seine Zähigkeit, verbunden mit scheinbarem Nachgeben, der starre Wille, der sich immer wieder biegen konnte und doch nicht brach, wurden jetzt in der europäischen Politik einer jener Faktoren, die man nicht sieht und die trotzdem wirken. Es ist ein spannendes Schauspiel voller Überraschungen, wie die individuellen Eigenheiten, alle Stimmungen, Schwächen und alle Unberechenbarkeiten einer handelnden Persönlichkeit in der leitenden Aktion zu verschiedenen Graden der Stärke werden, wie der Charakter des Führers der allgemeinen Politik das Gepräge gibt, als ob sie eine Handschrift sei.

Scharnhorst war nicht gegen jegliches Kompromiß. Wenn die Männer, die eine bestimmte Politik und fest umrissene Ziele verfolgen, keine Kompromisse schließen dürften, so würde ihre Politik nicht Stärke, sondern Schwäche bedeuten. Selbst Stein, der noch am wenigsten zum Diplomaten geboren war, hat nach dem Tilsiter Frieden Monate hindurch mit dem französischen Vertreter in Berlin freundschaftlichst verhandelt; nicht nur öffentlich, sondern auch in Privatbriefen erklärt, es sei nationale Pflicht, die eigene Niederlage zu bezahlen, die Sieger zu befriedigen, zu besänftigen. Er sprach sogar von den gemeinsamen Reforminteressen des

Kaisers und der preußischen Gesetzgeber, appellierte an die Solidarität einer sogenannten neuen Zeit.

Die Prinzipien schenken ihren Anhängern in der Politik die Stärke innerer Vorbehalte. Diese sind die letzten, aber auch sichersten, weil unbesiegbaren geistigen Reserven der Handelnden.

Scharnhorst war stark durch seine politische Fragestellung und nicht durch die paar tausend Soldaten. Was bedeuteten denn 40—50 000 oder selbst 60 000 Mann in dem schwer bewaffneten Europa? Er fragte aber ganz konkret: Was machen wir, wenn trotz allen Verträgen, allen Unterschriften, allen Zugeständnissen Napoleon uns doch angreift? Und damit gelang es ihm sogar, den König und den neuen Minister Hardenberg, der in komplizierteren Gedankengängen als dieser Soldat lebte, auf seine Seite zu ziehen.

Eine Armee gegen Bonaparte ins Feld zu führen, schien unmöglich.

„Wenn man alle diese . . . Verhältnisse zusammennimmt — schreibt Boyen — so ergibt sich daraus für den Unbefangenen . . . das Resultat: daß bey dem Ausbruch eines Krieges von unserer Seite nicht von der Aufstellung einer großen schlachtfähigen Armee die Rede seyn konnte; offenbar würde uns nach genauer Berechnung die Zeit hierzu gefehlt haben, und außerdem würde es auch militärisch unrichtig gewesen seyn, eine so ganz neu sich bildende Armee in dem ersten Anlauf einer Schlacht gegen Napoleon und seine kriegsgeübten Heere auszusetzen. Dieser richtige Grundsatz belebte auch Scharnhorst.“

Die Stärke Preußens lag in seiner geographischen Lage, aber ebenso seine Schwäche.

Jede Hauptprovinz, meint Scharnhorst, könne durch die benachbarte Macht überfallen und, bevor die vorhandenen Streitmittel aufgestellt sind, erobert werden. Deshalb müsse, fordert er, „in jeder Provinz an einen sicheren Versammlungs-

punkt gedacht werden, in welchen die unorganisierten Streitmittel gesondert werden. Diese Punkte müssen alle Vorräte an toten Streitmitteln in sich schließen und womöglich so gelegen sein, daß sie miteinander in einiger Verbindung stehen und also nicht einzeln eingeschlossen werden können“.

Die Grundlagen seines Planes bildeten die Festungen. Sie waren ihm das, was den Niederländern ihre Deiche. Einmal durchbrochen, konnte das Meer das Land überfluten, der fremden Invasion den Boden streitig machen. „Sie waren — schreibt Clausewitz — als die Grundpfeiler der preußischen Monarchie zu betrachten, da die kleine Oberfläche derselben leicht so mit Feinden überschwemmt werden konnte, daß die Festungen allein wie Felsen im Meere von der Flut nicht mit fortgerissen würden.“

Diese Verhältnisse ergaben die Möglichkeit des kleinen Krieges, den Schutz der großen Ströme und die Verbindungen mit England auf der Ostsee. Je mehr man Bonaparte nachgeben müsse, sagt Scharnhorst, je mehr man offiziell abrüste, desto mehr müsse man in Wahrheit rüsten. Denn, meint Clausewitz, der Friede sei um so gefährlicher, je absolut notwendiger und dringender er erscheine. „Es ist der Schlaf eines Menschen, der in Gefahr ist, in erstarrender Kälte das Leben aufzugeben.“ Je weniger Soldaten, je niedriger der „Präsenzstand“, desto mehr junge Mannschaften mußten exerziert werden. Scharnhorst stellte schon jetzt einen Plan der Volontär-Jäger auf. Aber nicht Napoleon, sondern der König und die pommerschen Stände verwarfen zum vierten Male den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht. Man könne nicht, meint Friedrich Wilhelm, das Schicksal der Welt an eine Volksbewaffnung und Volkserhebung binden.

Scharnhorst war indes sicher, daß trotz aller offiziellen Ablehnung die allgemeine Wehrpflicht kommen werde;

denn bis jetzt hatte man noch jede Maßnahme, die er seit seinem Eintritt in den preußischen Dienst verlangte, von der kleinsten bis zur größten, zuerst abgelehnt und ihr dann später doch zugestimmt. Die Änderungen führten sich förmlich von selbst ein. Diese Entwicklung war für ihn die Bestätigung seines Wirkens. Er entwarf daher mit großer Genauigkeit den Plan für die Anschaffung einer möglichst großen Menge Waffen, die in gar keinem Verhältnis zu der augenblicklichen Truppenzahl stand, führte Handwerkskompagnien ein, die aus Lohnarbeitern bestanden und unter Aufsicht von Artillerieoffizieren arbeiteten.

Trotz allen Erklärungen der offiziellen Politik, allen friedlichen Fahren, trotz den Bemühungen Hardenbergs, in ein geregeltes Verhältnis zu Napoleon zu gelangen, sahen die französischen Militärinstanzen die Rüstungen. Preußen jammerte zu laut über die Entwaffnung. Tat sie wirklich so weh, dachte Napoleon, dann wollte man sicher in Berlin die Ursachen der Schmerzen mildern. Seine Diplomatie konnte indes keine konkreten Anklagen formulieren, überblickte nur die militärische Richtung, nicht die einzelnen Akte. Der Kaiser suchte das Gehirn dieser kriegerischen Vorbereitung. Wäre einmal der wirklich Verantwortliche getroffen, so würde der Rhythmus der feindlichen Arbeit unterbrochen werden. Napoleon wußte aus seinem eigenen Leben, wieviel ein einzelner Mensch vermochte.

Marschall Berthier sandte einen Artillerie-Kapitän seines Stabes zu Scharnhorst und gab ihm freundschaftliche Empfehlungen mit. Der Abgesandte übersetzte angeblich ein Buch Scharnhorsts über Artillerie ins Französische und blieb wochenlang in der Nähe des Verfassers. Scharnhorst, der sofort die Absicht merkte, freute sich über den Gast und lud ihn während der Zeit täglich zu Tisch. Schließlich bedurfte es keines besonderen Scharfblicks, um zu erraten, daß der Stabsoffizier ihn nicht nur darum täglich auf meh-

rere Stunden besuchte, um ein Buch zu übersetzen. „Auch kam sein äußeres, unscheinbares Wesen — schreibt Boyen — ihm soweit zu statten, daß oberflächliche Beobachter in dem scheinbar schläfrigen Manne nicht den Staatsmann und Krieger, wie er es wirklich war, suchten.“

Trotz dieser scheinbar mißlungenen Sendung erschien plötzlich im *Journal de l'Empire* ein wütender Artikel gegen Scharnhorst, der nur Wahres enthielt, ihn als den Mann des Bündnisses mit England charakterisierte, als den wirklichen Führer aller geheimen Rüstungen. Scharnhorst bat den König um seine sofortige Entlassung. Denn jetzt war ein wirklicher Grund da, sich seiner zu entledigen. Hardenberg, der den Regenten stark beeinflusste, und gerade wegen seiner scheinbar franzosenfreundlichen Politik in enger Verbindung mit der Opposition bleiben wollte, überzeugte den König von der Unentbehrlichkeit dieses Kriegsministers.

Scharnhorst leugnete, je etwas gegen Napoleon unternommen zu haben. Es gehörte ja zum Plan der geheimen Rüstungen, ein möglichst freundliches Gesicht zu zeigen. Seine Beteuerungen waren nichts anderes als das Krümpersystem auf ihn selbst angewandt. Er bat Hardenberg, daß „seine Sache bei dem französischen Gesandten vertreten werde; daß nämlich ihm angezeigt werde, daß das Mißfallen des Kaisers Napoleon nur durch meine Neider und Feinde veranlaßt sein könnte, indem ich nie dazu Gelegenheit gegeben hatte; daß ich ehemals in hannöverschem Dienst gestanden, aber nie in England gewesen sei; daß ich ein paar Verwandte in der hannöverschen Legion habe; daß aber mein Bruder in der Schlacht bei Aspern in der französischen Armee sein Leben verloren, mein Schwager Major bei dem französischen Chasseur-Regiment sei; daß man ihn ersuche, ein Mißverständnis zu heben, das in jeder Hinsicht ungerecht und für alle treuen Staatsdiener niederschlagend sei“.

Einem Freund teilte er mit, er sei sogar bereit, nach Paris zu fahren, um seine „Unschuld“ zu beweisen. Scharnhorst war auf Ähnliches vorbereitet gewesen. Schon ein Jahr vor der französischen Demarche hatte er an Theodor von Schön geschrieben: „Ich werde meinen Weg, den ich nun einmal betreten habe, noch nicht gleich verlassen; ich werde versuchen, das militärische Gebäude zu vollenden und es in dem Sturm, der ihm jetzt bevorsteht, zu erhalten.“

Diese Zähigkeit im Bleiben war selbstverständlich. Er blieb, wenn er auch offiziell ging. General Hake übernahm das Kriegsministerium. Beide schlossen einen formellen, vom König unterschriebenen Vertrag. Alle laufenden Angelegenheiten sollte Hake selbst erledigen; alle wichtigen Entschlüsse indes mußten Scharnhorst vorher unterbreitet werden. Der Verbindungsmann war Boyen. Als französische Zeitungen Hake nur einen Strohmann nannten, verließ Scharnhorst Berlin als Chef des Ingenieur-Korps.

Diese Einteilung entlastete ihn von der täglichen Kleinarbeit, gab ihm die Ruhe zur Ausarbeitung größerer Pläne. „Ich übernehme — schreibt er einem Freund — . . . eine Domäne käuflich, um doch einen sogenannten Ruhesitz zu haben, nach dem sich jeder sehnt, auf dem aber niemand ruhig ist, wenn er es nicht schon vorher war. Die letzte Periode des Lebens ist ein Nachhall des Vorhergehenden.“

Und jetzt, fern von Berlin, entwarf er erst den Plan einer Militärpolitik, der sich aus den Schwächen der bonapartistischen Kontinentalpolitik wie von selbst ergab. Der „Fehler“ der napoleonischen Perspektive, den man ein Jahrhundert nach des Imperators Tod leicht sieht, ist, daß der Kreis des cäsarischen Interesses sich nie schloß. Der Kreis war verdammt, immer größer, deshalb immer zerbrechlicher, unsicherer zu werden. Der Imperator war schwächer als er glaubte! Da Britannien sich im offiziellen

Krieg gegen Preußen befand, bedrohten die Schiffe der Insel die Ostseeküste; und die ganze europäische Küste konnte er doch nicht gegen England schützen. Unter dem Vorwand der Rüstungen gegen England konnte Berlin sich gegen Frankreich bewaffnen. Paris schwieg zu dieser Maßnahme. Und Scharnhorst betrieb den Marsch der Krümpfer an die Küste, die Befestigungen Pilaus und Kolbergs, die Einziehung der Beurlaubten, die weitere Formierung sogenannter Arbeiter-Kompagnien.

Der napoleonische Kreis war nicht zu schließen, ebensowenig das Buch der Geschichte, weshalb alle Schriften, die sie beschreiben wollen, offen bleiben. Man kann nur die Menschen bewundern, die an diesem bunten Teppich wirklichen Werdens immer wieder und immer wieder weben und nicht wie Zuchthäusler, die Tüten kleben, von Melancholie erdrückt werden. Die Fäden dieses bunten historischen Stoffes sind die Nerven der Handelnden. Jede Generation meint, die nächste werde auf dieser von ihr mühselig geschaffenen Unterlage ruhig gehen können. Die nächste aber trennt die Fäden wieder auf, und das Summen des Geschehens erfüllt weiter die Luft, so wie sich die Erde weiter dreht.

„Es kommt — schreibt Wilhelm von Humboldt, der immer die Harmonie suchte, deshalb immer den Trost der Barmherzigkeit spendet — nicht eigentlich darauf an, glücklich zu leben . . . sondern . . . alles Menschliche . . . zu erschöpfen.“

Das Menschliche ist aber vor allem die Arbeit; denn sie spendet mehr Vergnügen als das Vergnügen selbst. Das Menschliche ist die Überwindung der Widerstände, die Besiegung des Feindlichen; die Arbeit Napoleons, die Arbeit Scharnhorsts, die Arbeit von Clausewitz, die des Soldaten, die Arbeit aller Namenlosen; und deshalb auch derjenigen, die aus dem Reich der Notwendigkeit und des Krieges in das der Freiheit und des Friedens führen wollen — Sie sollen es versuchen!

TRADITION UND KRIEGERISCHE LÖSUNG

„... Was sollen einer Armee Kanonen, die ihre Ammunition verschossen hat? Sie muß andere Waffen suchen. Was sollen dem Fischer Netze, wenn der Strom vertrocknet ist?“
F. W. Hegel.

Nach der Besiegung Österreichs schien die napoleonische Sonne über einem bewaffneten, aber friedlichen Europa zu glänzen. Die Strahlen der hunderttausende Bajonnette waren das Meer von Licht, das dem Thron einen Himmel ungeahnter Macht erleuchtete. „... Ich bin ein römischer Kaiser ...“ sagte Bonaparte nach 1810. Der Weltfriede ist immer das nicht verwirklichte Ideal jedes Weltreiches gewesen. Auf den Münzen gekrönter römischer Cæsaren verspricht die Inschrift ewige Sicherheit des Erdkreises, wie um den Besitzern des Edelmetalles mit jeder Münze mehr Vertrauen zu schenken, in ihnen die Lust zu weiten Reisen und kühnen Handelsunternehmungen zu erwecken. Der Reiche ist Weltbürger, weil er römischer Bürger ist. Wenn selbst der Verleumder Catilinas, der pedantische Schulmeister, der im Senat in jeder Rede seine Zuhörer regelmäßig mit dem roten Gespenst zu erschrecken versuchte, — wenn selbst Cicero sagte: „Wie lächerlich sind die Grenzen, welche die Sterblichen scheiden. Ich weiß es, daß mein Vaterland die Welt ist. Alles, was du siehst und nicht siehst, was Göttliches und Menschliches umfaßt, ist eine Einheit. Wir sind Glieder eines großen Kosmos“ — dann muß der Kosmopolitismus ein selbstverständlicher Gedanke in Rom gewesen sein. Augustus besaß kriegerische Macht genug, um den Tempel des kriegerischen Gottes für einige

Jahrzehnte zu schließen. Napoleon konnte nur zwei Jahre ohne Schlacht regieren. Die friedliche Zeit einer politischen Hegemonie aber, die Wochen, Monate und Jahre einer absoluten Übergewalt rauben für gewöhnlich Unterworfenen den weiteren Überblick. Wer kann mit Sicherheit sagen, daß hoch oben auf der Bergkette feindlicher Kraft, auch wenn sie noch die Wucht ihrer Formen hat, auf den majestätisch drohenden Spitzen nicht schon der Schnee schmilzt? Die zwei Jahre napoleonischer Ruhe konnten den Eindruck erwecken, als ob das Kaiserreich endgültig die Zukunft Europas als Juwel in seinem Tresor verschlossen habe.

Das anziehendste Schauspiel in der Geschichte, ein ewiges Element der Politik, ist deshalb das Bild der Individuen, die in der Kälte einer feindlichen Übermacht nicht erstarren. Aus diesem Grunde kann man sogar die bewiesenen Unwahrheiten, Übertreibungen und Neurasthenien einer revolutionären oder konservativen Opposition neugierig, wohlwollend betrachten. Die Opposition ist, wie die Philosophie und die Religion, ein Mittel, das über die Traurigkeit jeder Lage hinweghilft, und das sogar imstande ist, die Gedanken zu erweitern. Verurteilt man die inneren Kämpfe, schreibt Macchiavelli, besonders die zwischen den Beherrschten und den Herrschenden, „so beachtet man das Schreien und Toben bei diesen Streitigkeiten mehr als die guten Wirkungen, die sie zur Folge haben, und erwägt nicht, daß in jedem Staatswesen zwei Tendenzen existieren . . . und daß aus der Zwietracht dieser beiden erst alle Gesetze . . . entstehen.“

In Preußen war die Voraussetzung des Kampfes gegen Napoleon der Kampf im Innern — die Opposition, nicht die Einheit, nicht der „Burgfriede“, sondern der Gegensatz der Interessen, der Zwiespalt der Meinungen. Die offizielle Politik konnte und durfte nicht den Rest der Selbständigkeit des kleinen, durch fremde Besatzungen bedrohten, von fremden

Militärstraßen durchschnittenen Territoriums aufs Spiel setzen. Hätte die Opposition im Jahre 1810 regiert, so würde sie außenpolitisch nicht viel anders als die amtierende Regierung haben handeln können. Die Möglichkeiten einer nationalen Erhebung erschöpften sich in Deklamationen. Aber auch hier gab es einen Berührungspunkt zwischen Gegenwart und Zukunft; die ganze Möglichkeit war durch die momentane Unmöglichkeit des Krieges nicht erschöpft. Scharnhorst wollte durch seine geheime Tätigkeit förmlich die Verbindung zwischen Gegenwart und Zukunft, zwischen heute und morgen bilden — durch persönliche Anstrengung das Militärische im Schatten feindlicher Übermacht lebendig erhalten. Sein Verhältnis zum Kriegsministerium wurde trotz der offiziellen Einteilung, trotz seiner verbrieften Rechte immer loser. Aber der Wille wächst in dem Maße, als der Mensch seine Pläne um jeden Preis durchsetzen möchte; er entfaltet seine Mühen, läßt sie wie eine Schlachtlinie aufmarschieren. Deshalb, und nicht, um für einen geschichtlichen Prozeß einen einzelnen Menschen verantwortlich zu machen, oder um Scharnhorst außer den langweiligen offiziellen Kränzen einige literarische zu schenken; auch nicht, um ihn als Beispiel hinzustellen, oder um Lebenden Moral zu predigen, ist sein Leben der Erzählung wert.

Die erkennbarste Schwäche der napoleonischen Politik war ihre Eile, ihr Streben nach sofortigen Ergebnissen, ihr Mangel an Geduld, die England schon damals besaß. Nach jeder siegreichen Schlacht mußte der Vertrag sofort geschlossen werden, damit nicht Britannien durch Diplomatie, Geld, Waffen, Aufstände oder Verschwörungen die Früchte des Erfolgs vernichtete. Da die Politik durch Menschen — nicht durch Manifeste, Philosophie oder Programme — handelt, gab sie den bonapartistischen Helden, Märtyrern und Lakaien ihren eigenen Charakter. In den Salons der neuen Noblesse herrschte im Kleinen dieselbe Hast wie auf

den großen Weltstraßen der kaiserlichen Hegemonie. Ein Schauspiel ohnegleichen, und trotzdem nur ein gewöhnliches Beispiel menschlicher Wandlung und Begrenztheit. Warum sollen Jakobiner, Revolutionäre, Dogmatiker, Königsmörder, siegreiche Soldaten mehr der Versuchung widerstehen als ehemalige bourbonische Steuerpächter? Die neuen Adligen, die sich einst stolz mit ihrer Nacktheit gebrüstet und „Ohnehosen“ genannt hatten, inzwischen aber zu Generälen und obersten Würdenträgern der Nation avanciert waren, entfalteten einen Luxus, wie ihn der Hof der Bourbonen nie gekannt hatte. Der Sieg bedeckt eben jede Blöße, nicht nur die körperliche. Die Federn an den Hüten der Marschälle kosteten Zehntausende von Francs; die Roben der Damen waren Juwelenläden; die Degen glänzten im Schmuck edelster Steine. Die Königinnen von Neapel, Holland und Westphalen belasteten die Zartheit ihrer Haut mit dem überladenen Reichtum der Pracht. Das sind gar nicht mehr Parvenus, meinte Talleyrand, das sind schon Arrivierte! Sie konnten sich aber in den Spiegeln ihrer Paläste nicht sorglos betrachten — die Kerzen auf den glänzend gedeckten Tischen flackerten unruhig; die Trommler schlugen oft zum kriegerischen Aufbruch; alle Schätze mußten auf allen Kampfplätzen Europas jährlich durch den Sieg von neuem bestätigt werden. Wenn aber die zurückgekehrten Adligen des ancien régime die neue Gesellschaft betrachteten, so konnten sie lächeln und über den eigenen unerwarteten, wenn auch nur halben Sieg den Kopf leicht schütteln. Diese Menschen da, mit denen sie sich unterhielten, verteilten einst in den Klubs die Losungen des Aufruhrs noch freigebiger als jetzt Trinkgelder an ihre Lakaien. Die Noblesse der Bourbonen lehrte die „Neuen“ die alten Manieren. Sie wurden einst blutig besiegt und siegten unblutig im Gefolge ihrer Überwinder. Die alte Aristokratie war nicht das „Gegebene“, nicht das „Natürliche“, aber die Tradition, die das Neue

immer in die alte Bahn bringt — wie der Fluß auch seine Ufer verlassen kann, aber doch ins Meer münden muß.

Und in der auswärtigen Politik, im europäischen Völkerleben begegnete das Kaiserreich derselben Macht, derselben Tradition. Der Stoß kam von weither, von der Peripherie. Es waren anfangs nur dem schärfsten Auge sichtbare Punkte am Horizont; es war die Tradition der Völker, die sich mit neuen Elementen vermengte, aus denen die Geschichte aller Länder sprach. Zweitausend Jahre Vergangenheit kapitulieren vor keiner Umwälzung, sondern verbinden sich mit ihr.

Am Himmel Bonapartes standen nur leichte Wolken. Er indes wollte die blaue, majestätische Klarheit einer alles übersehenden Macht. Er drohte wieder, bedrohte sein eigenes Schicksal, sprach vom „Donnerschlag“, der den englischen Intrigen in Spanien und Rußland ein Ende bereiten würde.

Jede Erzählung muß sich hier wiederholen, weil sich die Ereignisse mit Starrheit wiederholen und doch schließlich zu unerwarteten Resultaten führen. Jeder „Donnerschlag“ sollte der letzte gewesen sein, vor Marengo, vor Hohenlinden, vor Austerlitz, vor Jena, vor Friedland, vor Wagram! Er wurde nun vom Kaiser gegen Rußland angekündigt. Unvorsichtigkeit? Alles, was Bonaparte bis jetzt getan hatte, war unvorsichtig gewesen; und mit Vorsicht hätte er wohl Leutnant der Artillerie bleiben können. Jeder Feldzug war ein Wagnis. Stets haben ihm die Propheten Verderbliches vorausgesagt, wie immer, wenn ein Mensch etwas Außergewöhnliches unternimmt; stets hat er sich von der „Basis“ zu weit entfernt. Am 15. August 1811 sagte er zum russischen Vertreter: „... Ich weiß nicht, ob ich euch schlagen werde, weiß aber, daß wir uns schlagen werden. Ihr rechnet auf Verbündete? Wo sind sie? Vielleicht Österreich, dem ihr 200 000 Seelen in Galizien geraubt, Preußen, dem ihr den Kreis um Bialystok ent-

wendet, Schweden, das ihr zur Hälfte durch die Annexion Finnlands vernichtet habt? Solche Schäden können nicht vergessen werden, solche Beleidigungen bezahlt man. Ihr habt den Kontinent gegen euch.“

Weil die Soldaten Europas unter seinen Fahnen dienen, meinte der Kaiser, Europa sei mit ihm. Der siegreiche Anführer zählt am Ende seiner Karriere nur die Divisionen und verliert den Blick für das Unmeßbare. Der Erfolg umschleiert das Auge, kämpft gegen die Klarheit des Geistes, verwischt die Bilder — er betrügt durch die Reihenfolge, die Gewohnheit glücklicher Tage, durch die Vergangenheit des Ruhmes.

Auch deshalb, meint Julius von Hartmann, darf die Erscheinung nicht überraschen, „wenn nach Ereignissen, wie sie die Kriege des letzten Dezenniums zuwege brachten, es vorherrschend die Besiegten waren, die ihr Nachsinnen und Nachdenken den Prinzipien und Regeln zuwendeten, denen der Sieger seine Triumphe verdankte“.

Der neue drohende Triumph Bonapartes ließ die offizielle preußische Politik sich wieder an die Reformer wenden. Die russisch-französische Freundschaft schuf wieder Raum zum politischen Manövrieren. Die neue Aktivität konnte von neuen Aussichten geleitet werden; die einen sprachen vom Mut der Verzweiflung, die anderen vom Mut der Hoffnung. Gneisenau verfluchte sofort die Anhänger des französischen Bündnisses: „Ein kindisch gewordener Feldmarschall*); ein altes Weib von üblem Ruf; ein durch Stupidität ausgezeichnete General, Köckritz; ein Hofpaffe und Hofschrantz zugleich, Ancillon; und was sich dann sonst noch vom schlechtesten unter den höheren Ständen an diese Koryphäen schloß.“ Trotzdem sandte Hardenberg Gneisenau mit Vollmachten, die ebenso unbestimmt wie allgemein waren, in geheimer Mission nach London. Das Diplomatenspiel der Jahre vor Jena begann von neuem, dieses Mal aber vorsichtiger. Denn

*) Kalckreuth.

wenn auch vielleicht die Prügelstrafe in der Kindererziehung nicht immer nützt, so hilft sie doch sicher den von ihr Betroffenen in der großen Politik. Hardenberg sollte die Fühlung mit den Feinden Frankreichs nicht mehr verlieren, auch nicht während des kommenden Bündnisses mit Paris. Er erwirkte neben der Sendung Gneisenaus nach England auch die Scharnhorsts nach St. Petersburg.

Scharnhorst kannte diesen Weg schon. Er hatte Friedrich Wilhelm im Jahre 1809 nach Rußland begleitet. Jetzt fuhr er wieder, obwohl er sich von seiner Reise nicht viel versprach. Dem König hatte sein Besuch vor drei Jahren wenig genutzt. „Ich fürchte, — schrieb damals Gneisenau an Stein — dieser Alexander ist zu Preußens Unglück geboren. Der König ist seit seiner Rückkehr übler Laune; er schilt über die Kleinigkeiten des Dienstes. Dort in Petersburg hat er für die Heerschau dressierte Russen gesehen; dagegen stechen die ungeschlachten Ostpreußen freilich ab. Es mag ihm überhaupt jetzt gegen die dortige Pracht alles sehr kleinlich vorkommen; diese halbe Monarchie, dieses halbe Schloß, der Halbroman seiner letzten Lebensjahre; dies alles steht in Harmonie mit den halben Maßregeln.“

Scharnhorsts zweite Sendung nach St. Petersburg, am Vorabend des preußisch-französischen Vertrages, gehört in den großen Bereich diplomatischer Pläne, die die unterworfenen Regierungen seit den ersten Siegen des Konsulats verfolgten. In den geheimen Denkschriften der Kabinette hatten die Gedanken der Vergangenheit einen ruhigen, zurückgezogenen Platz gefunden; sie vertrockneten auf Papier und behielten dennoch eine geheime, unterirdische Lebendigkeit. Das Konservative blieb trotz allen Umwälzungen eine Macht, eine Quelle der Energie. Die großen Kräfte der Vergangenheit verloren ihre Wurzeln und fanden neue. Die Junker Ostpreußens, mit Yorck als Wortführer, zwangen ihren König zum Krieg und blieben deshalb weiter an der Spitze der

reformierten Herrschaft. „Die Zeiten — sagt Bonaparte — der galanten und steifen Etikette sind vorüber . . . wenn sie im Getümmel der Schlacht die verlorenen Kronen suchten! Vom grünen Tisch erobert man keine Königreiche zurück.“ Die alten Mächte erkannten die Richtung der großen Kräfteverschiebungen, und die alte Diplomatie bereitete neue Schlachtfelder vor. Das ist die Aufgabe der Staatskunst — so faßte sie auch Scharnhorst auf. Die Diplomatie ist nicht auf der Welt, um Kriege zu vermeiden, sondern, um für die militärischen Auseinandersetzungen die günstigsten außenpolitischen Bedingungen zu schaffen. Die Diplomatie kann ebensowenig Kriege unmöglich machen wie die klügste Innenpolitik Revolutionen. Die Revolution aber, meint der deutsche begeisterte Linksradikale Georg Förster, „darf man ja nicht in Beziehung auf Menschenglück und -unglück betrachten . . ., sondern als eines der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen“.

Trotzdem verkörperte Scharnhorst nicht nur in seiner militärischen, sondern auch in seiner diplomatischen Arbeit ein neues Prinzip — er war das Nationale. Deutschland hatte aber nicht die Kraft, das Nationale gegen Bonaparte allein durchzukämpfen. Diese Schwäche war das Erbteil der Vergangenheit. Deshalb hatte sich aus der Revolution des 16. Jahrhunderts das absolute Fürstentum erhoben; deshalb hatte Preußen im 17. und 18. Jahrhundert nur durch französische oder englische Hilfe eine kontinentale Macht werden können; und deshalb wurde jetzt im 19. Jahrhundert die russische Hilfe die Voraussetzung für den Sieg über Napoleon; und deshalb, dank der Hilfe dieser asiatischen Potenz, sollten die Militärreformer nach ihrem eigenen Triumph auf den Feldern Frankreichs und Belgiens mit Schadenfreude und Spott aus ihrem Wirkungskreis vertrieben werden. Das revolutionäre Prinzip wurde gänzlich von der Tra-

dition durchtränkt, und die Revolutionäre mußten, wie so oft in der Geschichte, erst siegen und dann verschwinden. Das war aber nicht nur preußisches und nicht nur deutsches Schicksal — nirgends hat noch ein revolutionäres Prinzip in seiner ganzen Konsequenz gesiegt; in Frankreich und England ebensowenig wie in Deutschland. Die politische Theorie, das politische Verlangen der Massen ist, wenn es auch Notwendigkeiten widerspiegelt und Tatsächlichkeiten formuliert, wie die „Gerechtigkeit“ eine notwendige, erstrebenswerte, aber absolute Abstraktion. Die Menschen und ihre Verhältnisse indes sind ein unendlicher Komplex von Relativitäten, Glieder einer unendlichen Kette von Erscheinungen. Alle Fragen und Probleme offenbaren einen erschreckenden Mangel an Mitteln und Möglichkeiten, und als einziges Ergebnis löst sich aus dem Durcheinander der Impulse das Gesetz des Stärkeren.

Dieses Gesetz begleitet zumeist die Diplomaten und führt auch Scharnhorst vor Alexander in Zarskoje-Selo.

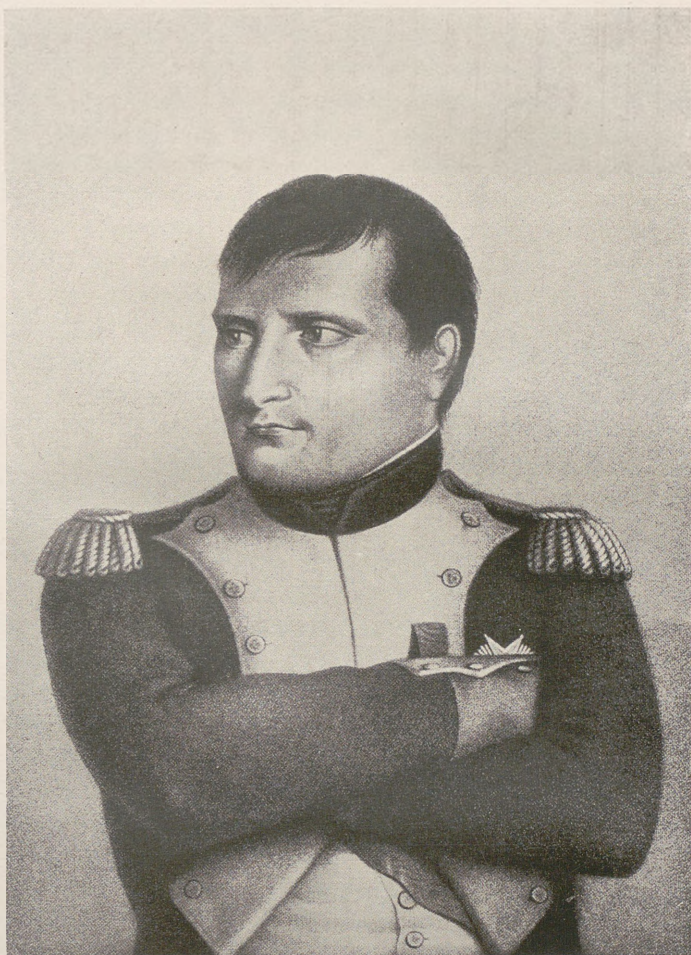
Der Zar war noch nicht „Retter der Fürsten und Völker“. Stein hatte ihm noch nicht das weite Feld des europäischen Liberalismus gezeigt, aus dem der Beherrscher aller Reußen das glänzendste Geschäft seiner absoluten Krone machen sollte. Es gehört zur Tradition moskowitischer Tyrannei — in Ermangelung einer realeren Ware —, „Befreiung“ zu exportieren; vielleicht haben sie, weil sie so viel davon ausführen, sowenig davon im Hause. Diese Macht hat immer gern die Revolutionäre des Auslandes unterstützt, immer verstanden, daß der Glanz einer Mission die Arbeit der Diplomatie erleichtert. Katharina hat Voltaire, Diderot und D'Alembert im Banne ihrer Wohltaten gehalten, um nachher der Französischen Revolution die entschlossenste Gegnerin zu werden. Der Zar Alexander, von einem liberalen Genfer Schüler Rousseaus erzogen, genoß nicht nur die Freuden seiner kaiserlichen Allmacht, sondern auch das

Vergnügen, alle Ideen und Gesinnungen seiner Epoche durchzukosten. Jeder Wechsel der Gesinnung brachte ihm eine neue Provinz ein — die Freundschaft mit Bonaparte einen Teil Preußens und Schwedens und die Freiheit des Nehmens im Orient. Jetzt stand er am Vorabend des Kampfes gegen Frankreich und erklärte den preußischen Offizieren, daß seine eigenen Generäle entweder Dummköpfe oder Diebe seien. Er hatte noch keinen Kriegsplan, und Scharnhorst verlangte als Voraussetzung des Bündnisses eine russische Armee an der Weichsel; der Kriegsschauplatz sollte Polen sein. Daß die preußisch-russische Militärkonvention jetzt nicht verwirklicht wurde, die Mission Scharnhorsts scheiterte, war das große Unglück Bonapartes und doch kein Zufall — wenn ein System stirbt, so wird ihm alles zum Verhängnis; es erstickt unter der Last eigener Erfolge. Ein preußisch-russisches Bündnis hätte vielleicht Napoleon die gewünschte Schlachtentscheidung nicht erst bei Borodino an der Moskwa, sondern schon an der Weichsel finden lassen; und seine Million Soldaten hätte, nach der Wahrscheinlichkeit zu schließen, gesiegt. In diesem Wechsel der Ereignisse, in denen die Menschen sich über alle Fragen stritten und nur in der Meinung gläubig und einig blieben, daß sie sich gegenseitig abschlachten müßten, hat Scharnhorst nicht das Glück seiner mißlungenen Sendung erkannt, später aber in Berlin doch richtig gesehen. „... Als man sich dem Lager von Drissa näherte — schreibt Clausewitz — kam der Generalleutnant Graf Lieven in das kaiserliche Hauptquartier. ... Er hatte in Berlin über die Lage des russischen Reiches viel mit ausgezeichneten Offizieren gesprochen. Die Idee, welche man in Berlin hatte, war, daß Bonaparte an den großen Dimensionen des russischen Reiches zugrunde gehen müsse, wenn Rußland diese gehörig ins Spiel bringe, d. h. seine Kräfte bis auf den letzten Augenblick aufsparte und unter keiner Bedingung Frieden machte. Diese Idee war

namentlich von Scharnhorst zur Sprache gebracht worden. Graf Lieven war voll davon, als er ankam und sprach natürlich auch mit dem Kaiser in diesem Sinne.“

Scharnhorst verließ St. Petersburg mit der Hoffnung auf das russische Bündnis; und wenn er auch nicht wußte, was ihn in Berlin erwartete und ob der König die Militärkonvention ratifizieren würde, so sah er doch auf der weiten Reise die Umrissse des neuen Kampfes. Ein Mensch, der wie er die Geduld hat, zwei Jahrzehnte lang ein Ziel zu verfolgen und dabei das in solchen Fällen äußerst seltene Vorrecht genießt, tausend Wege zum Ersehnten zu sehen, der niemals in die Manie der fixen Gedanken verfällt, und deshalb auch kein Fanatiker der leeren Wiederholung wird, muß besondere Instinkte für das Nahen des Erstrebten haben. Er sah die Entscheidung. Die Entscheidung birgt aber die Möglichkeit des Erfolges in sich, befreit von der Ruhe gleichmäßiger Tage. Scharnhorst reiste unter falschem Namen, erreichte nach Wochen erst die preußische Grenze. Hier stand Yorck mit seinem Korps. Yorck schickte einen Offizier mit einem dringenden Dienstauftrag nach Berlin. Scharnhorst verkleidete sich als Lakai, setzte sich auf den Bock des Wagens, den dieser Kurier benutzte, und passierte so mit der Militärkonvention die französischen Posten — er trug eine Armee von 100 000 Mann gegen Napoleon in der Tasche. Aus Berlins Nähe verständigte er Hardenberg, schrieb ihm eilig noch ein paar Worte über die mitgebrachten Entwürfe: „Inwiefern diese Aktenstücke des Königs Majestät und Ew. Excellenz Absichten und Wünschen entsprechen werden, darüber bin ich unruhig.“

Obwohl das Bündnis mit Frankreich so gut wie abgeschlossen war, so daß man nur noch die Unterschrift aus Paris erwartete, wurde Scharnhorst von Hardenberg nach Wien gesandt. Metternich sollte raten, helfen, etwas sagen. Der österreichische Gesandte in Berlin — ein madjarischer Magnat —



Napoleon als Kaiser

Gemälde von Vigneux. Sammlung des Grafen Primoli

Aus dem „Corpus Imaginum“ der Photographischen Gesellschaft, Berlin

warnte Metternich dringend vor Scharnhorst. Er sah in diesem Manne, wenn auch nicht in seinem Auftrag, eine Beleidigung des kaiserlichen, apostolischen Hauses und besonders des kaiserlichen Ministers. Wenn man solche Leute wie Scharnhorst in Wien auch nicht gerade einsperrte, jedenfalls benutzte man sie nicht als Diplomaten. Dieser preussische General, meinte der Magnat, sei ein Individuum mit ganz exzentrischen Plänen, gehöre einer rebellierenden Clique an, die nur Unheil bringen könne und sei nicht imstande, weder die gefährliche Lage Österreichs, noch die Preußens zu begreifen.

Hardenberg mußte sich erst für Scharnhorst verbürgen; er ließ von seinem Vertreter nicht ab, wollte nicht dulden, daß der Mann der militärischen Reform, der jetzt noch, trotz seines Amtsverlustes, der Eingeweihte aller Rüstungen blieb, die erste Armeeautorität des Landes war, in Wien nicht empfangen werde.

Sicherlich, Metternich, der schöne, stolze Metternich mit seinem ruhigen Blick, mit seinem graziösen Lächeln, mit „seinem immer freundlichen, wohlwollenden Wort“, der vollendete Mann von Welt, der vollendete Minister, der durch viele Frauen erzogen, in Paris jahrelang den Leichtsinnigen spielte und trotzdem vierundzwanzig Stunden lang am Tag Gesandter blieb, im Bett der Schwester Napoleons, der Königin von Neapel, Staatsgeheimnisse auf denkbar angenehmste Weise erfuhr, der mit Talleyrand und Fouché gegen Bonaparte konspirierte — dieser Metternich bekam wohl einen kleinen Schüttelfrost beim Anblick Scharnhorsts. Die leibhaftige Revolution trat in sein Zimmer: Tugendbund, Carbonari, Sekte, Reformen, Rebellion! Er hatte überhaupt die Preußen satt! Sie schreien, seufzen, drohen, versprechen, und wenn man sie wirklich braucht, sind sie nicht da. Wo waren sie bei Austerlitz, wo bei Wagram? Stein bereitet ihm auch nur Unannehmlich-

keiten, er hält deshalb diesen Flüchtling in Quarantäne, versperrt ihm den Weg nach Wien. Metternich läßt Scharnhorst, der in der Vorstadt bei Handwerkern unter falschem Namen wohnt, erst ein paar Tage warten, liest inzwischen seine Berichte, und dann erst empfängt er ihn. Er läßt Hardenbergs Vertreter solange als möglich sprechen und antwortet im freundlichen Ton einer traurigen Resignation: Österreich könne nichts unternehmen, warne aber Preußen vor dem Bündnis mit Napoleon.

Die preußischen Reformer haben Metternich mehr als einmal, wenn auch nicht mit derselben lauten Stimme, so doch mit derselben Innigkeit wie Bonaparte, verflucht. Der Generalfeldmarschall und spätere Kriegsminister Boyen, der einige Zeit nach Scharnhorst im Auftrag Hardenbergs nach Rußland über Wien fuhr, beklagte sich bitterlich über das Metternichsche „Aufpassen und Spionieren“. „... Jedes Mal, wenn ich ausging, begleitete mich in der Entfernung von 10—15 Schritten eine solche Person, die, wenn ich in ein Haus trat, regelmäßig wartete, so daß wir zuletzt ganz bekannt miteinander wurden und ich ihn des Morgens immer freundlich grüßte ... Sehen wir leider im Jahre 1836 bey Anwendung ähnlicher Mittel nicht bereits auch ähnliche Spuren in Berlin? Es ist allerdings ein bequemes Regieren, besonders für unwissende Beamte, wenn die ... Furcht ... jedes öffentliche Urteil unterdrückt ...“

Stein erklärte nach dem Sieg über Napoleon, er möchte Metternich treffen, um ihn anzuspeien. Die Reformer fühlten sich vor und nach dem Kampf gegen Frankreich und auch während des Kampfes von Österreich betrogen und verraten, und doch war dieses Bündnis Voraussetzung des Sieges in der Schlacht. Der Schwung ihrer großen nationalen Ziele entspringt dem revolutionären, populären Ursprung des antinapoleonischen Ringens, und Metternich ist der Damm, an dem sich dann diese Welle brach, die Gegenwart, die in

der Geschichte die sogenannten Sünden unbekannter Urgroßväter rächt, die Vergangenheit, die eigentlich nie „vergangen“ ist. Scharnhorst beurteilte den österreichischen Minister noch am günstigsten. Er wollte unter keiner Bedingung auf seine Hilfe verzichten, berichtete deshalb, Metternich sei „voller redlicher deutscher und guter Gesinnung gegen Preußen“. Er brauchte diese Meinung, um auf Hardenberg zu wirken, der in letzter Minute noch schwankte, bis der König das preußisch-französische Bündnis unterschrieb.

Niemand hat den Kaiser der Franzosen besser gekannt, ruhiger und trefflicher beurteilt als dieser österreichische Politiker. Die Deutschen der Reorganisation haben indes von Metternich nichts anderes als Hochverrat an Österreich verlangt. Dieser rheinische Aristokrat an der Spitze der Wiener Herrschaft hätte die Auflösung der Donaumonarchie durchführen müssen; nur dann hätte er den nationalen Gedanken befolgen können. Wie war es möglich, das Prinzip der einheitlichen Nation in einem Staat zu verkünden, der aus zehn verschiedenen Nationen bestand? Metternich wollte auf Grund des alten, Scharnhorst auf Grund des neuen siegen. Metternich sah in Österreich das einzige Zentrum der konservativen Kräfte der Welt gegen die französische Revolution — er war darin ein Dogmatiker wie seine rebellierenden Gegner — und lebte trotzdem als ein Schüler der Enzyklopädisten, wie die jakobinischen Politiker. Er besaß die glänzende Liberalität der vorrevolutionären Kultur. Deshalb war er im Grunde weder klerikal noch ein beschränkter Reaktionär, benutzte nur die reaktionären und klerikalen Energien. Die Ruhe seiner berühmten Gefängnisse, der Friedhof, den er aus Italien gemacht haben soll, erscheinen im 20. Jahrhundert nicht mehr so „altertümlich“ und „verzopft“.

Metternich hat die Kunst seiner Politik in unzähligen Farben spielen lassen. Der Reichtum seiner Mittel entsprach

der reichen österreichischen Vergangenheit und seiner eigenen Kultur. Er hat es verstanden, dieser schon damals schwachen Monarchie einen großen Wirkungskreis zu eröffnen. Seine Übersicht zeigte ihm nicht nur Frankreich, sondern auch Rußland als den Feind. Hier traf er sich mit Talleyrand. Beide waren Europas Tradition, beide symbolisierten das Gemeinschaftliche der europäischen Geschichte gegen Asien. Der österreichische Minister vermochte auch mit den Kräften Frankreichs gegen Moskau zu arbeiten. Nur die Leute, auf deren Urteil er nie etwas gegeben hat, behaupten, seine Kunst der Politik sei allein die Kunst der mit der Lüge verbündeten Intrige gewesen. Dieser Umschmeichelte, Gefeierte, Eitle, oft Selbstgefällige hat den Lockungen der Popularität mit der Kühle seines Temperaments widerstanden, nicht nur den Liebeserklärungen Bonapartes, sondern auch denen der gerade damals aufkommenden Presse. In diesem Zeitalter revolutionärer und konterrevolutionärer Deklamation, in dieser Epoche erschöpfter Gesinnungen sagte er: „... Wird einer Publikation irgend-einer Regierung — selbst einer republikanischen — jemals der Wert eines Ausspruches der öffentlichen Meinung beigelegt werden? Sicher nicht! Jeder obskure Zeitungsschreiber hingegen beansprucht für sein Produkt einen solchen Wert. Welche Konfusion liegt hier in den Begriffen!“

Niemand hat den alten Impulsen Europas so meisterhaft wie er die Richtung gewiesen. Weil Österreich in schweren Kämpfen gegen Bonaparte verblutete, bis jetzt größere Opfer als Preußen gebracht hatte, verstand dieser Minister die Notwendigkeit der Kompromisse. Die Überzeugung von der Unhaltbarkeit der napoleonischen Hegemonie bewahrte er indes inmitten aller Feste französischer Pracht. Er hat darin mehr Charakter gezeigt als unzählige Jakobiner. Ihm imponierte ja nicht die Farbe des Purpurs. Er glaubte an den endlichen Sieg des Durchschnitts, des Gewöhnlichen über

das Außerordentliche und Einmalige. Diese Annahme erschien ihm als das Ewige, auch wenn der Durchschnitt, das Gewöhnliche sich verändert und Menschen diese Veränderungen als das endgültige, große Glück feiern. Deshalb war er nie verzweifelt und nie begeistert, deshalb verstand er auch den jakobinischen Enthusiasmus ebensowenig wie den der preußischen Reformer. Die „Napoleonhasser“, wie er sie nannte, waren ihm verhaßt. Die von Bonaparte — schreibt er — „in einem so kurzen Zeitraum durchmessene Laufbahn hatte viele Beobachter verblendet und ihnen nicht die Muße gelassen, mit Ruhe und Unparteilichkeit die Bedingungen, auf denen seine Existenz beruhte, zu erwägen“. Österreich kannte auch weder die französische Not des Jahres 1792, noch die preußische des Jahres 1807. Metternich wäre in Berlin unmöglich gewesen, aber in Wien stand er an der rechten Stelle. Was er seinem Mitarbeiter Gentz, diesem wichtigtuenden Wiener-Berliner, wie ihn Boyen in seiner verständlichen Ungerechtigkeit nennt, vorwirft, charakterisiert die Art und die Methode seines politischen Denkens: „Gentz war stets geneigt, die Lagen in den grellsten Farben aufzufassen und von einem Extrem der Hoffnung zu dem des Mißlingens der Unternehmung überzuspringen. Alles, was zu kriegerischen Operationen gehörte, stand außer dem Bereich seines Fassungsvermögens. Er scheute sich selbst vor dem Ins-Auge-Fassen solcher Operationen, als fielen Schüsse auf dem Feld der Gedanken.“

Dieses Verständnis des Militärischen, das Metternich von jedem Staatsmann verlangte, ließ ihn an den Sieg Napoleons in Rußland glauben. Trotzdem legte er aber schon am Vorabend des Zuges Bonapartes gegen Osten den Grundstein der kommenden Koalition, versicherte dem Zaren, Österreich werde keinen wirklichen Krieg gegen Moskau führen, vermittelte zwischen Preußen und England. Auf jeden Fall wollte er als Reserve, als Sicherheit bei der Niederlage wie

bei dem Siege der Franzosen, die Koalition der konservativen Mächte wenigstens möglich wissen. Als Bonapartes Macht verröchelte, gab er ihr den entscheidenden Stoß, besiegte nicht nur den Kaiser, sondern auch die revolutionären Mächte im verbündeten Lager. Er hat kein anderes Ziel gehabt. Daß er es erreichte, spricht nicht gegen sein Talent. Fest steht nur, daß nach dem Siege über Napoleon in den Reihen der Verbündeten kein Politiker revolutionärer Gesinnung von gleichem Überblick und gleicher Sicherheit zu finden war.

Die begeisterten Führer der preußischen Reform, viele Schüler, Mitarbeiter und die nächsten Freunde Scharnhorsts verließen nach dem preußisch-französischen Bündnis den Berliner Dienst. Er selbst mußte die Leitung des Generalstabes niederlegen. Friedrich Wilhelm löste das Verhältnis Scharnhorsts zum Kriegsministerium, ohne ihn zu benachrichtigen und ohne daß er es wußte. Der Abgesetzte verließ Berlin, behielt jedoch die Aufsicht über die Kriegsschule, die Kontrolle über die Waffenfabrikation und über die Festungen. Scharnhorst duckte sich während jeder politischen Niederlage, um nicht gänzlich ausgeschaltet zu werden, um unter der Maske der Gleichgültigkeit immer noch ein Maximum von Möglichem zu erreichen. Aus Freundlichkeit für die Franzosen wurde Grawert das Kommando über die 20000 Preußen, die unter Napoleon kämpften, übertragen; dagegen empfahl Scharnhorst als zweiten Befehlshaber Yorck. Er bezeichnete auch die Stabsoffiziere des Korps, die zumeist durch seine Schule gegangen waren.

Scharnhorst fuhr nach Breslau, dem Sammelpunkt der Opposition, und lebte hier sehr zurückgezogen. „... Ich arbeite unaufhörlich an meinem Artilleriewerke, fahre alle Nachmittage mit meiner Tochter [und] dem Schwiegersohn aus; sehe niemanden als unseren Freund Boyen und den Prinzen August, wenn er mich zu Tisch bittet, was denn freilich oft kömmt. So lebt sich dann ganz gut...“

Das beginnende Alter versöhnt mit der Notwendigkeit — und notwendig erscheint jedes Geschehen. Der Mensch, der so viele unnötigen Erregungen, gescheiterte Versuche, übertriebene Gefühle, enttäuschte Erwartungen hinter sich hat, neigt zur Ruhe, auch wenn das Feindliche feindlich bleibt. Die Wollust des Verstehens entwaffnet. Man sucht nur das Warten in angenehmer Lage zu verbringen. Die dreizehnjährige Tätigkeit im preußischen Staat hat Scharnhorst überzeugt, daß man wohl entscheidende innere Veränderungen, nicht aber Bestimmendes in der äußeren Politik in einer Monarchie gegen den ausgesprochenen Willen des Regenten durchsetzen könne; und „unsere Regenten — schreibt er an Freunde — . . . wurden von Schulmeistern und Stockkorporalen gebildet . . .“ Er hofft nicht mehr auf Menschen, sondern auf Ereignisse, die zwingen werden. Große Veränderungen stehen uns in kurzem bevor, teilt dieser Resignierte Gneisenau und Boyen mit.

Breslau, im neutralen Schlesien, wird gerade in dieser Zeit wegen der großen Zahl der hierher halb Vertriebenen und halb Beordneten ein Klatschneest. Nach diesem Ort hat Hardenberg, unter vielen Ausreden, nicht nur die noch in Preußen verbliebenen Russenfreunde, sondern auch die allzu begeisterten Anhänger Napoleons verbannt, um ihre Verbindungen mit den Franzosen zu lockern. In dieser Enge bewegen sich die Leute in Kreisen, die sich schneiden. Der Feldmarschall Kalckreuth ist Gouverneur, überall vermutet er Verschwörungen und schreibt allzu fleißig Berichte nach Berlin. Scharnhorst ist ihm seit Jahrzehnten verhaßt, dabei sprechen schon Gerüchte von einer Haupt- und Staatsaktion, die er vorbereiten soll. Kalckreuth formuliert seine Anschuldigungen etwas bestimmter; vor allem hat es ihm der Tugendbund angetan, der um so mehr Stoff zum Reden gibt, als er geheim ist. Die Beschuldigten senden eine Delegation zu Kalckreuth, um zu pro-

testieren. Scharnhorst schickt das Protokoll der Unterredung als Beweis der Unschuld nach Berlin: „Mehrere . . . Briefe bezeichneten . . . , daß in Breslau sich ein Kreis von Mißvergnügten sammle, die die sträflichsten Absichten gegen . . . die bestehende Ordnung hegte, . . . Der General von Scharnhorst nahm . . . das Wort und erklärte, daß . . . es . . . ihn im höchsten Grade erbittern müsse, sich . . . verleumdet zu sehen, und daß, wenn dies nicht aufhören sollte, man am Ende zu außerordentlichen persönlichen Mitteln würde seine Zuflucht nehmen müssen . . . Der Herr Feldmarschall erwiderte: . . . Es hätte . . . doch der Glaube geherrscht, daß es eine große Fraktion gebe, die den Krieg mit Gewalt herbeyführen wolle; im ferneren Laufe der Unterredung führte Se. Excellenz noch an, . . . daß jemand es Sr. Majestät am Tage des Einrückens der Division von Gudin vorgeschlagen hätte, 10000 Berliner Bürger auf 10000 Kutschpferde zu setzen und damit die Franzosen anzugreifen . . . Der Herr Generalfeldmarschall Graf von Kalckreuth äußerte endlich noch, „daß es eigentlich in einem wohlorganisierten Staat keine geheimen Gesellschaften geben müsse“, worauf der Oberst Boyen hinzufügte . . . Da bey der Überzeugung, die wir hätten, in einem wohlorganisierten Staat zu leben, daraus auch die Gewißheit hervorginge, daß es keine geheimen Gesellschaften . . . geben könne. Se. Excellenz der Herr Feldmarschall . . . erzählte, . . . daß man die zu geheimen Verbindungen Gehörenden an dem Gesicht, dem Kompliment, der Sprache und der Kleidung sogleich erkennen könne, und daß er imstande wäre, wenn ihm jemand ein Kompliment gemacht hätte, sogleich zu wissen, ob er zu einer geheimen Verbindung gehöre oder nicht . . .“

Dieser Streit der Generäle als Nachklang der Reform, dieser Lärm in Krähwinkel kommt jäh zum Schweigen; denn im Osten Europas bleiben von Hunderttausenden von Menschen nichts als ihre Gerippe übrig. Die größte Armee des

Kontinents versinkt in der Schneewüste und löst sich in eine Unendlichkeit des Leids auf. Leute, die der Meinung sind, es lebe ein unersättlicher Rachegott, nennen diese Katastrophe das „Gottesgericht in Rußland“. Die Strategie der Jakobiner kann den Raum nicht besiegen, kann ebenso wenig wie die bürgerliche Revolution ihren Willen dem Reich der Zaren einprägen. Die Gewalt findet eine Schranke, zerbricht an den gesamten materiellen und moralischen Verhältnissen Asiens. Die Kanonen werden schwächer als die Pfeile der Kalmücken. Das Grab dieses Krieges ist von Geheimnissen umhüllt; es ist ein Friedhof ohne Kranz und ohne Stein, von der Zeit verdeckt. Wie groß war die Armee Napoleons? 600 000, 700 000 oder 800 000 Mann? Hatte die russische Führung überhaupt einen Plan? Wer hat Moskau angezündet? Welches ist die Verlustzahl dieses Feldzuges? Wo blieben die 200 000 Mann, die dem französischen Heer durch Desertion verlorengingen?

In dem ewigen Rhythmus des Kampfes, der den der Ruhe durchbricht, als ob der Friede selbst nur um des Krieges willen da sei, in der Reihenfolge brutalster Verwirklichungen der Ziele und Interessen, zeigt der russische Feldzug, wie wenig die Menschen über den Ursprung ihrer eigenen Schlachten und Niederlagen wissen; er zeigt aber auch, daß die moderne Armee überall erst durch den Willen der vielen, durch den grausamen Elan der Masse als liebstes Kind der sozialen Revolution das Licht der Welt erblickte. Die Wellen der Empörung, in Paris geboren, als Danton auf der Straße den Altar der Macht segnete, erreichten Moskau, verursachten hier neue Wellen, die andere in Deutschland hervorriefen, welche dann Frankreich, das Land des Ursprungs, überschwemmten.

Als Napoleon den Njemen überschritt, war der Krieg noch lange kein „Volkskrieg“. Die Bauern wußten so wenig, was „Nation“ ist, wie 100 Jahre später, was „Diktatur des Prole-

tariats“ bedeutet. Sie waren Leibeigene, und die Nachricht von der großen Invasionsarmee drang nur langsam bis zu ihren Hütten vor; dann flüchteten sie — aus Angst vor dem gepredigten Patriotismus; denn er bedeutete Rekrutierung. Die Armen der Dörfer fragten sich und den Popen, welchen Sinn das alles habe; sie kommentierten auf ihre Weise die Ereignisse. Im Wirrwarr der Bündnisse, in denen Metternich, Hardenberg und Talleyrand sich nur mit Mühe auskannten, dichteten auch die Muschiks ihre Glossen. Ein Historiker, Dubrovine, hat viele davon gesammelt; die verbreitetste war: „Bonaparte hat unseren Zaren eingeladen. — Nein, mein Freund, antwortete der Zar, ich habe Dich zum Kaiser gemacht, komm Du zu mir.“

Der Bauer hatte aber Ursache, seine Meinung über diesen friedlichen Besuch schnell zu ändern. Je schwieriger die Verpflegung der französischen Armee wurde, desto radikaler plünderte sie; je länger, mühseliger die Märsche, desto mehr Marodeure brandschatzten. Jetzt erst verstand der Leibeigene den Krieg, und die Armen haben immer nur die Wahl zwischen zwei Arten von Ausbeutung. Sie flüchteten in die Wälder, verbrannten selbst ihre Dörfer, nahmen die Kuh, die Kinder, die Frau und den Popen mit. Der Bauer ist ein Traditionalist, als wäre er Mitglied der französischen Akademie, träumt von der Vergangenheit seiner Ahnen, und durch die Legende sieht er die ehemaligen Raubzüge der Polen. Erst jetzt zündete die Parole des Zaren: Raubt! Plündert! Mordet! Und der Krieg wird ein Volkskrieg, eine soziale Revolution à la russe. Es fehlt auch nicht das Dekorum für den Westen — die Mission. Der Zar verkündet, dieser Krieg sei „der Kampf für die Unabhängigkeit, gegen die Sklaverei, für den Triumph der liberalen Ideen, gegen das System der Barbarei“. Alexander ruft sogar den Adel und die Kaufleute, um von ihnen Seelen und Geld zu erlangen. Der Kaiser hat aber doch etwas Angst — wird

sich die Versammlung nicht vielleicht als Parlament konstituieren? Der Gouverneur Rastoptschin beruhigt die Majestät, er habe für Ordnung gesorgt: In der Nähe des Tagungsortes warten einige Wagen mit Gendarmen. Wer nicht gehorcht oder während der Zeremonie „Dummheiten“ spricht, wird sofort aus dem Saal geführt werden und in einem bereitstehenden Vehikel nach Sibirien transportiert.

Trotz dieser parlamentarischen Geschäftsordnung, die in allen russischen Revolutionen die Realität mit der Ideologie verbindet, und so die Tatsächlichkeit vor der angenommenen, gepriesenen Theorie durch Gendarmen schützt, wurde der Krieg dank der Erregung der Massen doch ein Volkskrieg. Denn die Bewegung der Dörfer und Städte vermochte die Psyche des Militärs zu formen, den Geist der Entschlossenheit zu bilden, die alten strategischen Grundsätze zu durchbrechen, die Armee mit Erbitterung zu erfüllen.

Im ausgeraubten Ostpreußen empfängt das große Staunen der Massen die erfrorenen Reste der französischen Armee.

„Darin, — schreibt Schön an Hardenberg fünf Wochen vor Tauroggen aus Gumbinnen — daß die französischen Offiziere keine Ordnung halten . . ., scheint mir Grund genug zu liegen, die Macht wieder aufzunehmen, die unserem König zusteht . . . Denn sollten die Franzosen hier durchretirieren, so ist . . . der Aufstand höchst wahrscheinlich . . . Der Glaube an die Unüberwindlichkeit ist durch die Äußerung jedes Soldaten und jedes Juden, der von der [französischen] Armee kommt, erloschen . . . Der hiesige Kriegskommissar wollte . . . die . . . Schule . . . zum Lazarett nehmen. Als die Bauern auf dem nächsten Dorf davon hörten, hielten sie sogleich einen französischen Transport mit Gewalt an . . . Und diese Stimmung . . . ist um so lebhafter, weil niemand mehr glaubt, daß wir nicht imstande wären, den Greueln zu begegnen.“

Die kriegerische Lösung ergab sich am Abend der napoleonischen Macht von selbst. Diese Macht hat die Masse zur Gewalt erzogen, hat gezeigt, daß man zum Siege keine Perücken, keine gepuderten Soldaten, keine mysteriöse Mathematik brauche. Die Revolution ist der Kampf ungezählter Freiwilliger, die Bewegung des Schützen, der selbständig den Feind und die Deckung sucht. In Preußen deckte sich der Krieg mit der Revolution. Die Massen sahen den Feind; er war in ihrem Bewußtsein das Hindernis zur Befreiung von aller Not. Die Politik dieses Gefühls hat Scharnhorst militärisch im amtlichen Exerzierreglement formuliert: „Derjenige ist der beste leichte Infanterist, der am wenigsten Maschine ist . . . Bei den Übungen im Tirailleurgefecht muß alles Formelle fortfallen.“

Der historische Prozeß mündete jetzt in Akte, und die Kräfte, die die Reformer trotz allen ihren Mühen nicht hätten überschäumen lassen können — weil kein Individuum eine politische Lage, wie überhaupt den ganzen Boden, auf dem sich neue Tatsachen erheben, zu „machen“ vermag — wurden vom Gang der Ereignisse ausgelöst.

Am Anfang jeder kriegerischen Situation, in der die Menschen am lautesten toben und schreien, sind sie am ohnmächtigsten. Was einzelne in dieser Lage zur Führung befähigt, ist der Wille, der alle sich widersprechenden Ereignisse besiegt, um das allgemein Erwartete zu erreichen.

Diesen Willen, der der großen Erregung die erwartete Richtung gab und aus ihr organisierte Energien formte, hat Scharnhorst gehabt.

Seine geduldige Vorarbeit langer Jahrzehnte wirkte auch dort, wo er nicht anwesend war; seine Mühen wurden zu Realitäten, überraschten ihn selbst durch die Plötzlichkeit ihrer Wirkung. Tauroggen war das Werk seines politischen Einflusses. Yorck hatte zu seinen entschlossensten Gegnern gehört, ihn beim König denunziert, die Reformer nur „Kraft-

genies“ oder „Phantasten“ genannt. Scharnhorst kannte aber seinen Gegner besser, als dieser ihn; er wußte, daß Yorck in einer verwickelten Situation immer rücksichtslos, entschlossen handeln würde, daß sein Junkertum ihm vor dem König eine gewisse Unabhängigkeit gab, und bewirkte deshalb seine Ernennung. Jetzt lag Yorck vor den siegreichen Russen mit den rätselhaften Instruktionen seines Königs in Händen: „Nach den Umständen handeln! Napoleon großes Genie sein! Nicht über die Schnur hauen!“ „Yorck ist“ — schreibt Franz Mehring — „immer ein Soldat der alten Schule geblieben, aber ein fähiger und tüchtiger Soldat, der sich mit den Reformen, soweit sie in sein Fach einschlugen, doch allmählich befreundet hatte . . . Er entstammte dem kleinen kassubischen Adel, der zahllos war wie Sand am Meer“.

„Sicherlich war — meint Franz Mehring weiter — der Franzosenhaß der Junker sehr zweideutigen Ursprungs: auch sie drückte das Franzosenjoch, und sie hofften nach Vertreibung der Franzosen auf die Wiederherstellung der Vorrechte, die sie durch die französische Eroberung verloren hatten. Jedoch sie traten damit an die Spitze einer volkstümlichen Bewegung, und sie bewiesen, daß der Wille sich auch gegen den Willen des Königs durchsetzen könne.“

Diese Tradition adliger Querulanz und Opposition wurde in Tauroggen eine kriegerrische Macht wie die Erhebung der Massen. Es sind immer die entgegengesetzten Kräfte, die — wenn sie sich auch später wieder trennen — ein und dasselbe Resultat erzeugen. Aus keiner Umwälzung spricht nur ein Element; aus verschiedenen Elementen werden entgegengesetzte, aus entgegengesetzten feindliche; denn die Innen- und Außenpolitik vollzieht sich in Bündnissen und Gegenbündnissen der Klassen, Schichten und Nationen. Hier in Tauroggen entstand die kriegerrische Lösung als einzige Möglichkeit aus den militärischen und diplomatischen

Umständen. Während der Niederlage muß man immer zurück-, während des Sieges immer vorgehen. Der Strom, der die Russen bis an die preußische Grenze gebracht hatte, trieb sie jetzt über die Grenze hinüber. Yorck konnte sich nur dem entgegensetzen oder mitschwimmen. Dieser militärpolitische Impuls mußte stärker sein als alle Berliner Diplomatie, als alle Berechnungen Friedrich Wilhelms. Der Entschluß Yorks entsprach dem Impuls seiner junkerlichen Tradition und der Energie der neuen Massenbewegung: er erklärte durch seine Handlungen Frankreich den Krieg. Seine Vertragsfreunde auf russischer Seite waren Preußen. Der Unterhändler des Zaren, General Diebitsch, war ein Preuße; seine beiden Berater waren Graf Friedrich Dohna, der Schwiegersohn Scharnhorsts, und Clausewitz.

Nach Tauroggen ließ Scharnhorst die Maske der Bescheidenheit fallen, drang auf sofortiges Rüsten, meinte, „da die Alliierten uns nicht schützen können, müssen wir es selbst tun, soweit wir es imstande sind“. Seine Ernennung zum Mitglied der Rüstungskommission neben Hardenberg und Hake gab ihm freie Hand noch vor dem offiziellen Bruch mit Napoleon. Noch ein anderer „putschte“ gegen den König — Stein, der alle diplomatischen Fäden mit Frankreich durchschnitt, im Namen des Zaren drohte und die Unentschlossenen überrumpelte, die Unterhändler beiseiteschob. Der formale Ursprung dieses Krieges ist Rebellion in Tauroggen und Putsch in Breslau. Die Machtstellung Scharnhorsts bedeutete den Krieg und das Bündnis mit St. Petersburg. Der russisch-preußische Vertrag verpflichtete Friedrich Wilhelm zur Aufstellung einer Landwehr. Dies war die dringliche militärische Hilfe, die der im Namen Alexanders sprechende Stein den Reformern brachte. Es war nach der Kriegserklärung der nächste Zwang auf das königliche Haus.

Alles, was Scharnhorst ein Leben lang erstrebt hatte, konnte er jetzt in einigen Wochen durchführen. Alle Maß-

nahmen, die er traf, waren in seinem Gehirn aufgeschrieben, als wären sie wohlgeordnete Mappen in einem Archiv: die Verordnung zur Bildung Freiwilliger Jägerdetachements, die Aufhebung der bisherigen „Exemtionen“, die Freikorps, die Landwehrverordnung, der Landsturm. Im Landsturm lebte die letzte militärische Reserve, hier ist die Wehrpflicht durchgeführt: „... Eine Landwehr — schreibt er — wird organisiert, von der ich den Plan selbst und allein ausgearbeitet habe ...“

Die Schwierigkeiten zeigten sich nicht im allgemeinen Durchbruch des neuen militärischen Gedankens, sondern auf dem Gebiet des Persönlichen und in den allgemeinen Fragen der Politik, der obersten Kriegführung, in den wechselseitigen Beziehungen der russischen und preußischen Stäbe.

Hatte die alte Hierarchie kapituliert, so versuchten die im Innern Besiegten dennoch die Staatsgeschäfte weiterzuführen. Knesebeck kämpfte mit diplomatischer Beharrlichkeit und persönlicher Freundlichkeit gegen den Einfluß Scharnhorsts. „Ich sehe — schreibt der jetzt für kurze Zeit ungehindert arbeitende Scharnhorst — überall Schwierigkeiten in der Ausführung großer Pläne.“ Um seinen Einfluß nicht zu verlieren, um die Berufenen auf die wichtigsten Posten befördern zu können, um besser die Intrigen zu parieren, entschloß er sich, auf jedes selbständige Kommando zu verzichten, obwohl es natürlich erschien, daß gerade er die Führung übernehmen würde. Halb freiwillig und halb gezwungen ging Scharnhorst in diesem erwarteten Augenblick seines Lebens leer aus, bemühte sich aber, ein gleichgültiges Gesicht zu zeigen, um nicht Maßgebende zu verärgern und dadurch jede Wirkungsmöglichkeit zu verlieren. Scharnhorst hatte darin eine lange Praxis; in allen Kriegen, die er bis jetzt mitgemacht hatte, dachte und entschied er als Quartiermeister für die offiziell bekränzten Generäle.

„Alles — schreibt er seiner Tochter — ist im Fortschreiten . . . Ich habe die Gelegenheit, auf die Operationen einen entscheidenden Einfluß zu haben . . . Dabei habe ich kein Kommando nehmen können, ich habe mich nur begnügt, gute, brauchbare Leute hervorzuziehen, ich konnte nur dies durchsetzen, wenn ich selbst allem entsagte.“

Scharnhorst hat es zu verhindern gewußt, daß die preussische Armee von den vielen Anwärtern, die sich plötzlich meldeten und die alle im Geist alter Heeresführung lebten — weil sie die veränderte Politik auch dann nicht begreifen konnten, wenn sie sich als Hüter des neuen Militärreglements betrachteten —, geführt würde. Alle besiegten Generäle, Kalckreuth und Tauentzien, Rüchel und L'Estoc, wollten ihre Revanche an Bonaparte nehmen, versprachen die Gaben ihrer Weisheit. Hinter dem diplomatischen Vorhang, der die Gegensätze der sich bildenden Koalition verdeckte, war ein weiter idealer Platz für persönliche Wünsche und Ziele. Im Gestrüpp politischer Feindschaft konnten sich die Ehrgeizigen verstecken, geheime Wege des Erfolges finden. Scharnhorst bemühte sich um die Ernennung Blüchers, nicht weil er von dessen Kenntnissen überzeugt war, sondern weil dieser alte Mann dank seinem Charakter die Führung und die Arbeit der Wissenden nicht erschwerte, frei von dem martialischen Ehrenstandpunkt gewöhnlicher und ergrauter Obermanövranten war, die große, entscheidende Fähigkeit besaß, sich für das Kühne zu begeistern. „Mein alter Blücher — schreibt Scharnhorst — ist ein braver Mann, ich habe für ihn alles getan; denn von der Führung einer Armee weiß er nichts. Aber er ist immer mit einem guten Geist am Platze.“

Der Einfluß Scharnhorsts wurde immer kleiner, die Vermittlung zwischen den Stäben der russischen und preussischen Armee, die Vermittlung zwischen Stein und Hardenberg, die politische Arbeit zur Gewinnung der Sachsen erweiterte

zwar seinen Wirkungskreis, machte aber aus ihm nur einen Ratgeber, raubte ihm dadurch die Möglichkeit selbständiger Entscheidungen. Seine bewiesene organisatorische Fähigkeit, die niemand leugnete, wurde als Waffe gegen ihn angewandt, wie oft das Talent eines Menschen auf einem Gebiet die Meinung aufkommen läßt, er könne nur in seinem Fach Außergewöhnliches leisten. Nichts aber hemmt mehr die Arbeit eines Mannes, dessen Pläne das Gewöhnliche überschreiten, als die Notwendigkeit, seine Ansichten erst der Beurteilung anderer aussetzen zu müssen. In dem Kampfe der Instanzen, der jeden Krieg begleitet, gelang es Scharnhorst nicht, sich durchzusetzen. Diese Niederlage war aber nicht nur ein Sieg der alten Armeehierarchie, sie hing auch mit seinem Charakter zusammen — seine Fähigkeiten brauchten zum endgültigen Erfolg immer längere Zeit. Die auffallende „Unbehilflichkeit im Ausdruck“, die Clausewitz an seinem Lehrer beschreibt, verließ ihn auch jetzt nicht. Er fühlte sich dadurch gehemmt.

Knesebeck, der mit der praktischen Stärke, die oft die gute Meinung über sich selbst schenkt, auftrat, und dessen militärische Perspektiven sich mit denen der Russen deckten, wurde Generaladjutant Friedrich Wilhelms und verlangte Vollmachten, die einer Diktatur gleichkamen. Seine Meinungen bewegten sich ganz in der Bahn der alten Schule; er begriff nur eine Erscheinung, die absolute Macht Napoleons, nicht aber auch dessen Vernichtungsgedanken in der Strategie. „Knesebeck — schreibt der Mitarbeiter Scharnhorsts, von Lilienstern, — . . . ist durchaus unentschlossen, weitläufig . . . kleinlich und eifersüchtig. Scharnhorst hat er . . . bis aufs Blut geärgert. Er war auch schuld, daß der Kriegsminister Scharnhorst zum Chef des Generalstabes eines Armeekorps degradiert wurde.“

Obwohl Scharnhorsts Vorschläge nicht durchdrangen, verzweifelte er nicht, weil die Erregung der Massen, die

Bewegung des Landes, die Mobilisierung aller Kräfte ihm die Elemente des Krieges zeigten, die er ersehnte und alle strategischen Klügeleien durchbrachen. Die Stärke des neuen Inhaltes mußte die neue Form finden; denn auch die Strategie wird nicht dekretiert, sondern entsteht aus dem Kontakt der Elemente. Der Zurückgesetzte blieb jedoch erbittert. Als der Zar und der König ihm ihre glitzerndsten Orden schenkten, schrieb er seiner Tochter: „... Ich achte diese Erbärmlichkeiten nicht; meine Belohnung kann mir niemand geben und nehmen...“ Er sah aber den großen Trost im Bild des modernen Krieges, der jetzt nicht mehr nur auf gegnerischer Seite die Vollendung fand. Er erhob sich über sein persönliches Mißgeschick. Der Anblick dieser erwartungsvollen Tage belohnte ihn durch die Eitelkeit, die der Mensch empfindet, wenn er glaubt, daß seine Vergangenheit nicht im Nichts versinkt.

Einige Jahre nach der Besiegung des Kaiserreichs sagte Chateaubriand, daß, wenn eine Vogelscheuche mit dem grauen Überrock und dem Hut Napoleons an der Küste von Brest erschiene, ganz Europa zu den Waffen greifen würde. Jetzt zu Beginn des Feldzuges war Bonaparte, der zur „Strafe“ nur noch Buonaparte genannt wurde, noch lange nicht besiegt. Nach einem 20jährigen Kriege wiederholte sich das Schauspiel der ersten Revolutionsjahre — jetzt aber erinnerten die Soldaten beider feindlicher Armeen an die Pariser Freiwilligen von 1792. Die ungeübte, schlecht bewaffnete preußische Landwehr lernte erst im Krieg die Kampfmethoden kennen, neigte, wie die Halbbrigade Carnots, zum Elan des Angriffs und zur Panik der Flucht; der Drill hatte noch keine Zeit gehabt, zum unbedingten Trompetengehorsam zu erziehen. Die Armee Napoleons bestand aus jungen ungeübten Soldaten. Fast 70 Prozent von ihnen waren 18—20 Jahre alt; erst auf dem Wege zur Schlacht lernten sie schießen und marschieren.

Die Führer der beiden Heere aber kannten die Schlacht. Zwei Jahrzehnte lang hatten sie — seit Valmy — den neuen Strom ungezählter Schmerzen gesehen, unzählige Male das kriegerische Handeln nachempfunden. Die jungen Soldaten fanden Führer einer noch nie gesehenen Auslese.

Das Neue hatte schon seine eigene Tradition.

Waren aber die Kräfte Frankreichs am Ende, hatten die kriegerischen Möglichkeiten alles erschöpft, leerten sich die Provinzen von Menschen wie die Magazine von Proviant, arbeitete die Industrie immer langsamer, versiegten die materiellen Mittel noch vor den moralischen, intrigierten die oberen Klassen gegen die bestehende Herrschaft und neigten Teile der Landbevölkerung zur Rebellion — so standen die Verbündeten erst am Anfang ihrer militärischen Entwicklung. „Mag auch der Feind — schreibt Scharnhorst seiner Tochter — noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege über uns jetzt erfechten, die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Laufe dieses Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann. Hier-von bin ich fest überzeugt, und Du weißt, daß ich eher schwarz als rosenfarbig sehe.“

Im Frühling dieses Jahres 1813 erhob sich diesseits und jenseits des Rheins die Jugend wie zu einem Fest. Sie proklamierte heilige Ziele, um die furchtbare Aufopferung zu veredeln; sie war in Frankreich nicht weniger begeistert als im unterdrückten Preußen. Der Rest des russischen Feldzuges — 10000 Mann — folgte Napoleon freiwillig. Nach zwei Jahrzehnten Krieg war die Schlacht die populärste Volksangelegenheit, und Revolutionen waren nur möglich für, aber nicht gegen den Krieg.

Um in Geschichte eingeweiht zu werden, um das Erbteil der Vergangenheit zu empfangen, um das Leben zu erkennen, wurde die neue Generation von der alten aufs Schlachtfeld geführt. Scharnhorst hatte bei Großgörschen

seine beiden Söhne neben sich. Alle kaum erwachsenen Soldaten kämpften hier um die Dörfer mit einer Zähigkeit, als ob der Krieg seinen Triumph feierte, endlich die allgemeingültige Form für ein kommendes Jahrhundert gefunden zu haben. Vor vier Jahrzehnten konnte Voltaire hundert solcher und ähnlicher Sätze schreiben: „Betrachtet diese Schlachtfelder, auf denen Schwachsinnige andere Schwachsinnige niederwerfen . . . Das ist die Folge eines Streites zwischen unwissenden Ministern, von denen keiner ein Wort vor Newton, vor Locke, vor Halley hätte sagen können . . . Tretet nachher in dieses Spital ein, wo man die noch nicht Gestorbenen zusammenpreßt, ihnen das Leben durch neue Qualen entreißt . . . Betrachtet diese Arme, diese Beine, diese blutenden Gehirnmassen . . ., betrachtet die in lächerliche Kostüme Gekleideten, die für ein schäbiges Einkommen in einer fremden Sprache ein sehr dunkles und sehr banales Lied singen, um sich beim Vater der Natur für das gegenseitige Massaker der großen Helden und Unterhelden à 1/2 Guinee im Tag zu bedanken.“

War der Inhalt dieser Kritik der Sinn der großen Umwälzung, die mutig versuchte, mit dem ganzen Optimismus, dessen die Menschheit fähig ist, alle Dörfer und Städte in den Strahlen des ewigen Friedens erglänzen zu lassen, oder war es diese Schlacht bei Bautzen, in der die Jünglinge zweier großer Völker starben, in der sich die Arrieregarde, die letzte Kohorte der französischen Revolution mit der Avantgarde desselben Prinzips, das nun auf der anderen Seite focht, zur gegenseitigen Vernichtung traf? Ungehört stampft in dieser Schlacht der unbarmherzige Schritt der Veränderung, die die Menschen Fortschritt nennen, und die sich in der Armee widerspiegelt. Hier ist die Wiege der Wehrpflicht; ihre Voraussetzung ist die Freiwilligkeit; denn der Staat hat noch keine Machtmittel, sie mit Gewalt durchzuführen.

Napoleon, der zu Beginn der Schlacht nicht auf dem Kampffeld war, eilte bei den ersten Kanonenschüssen dorthin. „Er flog — erzählt ein Augenzeuge — von einem Punkt zum andern, trieb und trieb, um nur noch einige Vorteile des Terrains zu erlangen . . . Schon schritten seine Kolonnen über die Leichen des feindlichen vorderen Treffens, welches hier gestanden hatte; schon ließ er immer hastiger die hinter Starsiedel liegenden kleinen Hügel besetzen . . .“ Trotz der Niederlage der Verbündeten behielt der Kaiser nur das Schlachtfeld. Die Preußen führten einen Rückzug ohne Auflösung durch, ohne Plünderung, ohne Waffenverlust, ohne Desertion. Der Armeekörper blieb intakt. Der neue Aufbau — gerade, weil es sich um eine Niederlage handelte — hatte sich bewährt, sogar schneller, gründlicher als der Carnots. Hier war der Prüfstein der Reform, und hier war schon der Stamm der Unterführung kommender Kämpfe zu sehen. „Durch die Unteroffiziere — schreibt Napoleon — lenkt man die Welt und das Volk.“ Während der Schlacht, schon in den Stunden, da aller Kampf bald zu Ende schien, wurde Scharnhorst in der Linie der Reiterei verwundet.

Diese Schlacht mündete in Diplomatie. Der Impuls der Völker belebt die ungewisse Stille der österreichischen und englischen Kabinette, erzeugt ein einheitliches kriegerisches Empfinden, kann aber die besonderen politischen Linien, die geographischen Gesichtspunkte, die wirtschaftlichen Interessen der großen Mächte: England, Rußland und Österreich nicht aufheben. England, dessen antifranzösische Glocke seit zwanzig Jahren läutet, bleibt trotz neuen gewaltigen Aussichten kühl, weil es nun endlich die Sicherheit des Erfolges spürt, weil man in London „über den Krieg in Deutschland wie über den Krieg in Indien spricht“.

Die „Befreiung“ ist für Britannien nur denkbar als ein gewonnener Handelsvertrag, der aus Neapel, Sizilien, Spanien und Portugal, aus den deutschen Hansestädten, aus

Holland, aus den Rhein-, Elbe- und Odermündungen anerkannte Interessengebiete seiner kommerziellen Herrschaft macht. London weiß, daß Preußen ohne finanzielle Hilfe jede Kanone und jedes Pferd erbetteln muß, will aber erst die Versicherung, daß niemand ohne seine Zustimmung den Frieden mit Bonaparte schließen wird. Ist überhaupt Britannien die Führung der Koalition nicht schon aus den Händen entglitten? Dieses preußisch-russische Bündnis bewegt sich, und dieser Zar im Herzen Europas spricht von „Mission“. London weiß, daß das Wort Mission immer nur ganz umrissene Interessen verdeckt, da es in der Politik kein Opfer, sondern nur gute oder schlechte Geschäfte geben kann.

Metternich ist der Vermittler, weil er Rußland noch mehr mißtraut, als es Pitts Nachfolger aus alter und kluger Gewohnheit tut, und Österreich vermag jetzt militärisch zu entscheiden. Wien wird nur als Verbündeter Englands in das preußisch-russische Bündnis eintreten. Der Kanonenlärm von Großgörschen verliert sich förmlich in den Geräuschen dieser sich widersprechenden Interessen einer werdenden Koalition. Das Zwiegespräch der Diplomaten ist jetzt entscheidender als das Verröcheln der Massen in der Schlacht.

Deshalb fährt Scharnhorst nach Österreich trotz weiteren Rüstungen, die er leitet. Es gilt nach der Schlacht von Bautzen die Landwehr zu reorganisieren. Man überläßt dem Verwundeten gern diese große Schreibtischarbeit des Kriegsministeriums. Scharnhorst entschließt sich schwer, seine Tätigkeit zu verlassen. „Niemand — schreibt er einem Freunde — weiß im Inneren die Wege und Mittel, niemand hat die erforderliche Autorität, wenn ich weg bin; ich fürchte große Stockungen.“ Er glaubt indes, bald zurück sein zu können, nachdem er Metternich klar auseinandergesetzt hat, daß, wenn auch die Landwehr starke Armeen verspricht, ein

frisches, aktives österreichisches Heer ihr erst die Zeit zur Organisation geben müsse.

In diesen Jahrzehnten haben alle Soldaten, die nicht gepreßt in die Kaserne kamen, noch vor Napoleon eine „napoleonische Gelegenheit“ während des Krieges gesucht. Diese persönliche Initiative entsprach dem Geist und dem Sieg der neuen Strategie, die die Menschen schon vor allen Generalstäben unbewußt leitete. Die „napoleonische Gelegenheit“ war der Drang zur Schlachtentscheidung, der Blitz, der Schwung der modernen Fechtweise, die veränderte Romantik, das Rittertum des 19. Jahrhunderts, die Poesie, ohne die die Kreatur viel schwerer kämpfen würde, der große Schleier, der Spitäler und Massengrüfte mitleidig bedeckte. Die Illusionen, die von der Kriegführung hervorgerufen wurden, waren ein großer Teil ihrer Kraft. Der Soldat, wie jeder Mensch, muß die Gitter seines Daseins vergessen. Die Armee wurde das große Märchenland der bürgerlichen Demokratie, wie es im Mittelalter die Kirche war und wie es im 20. Jahrhundert der Sozialismus ist. Wie das Individuum ohne Nahrung sterben würde, so auch die Geschichte ohne jene großen Impulse, in denen das Elend mit dem Ideal eine unteilbare Einheit bildet.

Bonaparte, der sich selbst viel bescheidener als seine zeitgenössischen Schmeichler, die Senatoren, und seine zukünftigen Übertreiber, die Biographen, einschätzte, hat nie behauptet, die neue Strategie erfunden zu haben, nannte sich „das Werk der Umstände“. Die Verhältnisse, meinte dieser Cäsar, hätten ihn emporgetragen; deshalb sagte er auch zu Daru im Augenblick des Thronverzichtes: „Das kostet mich nicht mehr als alles andere.“ An der Spitze der Herrschaft wie schon als Zwanzigjähriger hat er die große Gelegenheit zur Schlachtentscheidung gesucht, war als Kaiser unzufrieden wie ein Leutnant, der beim letzten Avancement vergessen wurde. Denn seine uner-

füllte Sehnsucht blieb, sechs Stunden lang dank einer kühnen Entscheidung das Meer zu beherrschen — das war Napoleons „napoleonische Gelegenheit“, die er immer suchte und nie fand.

„Welcher Unterschied — fragt Pascal — ist zwischen einem Soldaten und einem Chartreusermönch in betreff des Gehorsams? Sie müssen beide gehorchen, sind beide abhängig und müssen sich beide einem Dienst unterwerfen, der gleicherweise mühselig ist. Der Soldat aber hofft immer, Herr zu werden, und wird es nie; denn die Kapitäne und Prinzen sind immer Sklaven und immer abhängig; aber er hofft immer und arbeitet immer auf dieses Ziel hin. Der Chartreusermönch hingegen hat ein Gelübde getan, stets abhängig zu bleiben. Sie unterscheiden sich also nicht durch die ewige Knechtschaft, der beide unterworfen sind, sondern durch die Hoffnung, die der eine immer, der andere nie hat.“

Diese Freiheitshoffnung, dieser Wille zur Entscheidung, diese Sehnsucht nach der „napoleonischen Gelegenheit“ mußte auch Scharnhorst beleben, sonst wäre er nicht ein Soldat der modernen Armee. Am Vorabend des Krieges glaubte er, das Ziel erreicht zu haben. War dieser Kriegsminister das Haupt der Reform, so auch der erste, der moralisch „enthauptet“ wurde. Mit ihm begann der große Hinauswurf. Sein Schüler Gneisenau — über den er noch vor kurzem schrieb: „Gneisenau versieht meinen Dienst unter meiner Anleitung; wenn er angelernt, soll er ein Korps kommandieren“ — der Blücher leitete, den Plan eines Hauptquartiers in allen Einzelheiten entwarf und durchführte, Napoleon besiegte, wurde nicht anders behandelt. Boyen, der Nachfolger Scharnhorsts in der Organisation der Landwehr, erlitt dasselbe Schicksal. Auf französischer Seite traf es Carnot, diesen noch von niemand übertroffenen Organisator des Widerstandes, der von Bonaparte

in den Tagen kaiserlicher Pracht verbannt, in den Stunden der siegreichen feindlichen Invasion aber zurückgerufen ward, weil man, wie Napoleon sagte, von neuem die Stiefel des Jahres 1792 anzuziehen habe. Er mußte aus Frankreich flüchten, starb als armseliger Emigrant in Magdeburg. Marschall Ney, der in Rußland, wo das Elend alles Gold der Epauletten herunterriß, auch mit dem Gewehr in der Hand, noch Marschall blieb, wurde von den Bourbonen in Paris erschossen. Die moderne Armee setzte sich auch ohne ihre Führer durch; ihre fähigsten Soldaten aber wurden entweder auf den Feldern des Krieges oder in den Höfen vaterländischer Bürokratie begraben. Carnot und Ney, Scharnhorst, Clausewitz, Gneisenau und Boyen waren Menschen desselben Prinzips, derselben Strategie und desselben Schicksals. „Da ich — klagt Scharnhorst — nicht kommandieren darf, so ist mir alles gleich . . . An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte.“

Jetzt reiste Scharnhorst trotz der Wunde, die sich täglich verschlimmerte, von Breslau nach Zittau, von Zittau nach Prag, von Prag nach Znaim und von Znaim wieder nach Prag.

Metternich ist zum Eintritt in das preußisch-russische Bündnis entschlossen, möchte aber Scharnhorst nicht in Wien haben. Die Jakobiner, die man leider zuweilen braucht, sollen, denkt er, bei sich zu Hause bleiben. Der preußische Unterhändler verhandelt in Prag mit Radetzky und Schwarzenberg. Hier überzeugt sich der schwer Leidende, daß Österreich die erhoffte Hilfe leisten wird.

Im Fieber, am Abend der Gedanken, durch die Reihenfolge ungezählter körperlicher und seelischer Müdigkeiten, die das Dasein gebildet haben, glänzt alles nicht Erreichte, lösen sich die Gefühle in einen Traum der Sehnsucht auf.

„... Mein Leben — schreibt er seiner Tochter — gebe ich für das Kommando eines Tages ... Daß ich ... nie mich unzufrieden äußere und jetzt so ganz anders Dir schreibe, wird Dich befremden. Es ist aber dies kein Brief, sondern eine eigentliche Nachricht für Dich, wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr dasein sollte.“

Vor dem Ende, vor dem 28. Juni 1813, schickt er einen Zettel an Knessebeck, faßt noch einmal seine Lehre, die Lehre Clausewitz', zusammen, warnt vor Dogmatik und vorgefaßten Meinungen — „... eine terrible Inflammation und ein 24stündiges Fieber, in dem ich beständig phantasie ... Ich bitte Sie, auf einen Punkt aufmerksam zu sein, immer sich nach Umständen der gegenseitigen Lage der Armeen zu richten ...“

Diese Zeilen sind die letzte Anstrengung.

Der Mensch sieht im Sterben, was er auch schon während des Lebens immer erkennen muß, seine Gebrechlichkeit, seine nebensächliche, unwichtige Rolle in der Verkettung der Dinge; und trotzdem ist er imstande, im Leben und auf dem Totenbett durch eigene Gedanken zu wirken, Energien zu lösen; er widersetzt sich, er handelt. Aus dieser Erregung jedes einzelnen spricht Gegenwart und spricht Geschichte.

Im gleichen Verlag erschien von

Valeriu Marcu

LENIN

Verschwörer und Diktator im Osten

30 Jahre Rußland

Mit zahlreichen, zum Teil unveröffentlichten Bildern.

13. Auflage. Preis geh. M. 6.—, in Leinen M. 9.—

Das Buch . . . ist eines der stärksten Dokumente der jungen deutschen Geschichtschreibung; ich wüßte ihm unter den Arbeiten unserer Generation nichts Gleichartiges zur Seite zu stellen. Marcu ist die stärkste Hoffnung unter den jungen Historikerschriftstellern.

Literarische Welt

Eins der gedankenreichsten Werke der letzten Zeit, das keine Folgerungen kennt und dennoch den aufmerksamen Leser viel, sehr viel Interessantes erfahren läßt.

Deutsche Zeitung

In diesem Buch, das nebenbei zu einer erschütternd eindringlichen Darstellung der russischen Revolution wird, ist kein leerer Winkel, alles ist gefüllt mit Stoff und der Stoff durchtränkt von kritischem Denken.

Die Weltbühne

Gegenüber allem, was wir an Historiographie kennen, ist es absolut abstechend, eigensinnig, original. Eminent die Fähigkeit des Autors zur Zusammenfassung.

Berliner Tageblatt

Im gleichen Verlag erschienen:

MUSSOLINI
LEBENSGESCHICHTE
Der napoleonische Aufstieg eines Mannes
Vom Maurer zum Diktator

Nach autobiographischen Unterlagen von *Margherita Sarfatti*, der intimsten Mitarbeiterin Mussolinis seit seiner Sozialistenzeit. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe herausgegeben von *Alfred M. Balle*.
23. Auflage. Preis geheftet M. 6.—, in Leinen M. 9.—

T. E. LAWRENCE
Aufstand in der Wüste

Einzig autorisierte Ausgabe. Deutsch von *Dagobert von Mikusch*. Mit 4 Tiefdruckbildern und einer Gelandekarte. Preis geheftet M. 6.—, in Leinen M. 9.—

LASSALLE
Die Macht der Illusion
Die Illusion der Macht

Von *Arno Schirokauer*. Mit zahlreichen Bildern. 10. Auflage. Preis geheftet M. 7.—, in Leinen M. 10.—

NOBEL
Dynamit, Petroleum, Pazifismus

Autorisierte Ausgabe der Nobel-Stiftung
Herausgegeben von *H. Schück* und *R. Sohlman*. Übersetzt von *Dr. W. H. v. d. Mülbe*. Mit zahlreichen Bildern. 10. Auflage. Preis geheftet M. 7.—, in Leinen M. 10.—

EDISON
Der Mann und sein Werk

Von *George S. Bryan*. Einzig autorisierte Ausgabe mit zahlreichen, größtenteils unveröffentlichten Bildern. Deutsch von *Karl Otten*.
10. Auflage. Preis geheftet M. 6.—, in Leinen M. 9.—

HENRY FORD
Mein Leben und Werk
Das Große Heute
Das Größere Morgen

2 Bände. Einzig autorisierte Ausgabe. Deutsch herausgegeben von *Marguerite u. Curt Thesing*. Jeder Band geheftet M. 6.—, in Leinen M. 9.—, in Halbleder M. 12.50.
In Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet.

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG





38638/
2.